

Traumland

HUNZA

IRENE v. UNRUH
TRAUMLAND HUNZA

"Ich schlief und träumte das
Leben wäre schön,
ich erwachte und sah - das
Leben ist Pflicht;
ich handelte und sieh' -
die Pflicht war Freude."
(Tagore)

Mit vielen lieben Wünschen
um ein frohes Fest.

Ell

Wihnachten 1955

IRENE v. UNRUH

Traumland
HUNZA

Erlebnisbericht von einer Asienreise

1955

Verlagsgenossenschaft der Waerland-Bewegung eGmbH.

Mannheim

1.—5. Tausend · Alle Rechte vorbehalten

Copyright 1955 by Verlagsgenossenschaft der Waerland-Bewegung eGmbH., Mannheim

Herstellung: Deutsches Druck- und Verlagshaus GmbH., Mannheim

Meinem Mann gewidmet!

Warum nach Hunza ?

Aus Idealismus. Als Arzt ist es mein Bestreben, dem Menschen durch eine gesunde, naturbelassene Lebensform eine feste Grundlage und ungeschwächte Abwehrkraft gegen alles Naturwidrige zu geben, weiterhin ihn über die schädlichen Folgen einer falschen Lebensweise aufzuklären und mit Hilfe einer sinnvollen Aufbaukost von richtig behandeltem Boden eine Widerstandsfähigkeit zu erreichen, die den großen Anforderungen unserer Zeit erfolgreich begegnen kann.

Wie wichtig diese Aufgabe ist, zeigt uns der Gesundheitszerfall zivilisierter Völker täglich eindringlicher durch die Statistik zunehmender Zivilisationserkrankungen.

Da bisher noch kein biologischer Arzt das Hunzavolk, das angeblich überhaupt keine Krankheiten kennen sollte, selbst besucht hat, sondern alle Berichte nur auf Angaben von vor Jahren dort gewesenen Engländern beruhten, unternahm ich 1954 meine Alleinreise nach Hunza. Allen denen, die mir dabei mit Rat und Tat behilflich waren, möchte ich an dieser Stelle nochmals ganz besonders herzlich Dank sagen!

Um „das gesündeste Volk der Erde“ zu besuchen, zog ich aus – in ein fernes Land, in dem grüne Felder unter silbernen Firnen lachen; in dem Menschen leben, die den verderblichen Atem unserer neuen Zeit noch nicht verspürten – in ein Land unter dem „Dach der Welt“, verborgen zwischen den hohen Grenzen der mächtigsten Gebirge unserer Erde – in das kleine Land Hunza. Ein Königreich aus verklungenen Tagen, ein einsames Hochtal im gewaltigen Karakorum-Gebirge, fern unserer Zeit, fern unserem Denken: Silberner Löwe auf grüner Flur – Traumland Hunza!

Was ich dort und auf meiner weiten Reise sah und erlebte, versuchen die folgenden Seiten wiederzugeben.

Murnau, im September 1955.

Arno von Kurat,

Schneller Start, aber – „Inschallah“

Endlich! — Es ist soweit: wieder darf ich die Alpen überfliegen. Ich besteige den mächtigen Silbervogel der KLM (Königlich-Holländische Luftfahrtgesellschaft), der mich in das ferne asiatische Hochland bringen soll.

Hunza, das kleine Gebirgsvolk im Karakorum, hinter dem Himalaja in Zentralasien, ist mein Ziel.

Nur drei Wochen hatte ich Zeit, alle meine Vorbereitungen zu treffen. Und wie viele unerwartete Schwierigkeiten tauchten dabei auf! Ich denke nur an die Tage auf der Pakistanischen Botschaft in Bad Godesberg!

Nun stehe ich also im Getriebe des internationalen Flugplatzes München-Riem, dessen Leben großzügig wie die ganze Flugtechnik erscheint. Die höflichen, elegant uniformierten Luftfahrtbeamten beantworten auch die überflüssigste Frage und geleiten die Fluggäste vom Schalter zur Gepäckverladung und weiter zur Paßkontrolle, die den Abschluß jener strapazenreichen Tage bildet.

Die Propeller werden angeworfen, leise donnert es durch die Maschine, ein leichtes Vibrieren unterstreicht die freudige Erregung. Langsam rollen wir nach vorne, wo die Leistungsprobe der Motoren vor dem Start durch Vollgas und Drehen auf Hochtouren als ein lautes Tosen verkündet wird. Dann ein rasches Fortrollen auf der glatten Betonbahn, im 200-Kilometer-Tempo über das Rollfeld und, ohne es eigentlich wahrzunehmen, befinden wir uns in der Luft.

Schnell und steil geht es hinauf. Noch einmal der Flugplatz – aber dann entschwindet uns die Stadt im Dunst der Atmosphäre. Von unten grüßen die Frauenkirchtürme herauf, während uns schon das Isarband begleitet und ich drüben den freundlichen Starnberger See glitzern sehe.

Nach drei naßkalten Sommertagen ist heute richtiges Flugwetter mit guter Sicht. Hoch über das Zugspitzplatt, der Schneeferner ist im weißesten Winterkleid, ebenso die Nordkette und die ganzen Zentralalpen. Das steht in scharfem Gegensatz zu dem üppiggrünen Land.

Schon überfliegen wir Bozen und die oberitalienische Tiefebene.

Ogleich der Steward in Unkenntnis der augenblicklichen Lage von meinen Fragen nicht gerade entzückt zu sein scheint, drückt er mir eine mangelhafte Orientierungskarte in die Hand und einige Flugnotizen aus der Piloten-

kabine. Ich lese darin die Namen des Begleitpersonals, den Namen unserer Maschine: „Prinzess Maryke“. (Alle holländischen Verkehrsflugzeuge tragen Namen der Familienmitglieder des Königshauses.)

Flughöhe 5500 Meter. Außentemperatur -10° C. Innentemperatur $+18^{\circ}$ C. Geschwindigkeit 459 km in der Stunde. Wetteraussicht „fair“.

In einer Viertelstunde sollen wir Venedig überfliegen. Unter uns das gerade Band des Po. Das aufreißende Wolkenbündel gibt den Adriastrand frei. Zahlreich sind seine Buchten und Ortschaften, in denen sich das südliche Temperament dieser strahlenden, aufgelockerten Menschen widerzuspiegeln scheint.

Eben liegt Florenz hinter uns, wie mit Riesenflügelschlägen trägt der Wundervogel uns auf die Ewige Stadt zu.

Kaum merklich nähern wir uns der Erde, und angestrengt sucht das Auge die nachmittägliche Dunstschicht über ihr zu durchbrechen, als, einer Vision gleichend, dort unten auf einmal das weiße Häusermeer: Italiens Hauptstadt, am glänzenden Tiber, auftaucht. Deutlich genug hebt sich das Forum Romanum heraus.

„Fasten your seat-belt“ heißt vor uns das Aufleuchten der Buchstaben, also festschnallen, wir landen! Und schon ist Roms Flughafen erreicht.

Die Wärme und der südliche Puls sind unverkennbar. Buntes Reisevolk aus aller Herren Länder findet sich hier ein, und in der Stunde, die ich auf dem Flugplatz verbringe, werden mindestens fünf große Maschinen in alle Himmelsrichtungen ausgerufen. Hier treffen sich Paris, London, Athen.

Beim Waschen gerate ich in Verlegenheit: die gute, in rappendem Italienisch gestikulierende Frau nimmt kein deutsches Geld, aber über ein paar Hopjes, die im Flugzeug zum Tee angeboten wurden, scheint sie sich auch zu freuen. Während ich den ersten Kartengruß nach Hause schicke, grüßt aus der Ferne die Kuppel der Peterskirche. Doch schon wieder wird zum Weiterflug ausgerufen. Schnell sind wir in der Luft, die jetzt ganz klar geworden ist, und befinden uns, Ostias Küste hinter uns lassend, bald über dem offenen Mittelmeer.

Ein kleines Eiland senkt seine Steilküste in das Wasser, daß müßte die Insel Ponza sein, und einige Zeit später kann ich schon den Stromboli erkennen. Jetzt überqueren wir die Spitze des Stiefels und fliegen über Karaffa hinaus über das blaue Meer auf den Südzipfel Griechenlands zu, der sich deutlich genug noch im scheidenden Licht abzeichnet. Wie ein großes Quadrat liegt der Peloponnes unter uns. Phantastische Luftgebilde säumen den östlichen Horizont – sie scheinen den Raum zwischen Himmel und Erde auszufüllen. Schnell geht es diesen rosarot gefärbten Wolkentürmen entgegen, als die Abendsonne wie mit einem Zauberstab die Ränder dieser großartigen Luftkulisse golden färbt, um sie dann plötzlich in das kalte Grau der Nacht zu tauchen. Es ging so schnell, daß das Auge Mühe hatte, diesem einzigartigen

Schauspiel zu folgen. Die Uhr ist bereits um eine Stunde vorgestellt, und mit 520 km in der Stunde saust unser Vogel fremden Ländern entgegen.

Der freundliche Flugkapitän, der sich zum Ausruhen in einem der bequemen Sessel im Passagierraum neben mir niedergelassen hatte – die Maschine ist nicht stark besetzt – fordert mich zu einem Besuch in der Pilotenkabine auf. Hier vorne, in der Spitze der Kanzel, deren gläserne Kuppel frei in den Weltraum hinausragt, hat man eine herrliche Sicht, auch bei Nacht, in die wir schnell hineingeflogen sind. Leuchtend steht vor uns ein alter Bekannter, der Jupiter, und von unten grüßt der Lichtschein der Insel Heraklion. Kreta haben wir bereits überflogen und wir müßten uns Alexandrien nähern.

Mein Blick ist verwirrt durch eine unübersehbare Fülle von Meßuhren, Instrumenten und Bordgeräten, die den Hauptteil der Kanzel ausfüllen. Jede Anzeige ist von größter Bedeutung. Da sind Motorenkontrolluhren, Geräte für Radiopeilung, Benzinregulierung und hundert andere Dinge. Ich erfahre hier, daß die Propeller jetzt 2050 Umdrehungen in der Minute machen, beim Start 2800!, daß der Pilot bereits 30 bis 40 Minuten vor der Landung anfängt herunterzugehen, kurzum, daß die Technik hier in wunderbarer Weise Vollendung findet.

Draußen ist es wolkenlos und sternklar.

„Sie müssen diesen Platz bei Tag besuchen, da haben Sie eine herrliche Sicht“, verabschiedet sich der Kapitän von mir, der in Kairo, welches unsere nächste Station ist, seinen Dienst beendet.

Merklich geht es nun abwärts, unter uns das Lichtermeer von Heliopolis. Einige Passagiere machen sich zum Aussteigen fertig. „Welcome to Egypt“ (Willkommen in Ägypten) grüßt uns Kairos Flugplatz vom Lande der Märchen und Phantasien. Aber, es ist wirklich wahr, ich träume nicht! Eine schwüle Treibhausluft empfängt mich. Weißgekleidete Ägypter mit rotem Fez über den dunklen Augen stehen dienstbeflissen bereit, die Gäste in das Flughafenrestaurant zu begleiten. Rote süßduftende Blüten säumen den Weg dieser fernen Welt. Vor dem Erfrischungsraum servieren zahlreiche Muselmänner Getränke. Zwei Berliner Ingenieure, welche für Siemens in Afghanistan und Pakistan bauen, sitzen mir gegenüber und versichern, daß hier noch gar keine Temperatur herrsche; dabei muß ich mir fortwährend die nasse Stirn abwischen. Die Herren, die eine lange Trennungszeit in Asiens Gluthitze durchhalten müssen, sind offensichtlich in gedämpfter Stimmung.

Wir werden wieder zu unserer Maschine ausgerufen, die gigantisch im nächtlichen Scheinwerferlicht vor uns aufleuchtet. Die letzten Handgriffe an den Motoren, der große Tankwagen fährt ab. Paßkontrolle vor dem Einstieg in tiefer Nacht, deren Stunde inzwischen wieder vorgerückt wurde. Ein Gruß vom Lichtermeer der Hauptstadt Ägyptens, dann zieht unser Vogel ruhig über den dunklen Erdteil, der in meiner Vorstellung die ganze Wunderwelt der orientalischen Märchen mit ihren heißen Städten, Moscheen und Palästen erstehen läßt.

Schon haben wir den Suezkanal überflogen und unter mir liegt jetzt – in Dunkel gehüllt – die endlos erscheinende arabische Wüste.

Ich mache es mir in meinem Sitz bequem, lösche das kleine Lämpchen über mir und versuche alle Gedanken abzuschalten, aber ich kann keine Ruhe finden. Mein Denken kreist um das Kommende.

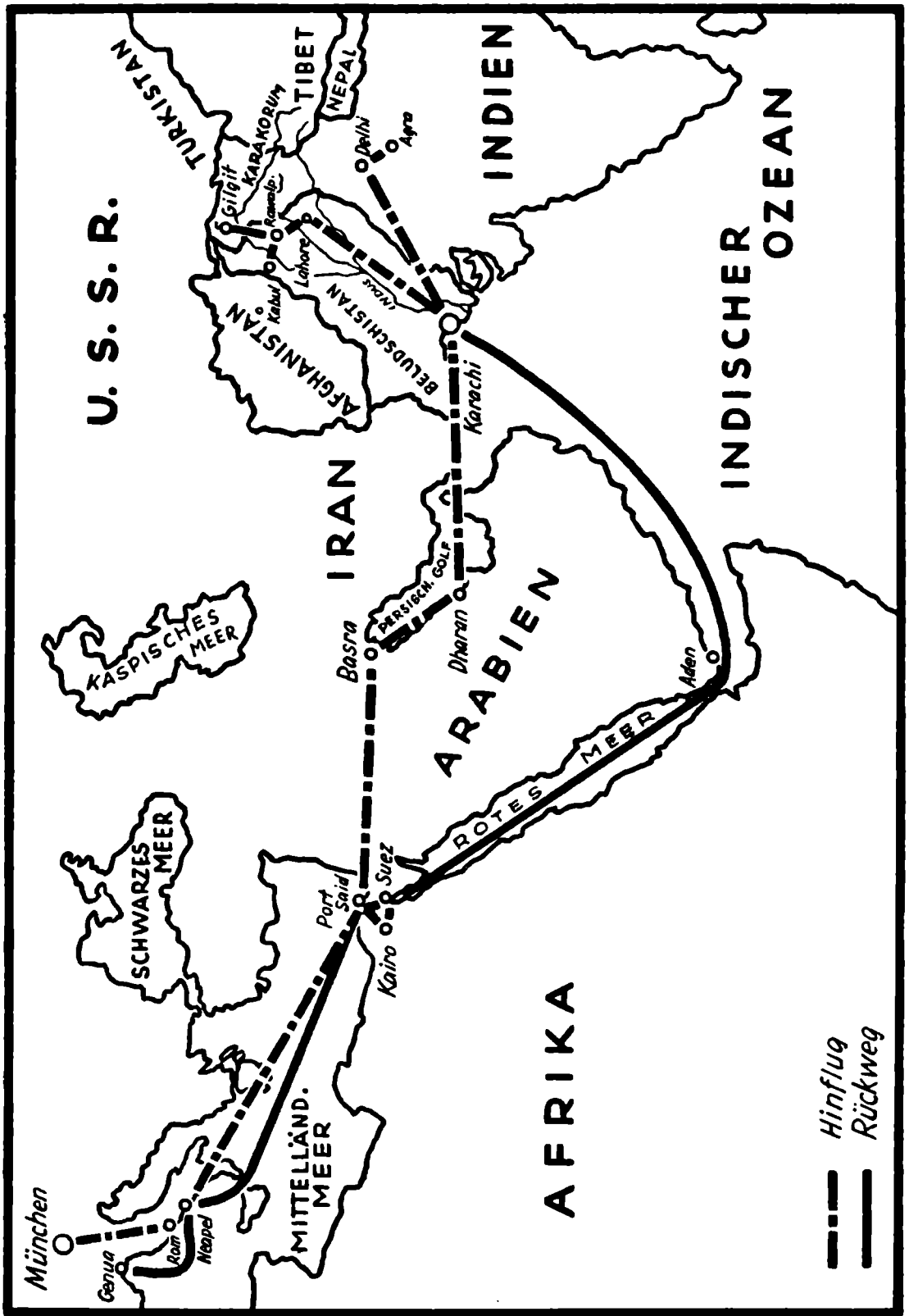
Gegen vier Uhr ist die kurze Nacht vorüber. Vor mir schimmert die Silberlinie der Tragfläche im Morgenlicht. Im Südosten wird der Horizont von einer rosa-goldenen Linie gesäumt, deren hauchzarte Schattierung keine Künstlerhand wiederzugeben vermöchte. Nur wenige Sekunden dauert dieses Farbenerlebnis, schon ändert sich der Goldton in ein Braun, dann Grau – und verschwunden ist das Zauberspiel Auroras.

Immer wieder muß ich den großen Metallvogel bewundern; mit welcher spielerischen Sicherheit und Ruhe fliegt er über den Weltball! Ein Blick nach unten bestätigt dies. Wie ein Rollband zieht da Arabiens Küste entlang. Braun und leblos, durchfurcht von öden Rissen, die in Sandkesseln enden, gleicht sie einer kraterdurchsetzten Mondlandschaft. Kein Wasser, kein Grün, alles braun in grau, soweit das Auge reicht. Wie kann man nur zu Fuß durch diese Gegend gelangen? Es gibt eine Wüstenbahn von Bagdad nach Dharan, aber die Einheimischen wollen nicht bezahlen und versuchen mit aller Kunst die Fahrpreise herunterzuhandeln. Mitten auf der Fahrt muß der Zug halten, damit die langen Gebete verrichtet werden können.

Jetzt erhebt sich ein glühend roter Ball im Osten, die Erde bekommt, wenigstens durch die Sonnenfarben, Leben, aber dennoch bleibt das Sandmeer unten abweisend und leblos.

Die Stewardesse zeigt mir die deutlich sichtbare Wüstenbahn, die man wie ein kleines Spielzeug verfolgen kann. Wir befinden uns über dem Irak. Es ist bereits taghell geworden, der Himmel klar, Wetterprognose „prima“. Voller Erstaunen sehe ich plötzlich die Überschwemmungsgebiete von Euphrat und Tigris. In katastrophalen Ausmaßen sind sie über die Ufer getreten und haben restlos alles unter Wasser gesetzt. Einzelne verlassene Dörfer sieht man noch herausragen, die Menschen sollen zum großen Teil nach Bagdad geflüchtet sein, wobei der junge König Feisal II. seinem Land, für das er viel tut, große Hilfe erwiesen habe. Das Sumpfgebiet unter uns gleicht einer Marslandschaft, der wir uns langsam nähern. Der Persische Golf begrenzt den Blick. Einzelne Palmen beleben die Sandöde, die ersten Siedlungen tauchen auf. Ich erkenne die dachlosen Häuser und sehe zu meinem Ergötzen die Menschen im Freien oder in ihren primitiven offenen Räumen der Lehmhütten schlafen.

Kurz nach fünf Uhr landen wir in Basra. Eine heiße Luft schlägt uns entgegen. Arabertypen mit malerischen Tüchern um ihr Haupt bieten im Erfrischungsraum unter Palmen und blühenden Orchideen „farbenprächtige“ Fruchtsäfte an. Ich amüsiere mich mit den beiden Ingenieuren über das Tempo, mit dem einer der Eingeborenen die Terrasse fegt und die übrigen anfangen, ihren Tag totzuschlagen. „Das Wort ‚Zeit‘ wird hier im Orient



Gesamtdarstellung des Reiseweges.

eine ganz besondere Bedeutung für Sie bekommen“, sagt einer der Herren, der schon drei Jahre dort ist und mir allerhand Wissenswertes erzählen kann. Unserer Maschine sind in Basra ein paar Farbige beigestiegen. Vom Delta-Schlammbecken des Euphrat und Tigris, das hier in das offene Meer des Persischen Golfes mündet, fliegen wir nun an der Küste Saudiarabiens entlang bis zum nächsten Stop: Dharan.

Selbst hier oben in 5000 Meter Höhe brennt die Sonne schon um sieben Uhr früh durch das Fenster, daß man dampft. Es ist sinnlos, an unsere schöne kalte Dusche zu Hause zu denken. Mit Frühstück und Zwischengetränken versuche ich den Durst zu löschen, bis wir am frühen Vormittag den Hauptmilitärstützpunkt der USA in Saudiarabien, Dharan, erreicht haben. Einem strikten Verbot, nicht zu fotografieren, folgte vor der Landung das Ausfüllen zahlreicher Daten mit Religionsbekenntnis. Da Arabien mit dem jüdischen Staat verfeindet ist, darf kein Israelit dieses Land betreten. Im Flughafen, dessen trockene Wüstenglut mir keine Sympathie abgewinnt, treibt sich allerhand Militär herum. Das bunte Mannsvolk besteht vorwiegend aus Arabern, deren Blicke unter gardinengeschmückten Häuptionen neugierig von der Theke aus die Fremden mustern. Das Militär steht unter amerikanischer Kontrolle. Ein Stück „farbige Front“.

Noch einmal wurde die Uhr vorgerückt. Wieder befinden wir uns über Arabiens Wüste, in vier Stunden sollen wir in Karachi sein.

Von der Küste des Persischen Golfes geht es über die smaragdgrün leuchtende Meeresfläche, in der sich die verschiedenen Tiefen von überspülten Sandbänken und versunkenen Buchten abzeichnen. Die kleine Insel Bahrein, ebenfalls ein militärischer Stützpunkt, aber unter englischer Hoheit, liegt in der jetzt gleichmäßig dunkelgrünen offenen See.

Der Amerikaner hat es verstanden, überall dort, wo Rohöl zu finden ist, seine Hand auf die Quellen zu legen oder sich einen beträchtlichen Anteil davon zu sichern. Die Ergiebigkeit der arabischen Öllager ist bekannt und spielt eine Hauptrolle in der Politik der Mächte.

Solche Gedanken können ein sorgenvolles Nachdenken über die politische Entwicklung hervorrufen, die als Kampf zwischen den Machthabern des Weltmanagertums um die Schätze der Erde erscheint. Wie leicht ist man geneigt, den Genuß und die Freude an der Technik über den schrecklichen Verheerungen teuflischer Erfindungen zu vergessen.

Ich mache jetzt den mir angetragenen Besuch in der Pilotenkanzel. Wirklich, der Ausblick bei Tag ist wunderbar! Gerade haben wir die Insel Sharjah überflogen und sehen den letzten Teil Arabiens mit seiner vorgeschobenen Nordostküste verschwinden. Braun und weglos liegen die bis zu 4000 Meter hoch steigenden toten Felsgebirge ohne Wasser, ohne Grün, geschweige denn menschliche Siedlungen in der Sonnenglut. Wieder wird mir freundlich auf alle Fragen geantwortet. Wir haben die arabische Küste überflogen und der Kurs geht an der Südküste Irans entlang und weiter zu den kahlen, heißen Gebirgszügen Belutschistans. Auch ihre Gestalt ist grau und tot und

von ausgetrockneten Flußläufen durchzogen. Ein Blick auf das Thermometer zeigt +32° C, es ist also seit gestern abend in 5000 Meter Höhe um 42° hinaufgeklettert! Das kann gut werden in Karachi!

In rund achtzehn Flugstunden haben wir eine Strecke von 8000 Kilometern zurückgelegt. Wie oft saß ich zu Hause vor dem Globus, fuhr mit dem Finger über seine glatte Wölbung und träumte dabei von fremden Ländern und Meeren. Aber heute ist der Traum übersetzte Wirklichkeit: Der Finger das Flugzeug, der Globus die unter uns hinwegziehende Erde.

Wir fliegen bereits an Pakistans unbebauter Sandküste entlang und verlieren immer mehr an Höhe. Der Druck ist spürbar, mein Herz schlägt erwartungsvoll. Eine einsame Straße furcht sich ihre Bahn, kleine vereinzelte Hütten und Siedlungen säumen sie. Dann mehren sich die Häuser, Gebäude tauchen auf, der Flughafen von Karachi kommt in Sicht und mit einer eleganten Schleife setzt der große Silbervogel auf dem mächtigen Kontinent auf. „Bitte sitzen bleiben“, heißt es, und durch die Türe der Maschine steigt ein pakistanischer Flughafenbeamter mit einer riesigen Spraydose, deren süßlicher Desinfektionsduft uns wahrscheinlich „fit“ für Asien machen soll! Dann werden wir aus unserem schönen, fliegenden Hotel entlassen. Die Piloten sowie Steward und Stewardesse stehen an der Landungsbrücke und verabschieden sich von den Fluggästen. Ein letzter Gruß zur prächtigen Maschine und — ich mache die ersten Schritte auf Pakistans heißem Sandboden.

ERSTE EINDRUCKE IN ASIEN

Im Flughafengebäude folgt eine nicht endenwollende Paß- und Einreisekontrolle. Endlich ist der letzte Schalter, die Gesundheitsbehörde, erreicht, das inzwischen abgefertigte Gepäck kann in Empfang genommen werden. Die ungewöhnliche Hitze, die Anstrengungen der langen Reise und die vielen neuen Eindrücke machen unfähig, noch viel nachzudenken. Ich bin froh, als ich in einen allerdings zum Ersticken heißen Autobus gesetzt werde, der mich in das nahegelegene KLM-Hotel bringt. Mein Gepäck, das aus zwei fast ein Zentner schweren Expeditionssäcken, einem Rucksack und etwa einem in sechs kleine Säcke verteilten Zentner Proviant besteht, hatte ich nur zum Teil bei mir. Das andere war Transitgepäck und sollte bis zum Weiterflug in der Gepäckabteilung des Lufthafens bleiben. Das KLM-Hotel, ein sauberer, flacher, ausladender Bau, macht einen guten Eindruck. In den langen Kreuzgängen münden die Räume alle in einen offenen Innenhof. Ich bekomme ein großes Zimmer mit Duschaum und lasse mich von den weißgekleideten, dienstefrigen und sauberen Boys bedienen. An der Decke surrt ein großer Ventilator. Neben dem nur mit Leintuch und Kopfkissen überzogenen Bett steht ein offener Schrank und im Seitenraum befindet sich fließendes Wasser. Ich stürze an den Hahn zum Duschen. Natürlich wähle ich „cold“. Aber dieses „cold“ kommt mit mindestens 40° C aus der Leitung. Immerhin kann ich mich säubern und „erfrischen“, obwohl im nächsten

Moment schon wieder eine Dunstschicht auf meinem Körper liegt. Ich falle auf das Bett und schlafe. Gegen Abend komme ich wieder zu mir. Ist es wirklich wahr? Bin ich in Asien? Auf dem Weg ins Hunzaland?

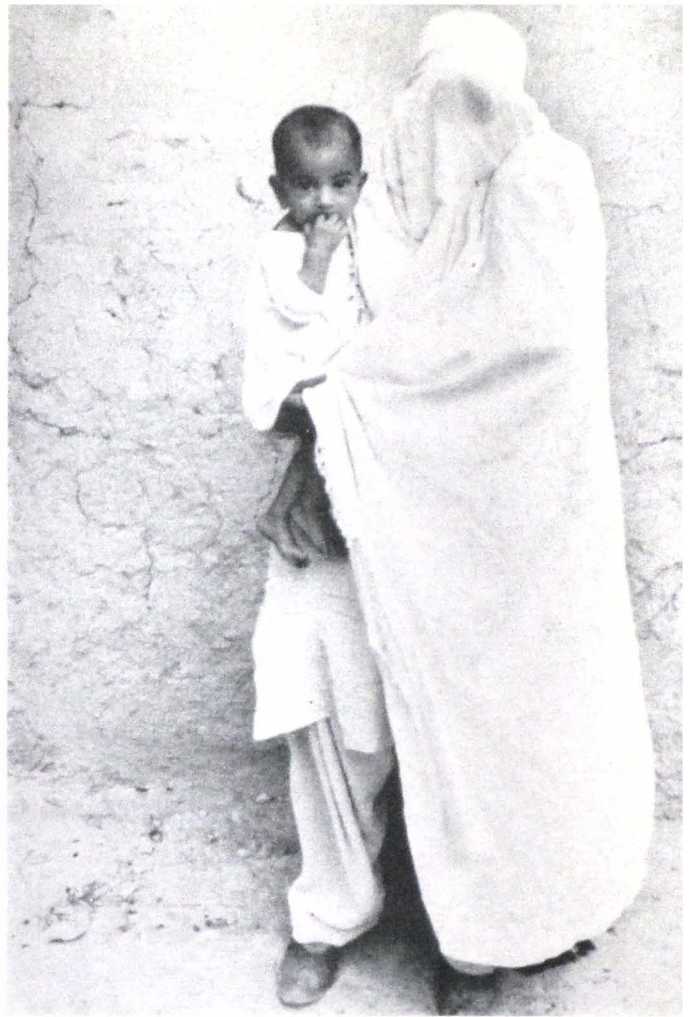
Der große Speisesaal des Hotels ist modern ausgestattet und ebenso das fünfgängige Menu. Ich bin jedoch nur durstig und trinke eine Limonade nach der anderen. Gerne wäre ich noch zum Baden an das Meer gefahren, aber es ist zu weit und ich finde niemand, der meinen Wunsch teilt. Die Stewardesse, die ebenfalls hier wohnt, wäre mitgekommen, aber sie muß morgen sehr früh zurückfliegen.

Auf den offenen Gängen des Hotels, dessen Zimmer dicht nebeneinander, zu ebener Erde liegen, kauert an jeder Ecke ein „roomboy“ (Diener), kein weibliches Wesen verrichtet hier Arbeit; ein älterer Aufseher mit großartigem Turban und Schnurrbart stellt eine Flasche Wasser neben mein Bett, bevor er mir Gute Nacht wünscht. Lautlos versinken seine Schritte im weichen Sand, über dem im Zauber dieser ersten geheimnisvollen Tropennacht die schmale, am Himmel liegende Mondsichel leuchtet.

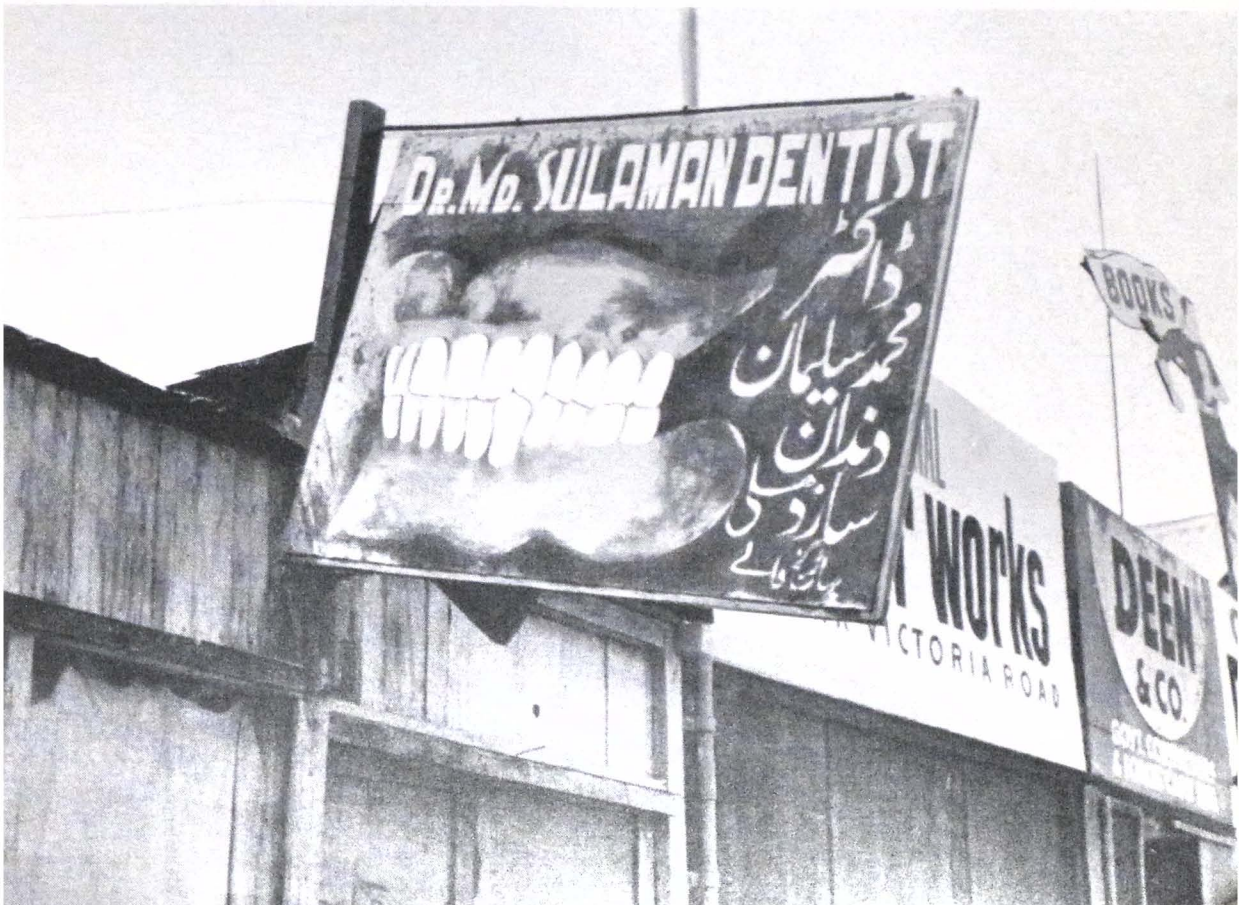
Es bleibt gerade ein Tag Zeit für Karachi. Das ist nicht viel, aber immerhin werde ich einen Eindruck von der Hauptstadt des größten mohammedanischen Staates bekommen können und ich will versuchen, einen kurzen Besuch auf der deutschen Gesandtschaft zu machen. Kaum habe ich mich morgens gerührt, es ist noch früh, so steht mein dunkler „boy“ bereits hilfsbereit neben mir. Er kann etwas Englisch, ich beginne ein längeres Gespräch mit ihm. Seine neue Heimat ist im Norden Pakistans, wo seine Frau und sein Kind leben, die als Flüchtlinge von Indien hierher verschlagen sind. Er ist magenkrank, sieht eingefallen und elend aus. Viel Tee und viele Zigaretten haben diesem Achtundzwanzigjährigen den Glanz der Jugendfrische genommen. Ich versuche, ihm die schädlichen Folgen seiner Lebensweise klarzumachen, und er verspricht mir, das Rauchen zu unterlassen. Eine Flasche Medizin mit den nötigen Anweisungen nimmt er dankbar entgegen, da er nicht in der Lage ist, einen Arzt aufzusuchen. Es hat sich scheinbar unter diesen Männern herumgesprochen, daß ich Ärztin bin, und deshalb kommt ein anderer Boy mit der Bitte, nach seiner kranken Frau und Tochter zu sehen. Ich verspreche ihm das, verträste ihn aber auf den Abend. Die sozialen Verhältnisse, in denen diese Flüchtlinge leben müssen, scheinen sehr schlecht für sie zu sein. Ihr Land ist in zwei Teile gerissen und das daraus entstandene Flüchtlingseleid ist noch lange nicht überwunden.

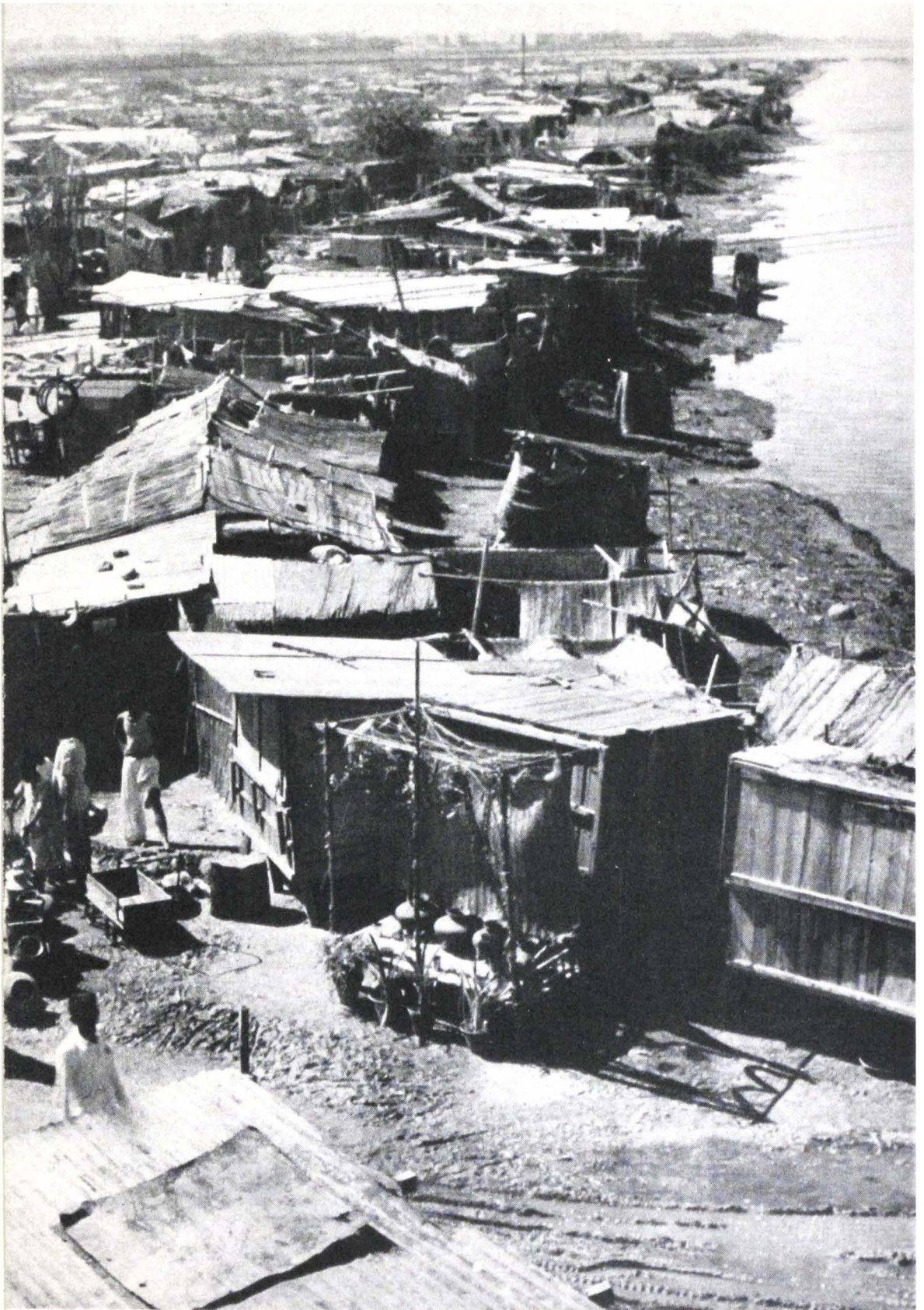
Als ich vor dem Hotel stehe und mein erstes Foto mache, tauchen plötzlich – wo sie herkommen, weiß ich nicht – einige kleine halbwüchsige Jungens auf und betrachten mich neugierig. Einer jongliert mit ein paar Brocken Englisch und möchte wissen, wo ich herkomme. Mit ausgestreckter Hand betteln sie mich an und benehmen sich ziemlich aufdringlich. Aber ihre hübschen Gesichter mit den feinen klassischen Nasen und den dunklen Augen faszinieren mich. Ich steige in einen ziemlich vorsintflutlichen Bus, der mich nach Karachi bringen soll. Er ist vollbesetzt mit Einheimischen. Neben mir sitzt eine junge

85 Prozent der
Mohammedanerinnen gehen heute
noch verschleiert, in „Purdah“.



Ich suche und finde einen Zahnarzt in Karachi. — Er ist zu empfehlen!





Millionen von Obdachlosen in den Elendsvierteln Pakistans. Noch lange nicht sind Wohnungsnot und Flüchtlingselend nach der Trennung der Mohammedaner und Hindus beseitigt. Armut und Seuchen sind das Schicksal dieser Massen.

Mutter mit fünf kleinen Kindern. Sie betrachtet mich scheu von der Seite und wendet ihren Blick ab, sobald ich sie ansehe. Wie malerisch sie ihr ärmliches Gewand, ein dünnes, abgebrauchtes Stück Stoff, den sogenannten Sari, um sich geschlungen hat! In rasender Fahrt geht es auf der asphaltierten Straße, die rechts und links in Sandsteppe übergeht, auf die Stadt zu. In den Vorstädten sehe ich die ersten offenen Basars mit elendem Krempel und zerlumpten Menschen. Alles spielt sich auf der Straße ab, nur die Frauen bleiben ungesehen, und wenn sie sich in der Öffentlichkeit zeigen, müssen sie von Kopf bis Fuß verhüllt gehen.

Mitten in der Stadt herrscht das Treiben des orientalischen Lebens: Menschenmassen, Männermassen, viele schmutzige Kinder, Bettler und Gerüche in allen Variationen umgeben den Fremden. Der Handel wird auf offener Straße vor den Häusern betrieben; die Fassaden, vor deren vielen Balkons und Nischen ungezählte Bastmatten hängen, stehen im stillen Gegensatz zum Stadtgetriebe. Als ich einen Uhrmacher suche, um das zerbrochene Glas meines Taschenweckers richten zu lassen, finde ich in einem Geschäft größtes Entgegenkommen. Die pakistanischen Besitzer, zwei Brüder, freuen sich, als sie hören, daß ich Deutsche bin, und erzählen mir begeistert von ihrer Lehrzeit, die sie in Pforzheim und anderen deutschen Schmuckstädten genossen haben. Als ich am Nachmittag meine Uhr abhole, ist es mir unmöglich, die Reparatur zu bezahlen. Die beiden Männer weigern sich auf das Äußerste, Geld von mir anzunehmen, indem sie noch einmal von der Schönheit Deutschlands schwärmen und von der Hilfsbereitschaft, die sie dort fanden.

Ganz ähnlich ergeht es mir bei einem Zahnarzt. Dummerweise hatte ich mir ein kleines Loch in einen Zahn gebissen, was ich in Anbetracht meiner bevorstehenden Reise nicht unbeachtet lassen durfte. Längere Zeit suche ich vergeblich nach einem Meister der Zahnheilkunde, bis ich das sprechende Schild eines solchen entdecke (ein groß gemaltes Gebiß) und mich mit etwas gemischten Gefühlen entschieße, ihn aufzusuchen. Der ältere, sehr freundliche Herr, umgeben von der „Sprechstundenhilfe“, seiner verhüllten Frau mit zwei kleinen Kindern auf dem Arm und zweien am Rock, drückt mich in einen alten Behandlungsstuhl und setzt einen fußbetriebenen Bohraparat in Bewegung. Meine Angst ist unbegründet, er hat mir das kleine Loch schneller und geschickter gefüllt, als ich dachte. Nun will er aber auch wissen, wozu ich in diesem Lande bin. Als ich seinen Wunsch erfüllt habe und meine Rechnung begleichen will, habe ich wieder kein Glück und werde genau so abgewiesen, wie vorher von den Uhrmachern. Aber ich kann dem Herrn Kollegen ein paar Fläschchen Medikamente dalassen, die ihn besonders erfreuen, da deutsche Arzneien drüben sehr geschätzt sind.

So habe ich schon in den ersten Stunden meines Aufenthaltes in diesem Lande den Genuß der sprichwörtlichen asiatischen Gastfreundschaft kennengelernt.

Die Eindrücke beim erstmaligen Betreten eines so weit entfernten und gegensätzlichen Kontinents wie Asien werden sich auf jeden Beschauer

anders auswirken. Ungewohnt der fremden Verhältnisse mit gänzlich anderer Lebensstruktur, kann ich nur wahllos meine Erlebnisse so aufnehmen, wie ich sie hier wiedergebe.

So bin ich gefangen und erschüttert zugleich von dieser vollkommen neuen Welt.

Unfaßlich scheinen mir die Armut und das Elend, welche mir auf den Straßen begegnen, und die Bedürfnislosigkeit, mit der der einfache Mann sein Leben fristet. Ich sehe, wie ein alter, zum Skelett abgemagerter Greis völlig unbeachtet von der Menge im eigenen Schmutz am Boden verkommt, oder wie Menschen unberührt vom Großstadtlärm auf der Straße liegen und schlafen. Ich lasse mich treiben und merke an dem zunehmenden Trubel, daß ich tiefer in die Stadt gelange. Der Verkehr verdichtet sich. Unaufhörlich hupen Wagen, die sich dadurch nicht schneller ihren Weg durch das ungeordnete Verkehrsgewühl bahnen können. Neben prachtvollen Luxuslimousinen, Radrikschas, Motorradrikschas, Omnibussen und Eselwagen tauchen die langen Häuse einer Kamelkarawane auf. Hoch überragen die Köpfe das Treiben, herablassend blicken die großen Augen über den erhobenen Nasen auf den Strom der Technik. Unbekümmert federn sie weiter, mit schweren Säcken beladen, oder mit Gummi bereifte Lastwagen ziehend.

Im Stadttinnern riesige neue Häuser, Geschäftsblocks, Banken, Wohnhäuser, Hotels. Vor manchen steht noch der Bagger, liegen Betonmaschinen und Gerüstbretter und zeugen von der jüngsten Entstehung. Der Baustil ist amerikanisch-billige Serienarbeit. Vor dem größten und vornehmsten Hotel bleibe ich stehen, aber mein Blick fällt auf ein paar Elendsquartiere, die wie ein unbeachteter Vorwurf danebenliegen. Ein Junge im zerschlissenen, kurzen Hemd, das nicht einmal seinen Bauch bedeckt, verlangt mit leblosem Ausdruck „backschisch“, wobei er seine dünne schmutzige Hand nach mir ausstreckt.

Ich wische mir fortwährend mein heißes nasses Gesicht ab. Schwül-feucht haftet mein Kleid eng an meinem Körper. Ich habe Hunger und mag nichts essen, meine Zunge klebt, aber trinken kann ich nicht. Auf den Straßen wird lebhaft gehandelt. Die Geschäfte – die Basars – befinden sich in der Hauptsache im Freien. In kleinen dreckigen Buden bis in reich ausgestatteten Verkaufsräumen liegt die Ware aus. In der eigentlichen Basarstadt, dem Zentrum also, ist das Geschäftsleben nach Straßen geordnet. Frisöre, Schusterläden, Schmuckgeschäfte usw. liegen hintereinander, immer serien- und straßenweise. Karren mit großen gelben Früchten: Mangos. Oval, so groß wie eine mittlere Gartengurke mit saftigem, süßem Fleisch und einem großen, langen Kern. Herrliche Pfirsiche. Ich kaufe, der Preis ist höher als bei uns. Ich bin Fremde! Ist es leichtsinnig, daß ich gleich so hineinbeiße? Aber mein Durst! Erst später erfahre ich, daß in diesem Land jährlich noch 5 bis 6 Millionen von Seuchen wie Malaria, Typhus, Cholera, Ruhr, Pocken und Pest hinweggerafft werden!

Ich laufe kreuz und quer durch die Straßen, möchte alles sehen und bin wie benommen und – unendlich glücklich.

WAS WEISS ICH VON PAKISTAN?

Karachi ist eine Weltstadt. Noch vor kurzem war es ein unbekannter kleiner Hafen am Arabischen Meer und heute ist es Regierungs-, Handels- und Verkehrszentrum des Pakistanischen Reiches mit dem größten Flughafen Asiens. Seit dem 14. August 1947 zu einem selbständigen Staat erhoben, setzt Pakistan sich aus zwei, durch das große Indische Reich 1500 km voneinander getrennten Ländern, aus West- und Ostpakistan, zusammen.

Über ein Jahrhundert lang regierte und verwaltete der Engländer Indien als britisches Dominion. Die Bildung des jetzigen Staates reicht jedoch schon mit ihren Wurzeln in das 11. Jahrhundert zurück, als das Eindringen islamischer Völker nach Indien begann. Unter mächtigen Großmogulen, Nachkommen Dschingis-Khans, entfaltete sich im Mittelalter die mohammedanische Herrschaft über das ganze Reich.

Als eine der größten Herrschergestalten der Weltgeschichte einte „Akbar der Große“ in schweren Kämpfen fast ganz Indien und machte es in umfassenden Reformen zu einem Rechtsstaat mit geordneter Verwaltung und blühender Kunst. Noch heute verehrt das Volk diesen freidenkenden und toleranten Kaiser als eine über Jahrhunderte hinausragende mythische Größe. Denkmalhafte Prunkbauten, Gräber und Moscheen, zeugen von einer wahrhaft prächtigen Tatarenkaiserzeit und bezaubern heute noch das Auge des Fremden, der hier den indischen Wanderer und Pilgersmann andächtig den Stimmen seiner Götter lauschen sieht.

Im Anfang des 19. Jahrhunderts bemächtigte sich England mit der Einnahme von Delhi (1803) der Regierung Indiens. Englands politische Vormachtstellung führte zu blutigen Unterdrückungsmaßnahmen im indischen Volk, das mehr und mehr unter westliche Einflüsse geriet. Gesetze, Verwaltung und Militär standen unter englischer Oberhoheit in diesem Land, das vor allem reich an Edelmetallen, Edelsteinen und Jute ist. Die gebildete Oberschicht genoß die englische Erziehung; die Umgangssprache der etwa drei Prozent starken oberen Schicht ist bis heute die englische geblieben. Die Staatssprache dagegen ist Urdu, eine Sanskritsprache Alt-Indiens mit unzähligen Abarten und Dialekten.

Wohlweislich verstand es der Engländer, die Quellen seiner wertvollsten Kolonie erschöpfend zu leeren; seine Gegenleistungen waren unter anderem ein verzweigtes, für Selbstzwecke errichtetes Straßen- und Eisenbahnnetz, Post- und Telegrafwesen in diesem Lande von immer noch 85 Prozent Analphabeten.

Schon im vergangenen Jahrhundert erwachte allmählich der politische Geist der Inder: sie wollten frei sein, unabhängig und selbstverantwortlich. Im Weltkrieg 1914–18 stellte Indien die von den Engländern geforderten Truppen nur unter der Bedingung, seine politische Freiheit wiederzuerlangen. Als aber alle Versprechungen seitens der Engländer mißachtet wurden, verlangte Indien eindeutig seine Selbständigkeit und erhielt sie nach dem

zweiten Weltkrieg. Seitdem ist das Land ein unabhängiges Dominion des "Commonwealth".

Der Zerfall des Großmogulreiches brachte aber auch immer drohendere, von den Engländern unterdrückte Religionskämpfe zwischen den Mohammedanern und den Hindus. Ende des 19. Jahrhunderts schon wurde eine Nationalbewegung ins Leben gerufen, welche später unter Gandhi für Indiens Befreiung und eine friedliche Einigung der Religionen kämpfte.

Zur selben Zeit, als England unter Aufgabe seiner Vormachtstellung seine Truppen aus dem Lande zurückzog, vollzog sich unter den heftigen Konflikten religiöser Leidenschaften die Trennung zwischen Indien und seinem Schwesterland Pakistan. Einer Völkerwanderung blutigsten Ausmaßes gleich, flohen sozusagen über Nacht etwa 40 Millionen Mohammedaner aus dem indischen Raum in ihre neue Heimat Pakistan, während 11 Millionen Hindus diesen Boden verließen und nach Indien flüchteten. Es war ein Rennen um das nackte Leben, mit grauenhaften Schicksalen der Millionen Heimatvertriebener unter stürmisch-revolutionären Katastrophen.

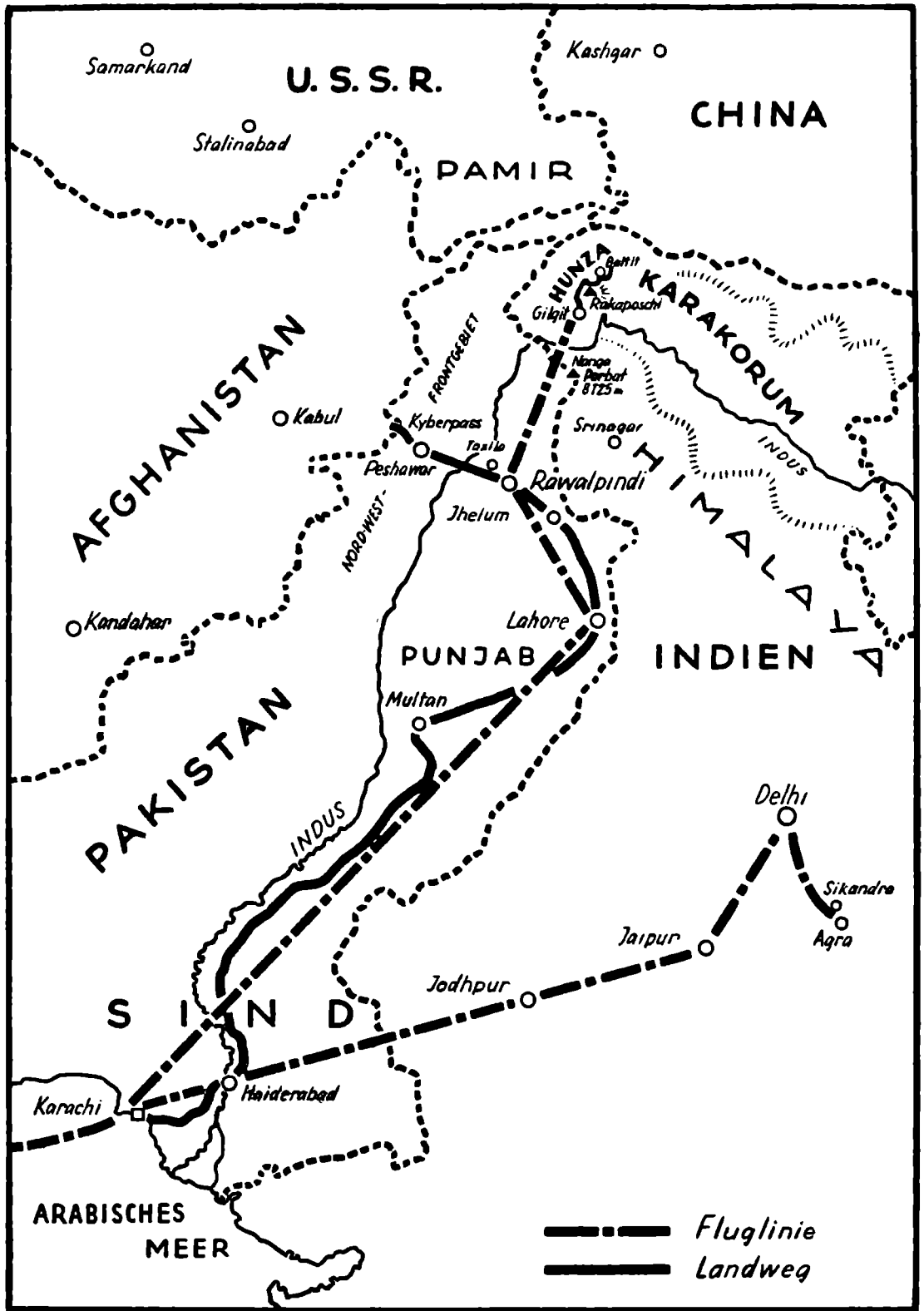
Ein Eiserner Vorhang senkte sich alsbald zwischen die feindlichen Staaten, die heute durch eine Demarkationslinie auseinandergeschnitten sind.

Immer noch sind Flüchtlingselend und Raumnot unvorstellbar. Sie belasten die Regierung neben brennenden Fragen der Grenzkonflikte mit unlösbar scheinenden Aufgaben. Nicht im Entferntesten reichen die zur Verfügung stehenden Gelder aus, um die Not der Millionen von Obdachlosen zu lindern. Das Schicksal dieser Menschen erinnert mich an das Elend unserer Nachkriegszeit; vielleicht hängt die große Sympathie, welche der Deutsche in diesem Lande genießt, nicht zuletzt auch hiermit zusammen. Bei dem schlichten Wörtchen „german“ schmilzt alle dem Engländer entgegengebrachte Zurückhaltung; auch der einfachste Mann versteht es, und während meiner ganzen Reise konnte ich beobachten, daß der Deutsche mehr als irgendein anderer Europäer uneingeschränktes Vertrauen und Achtung in diesem Lande genießt.

Facharbeiter und Ausbilder der Technik, Elektrizität und Baukunst sowie Ärzte und Wissenschaftler werden mit offenen Armen empfangen. Unter oft schwersten Entbehrungen, unter Aufgabe des ganzen persönlichen Lebens sah ich manchen Deutschen hier arbeiten, in einem Klima, das jeden Lebensimpuls lähmt. Allerdings ist die Bezahlung recht gut, doch länger als zwei bis drei Jahre hält es im allgemeinen der Deutsche nicht aus, und dann schmilzt oft das gesparte Vermögen infolge der in den Tropen zugezogenen Gebrechen dahin.

Spricht man heute von Pakistan, so ist meist das westliche Land gemeint, welches, obwohl siebenmal größer als Ost-Pakistan (Bengalen mit seinen 45 Millionen Einwohnern), nur 35 Millionen Menschen zählt.

Gemeint ist auch das Fünf-Stromland mit dem Hauptfluß Indus, der das ganze Reich vom Himalaja bis zum Arabischen Meer durchfließt. Dieser jüngste Staat jedoch umfaßt Landschaften, die zu den ältesten Kulturgebieten der Erde gehören.



Reisestrecken in Pakistan, Hunza und Indien.

5000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bereits blühte hier die Induskultur mit den berühmten Ruinenstätten: Mohenscho Daro und Harappa in der heutigen Wüste Sind und im Punjab. Prähistorische Kulturzentren, denen Beziehungen zur Sumerischen Bevölkerung, also den ersten historisch bekannten Bewohnern am Unterlauf des Euphrat und Tigris und dem südlichen Mesopotamien, nicht abzusprechen sein sollen. In jenen Tagen ein fruchtbares, reiches, durch Monsun und Induswasser kultiviertes Weizen- und Baumwollland, von dem blühende Handelswege bis hinein nach Mesopotamien und Persien reichten.

Heute zieht sich hier, im Süden des Landes, dessen sandige Küste das Arabische Meer überspült, die flache, ausgedörrte, glühende Wüste Sind hin bis zum Punjab, der fruchtbarsten Gegend Pakistans. Die großen, von den Engländern errichteten Bewässerungsanlagen haben diesen Landstrich zu einem verhältnismäßig fruchtbaren Ackerboden gestaltet. Nach Nordwesten angrenzend folgt das „Frontgebiet“ gegen Afghanistan und den Hindukusch, während im Norden das Reich von zwei umstrittenen Ländern: Kaschmir und Jammu, begrenzt wird.

In Kaschmir, im westlichen Himalaja, leben neben einem kleinen Prozentsatz Hindus vier Millionen Mohammedaner. Seiner Religion nach gehört es also zu Pakistan, aber Indien verwaltet und regiert es. Pandit Nehrus Heimat ist Kaschmir, und die einzigartige Schönheit und Fruchtbarkeit dieses beliebten Berglandes fesseln trotz immer wiederkehrender blutiger Auseinandersetzungen zwischen Mohammedanern und Hindus dieses Fleckchen kostbarer Erde an das Indische Reich. Die Lösung dieses schwierigen Problems wird einer späteren Zeit vorbehalten bleiben.

Pakistans Grenze verläuft durch das westliche Kaschmir, in dessen äußerstem nordwestlichen Winkel das Hunzaland liegt, ebenfalls gefährdetes Grenzgebiet.

Welch heißes Eisen nun das Kaschmirproblem ist, sollte ich sehr bald erfahren.

Wer heute noch das indische Reich mit dem Märchenglauben des einstigen Weltreisenden betritt, wer nur nach einer geheimnisvoll-rätselhaften Zauberwelt sucht, wer glaubt, in ein unberührtes altes mystisches Königreich zu gelangen, mag enttäuscht sein. Wohl ist man umgeben vom Zauber Indiens, von der Wunderwelt des fernen Orients, die nie aus diesem Reich zu bannen ist. Aber wir dürfen uns nicht den realen Problemen verschließen, in die heute die ganze Welt, so auch dieses Land, verstrickt ist. Hier, wie überall, finden sich die Aufgaben der Menschen des 20. Jahrhunderts, das beherrscht von der Technik, auch den letzten Winkel nicht ungeschont läßt.

Und dennoch bietet sich dem Europäer eine Welt, die von anderen Maßstäben und Werten geprägt ist. Andere Rassen, andere Völker und Denkweisen, nicht zuletzt das Klima, die Erdgestaltung, die fremde Sprache.

So umfängt auch mich, trotz der Realität, die hier in Pakistans Hauptstadt herrscht, ein stiller Zauber. Ich stelle immer wieder fest, daß ich nicht träume, daß mein sehnlichster Wunsch sich erfüllte, daß ich auf dem Weg in die Bergwelt des Himalajas bin.

Schon morgen werde ich hinauffliegen an die Grenzen des Landes!

ERSTE SCHWIERIGKEITEN

Ich stehe vor dem Haus des deutschen Gesandtschaftsrats, reichlich formlos, unangemeldet! Freundlich begegnet mir die Frau des deutschen Diplomaten. Sie ist interessiert, über den Zweck meiner Reise zu hören.

„Und Sie reisen ganz allein?“ — „Ja!“

„Und Sie haben keine Angst?“ — „Nein!“

„Der König von Hunza hat Sie persönlich eingeladen, Sie wollen Studien an seinem Volk machen?“ — „Das will ich.“

„Das gesündeste Volk der Erde? Seltsam – das haben wir noch nie gehört.“

„Sie haben keine Waffe dabei?“ — „Natürlich nicht.“

„Einen Fotoapparat haben Sie? – drei Stück und ein Fernglas! Um Himmels willen, schlafen Sie darauf!“ — „Warum?“

Inzwischen ist der Gesandtschaftsrat selbst hereingekommen. Mir ist nicht mehr so wohl. Ich versuche meine Reise zu begründen und merke jetzt erst, daß ich in einer offiziellen Unterredung stehe. Mit tiefem Ernst übergebe ich mein Hunzabuch. Der Botschafter lacht. Er lacht laut und macht eine sehr skeptische Bemerkung.

„Wie kommen Sie denn zu dieser Alleinreise? Ich habe niemals vorher Ihren Namen gehört, so etwas muß doch über die Deutsche Botschaft erfolgen, die Deutsche Botschaft ist verantwortlich für Sie, wenn Ihnen etwas zustößt in diesem abgeschiedenen Hochland.“ Ich versuche sehr überzeugend und selbstsicher zu lächeln. (Das hätte mir noch gefehlt, offizielle Wege für diese Reise zu beschreiten. Wie hätte ich dann mein Ziel erreicht? Unkenntnis ist doch oft ein Vorteil bei solchen Unternehmungen. Sie kann aber auch verhängnisvoll sein.)

„Haben Sie denn ein Kaschmirvisum?“ Ich bin wie vom Donner gerührt. Warum Kaschmirvisum? „Ja“, sagt der Diplomat, indem er sich von mir verabschiedet, „dann werden Sie noch Schwierigkeiten bekommen!“

Leicht benommen verlasse ich das hübsche, luftige Haus mit den beiden zarten blonden Kindern und den zahlreichen Ventilatoren. Hier draußen überfällt mich nicht nur die äußere Glut des lähmenden Wüstenklimas, sondern eine siedende Angst, wie ich weiterkommen werde.

Kaschmirvisum! Niemand sagte mir, daß ich außer meinem pakistanischen Einreisevisum, für das ich drei volle Tage auf der Pakistanischen Botschaft in Bad Godesberg kämpfte, noch ein Kaschmirvisum benötigte! Der junge verantwortungsscheue pakistanische Botschaftssekretär weigerte sich, mir

ein Visum auszustellen. Ich hatte dummerweise etwas von Allein-Expedition gemurmelt, was ihm vermutlich nicht paßte. Stündlich wurde ich vertröstet und konnte nicht mehr an den jungen Diplomaten gelangen, der sich immer wieder abwesend zeigte (anscheinend verleugnen ließ). Das Auswärtige Amt war meine Rettung; ich fand dort gebührendes Interesse und Unterstützung durch eine Verbalnote, mit der ich in kurzer Zeit das kostbare Visum in Händen hielt, das mir angeblich freie Bahn bis Gilgit, also an die Grenzen des Hunzalandes sicherte. Überall hatte ich mich genau erkundigt, nicht nur bei deutschen Himalajakennern, sondern vielmehr noch auf Paßstellen und – was mir am sichersten erschien – auf der Pakistanischen Botschaft selbst – gerade hier wurde mir gesagt, ich hätte nun alles Notwendige.

Aber der Augsburger Sportler Rudi Rott fällt mir jetzt ein. Er hatte ein Jahr vorher auch ohne Visum eine Einreise in das Himalajagebiet erzwingen wollen, zog schwarz über die Grenze und wurde zurückexpediert. Er hatte mir – jetzt erinnere ich mich genau – etwas von einem Kaschmirvisum gesagt. Und noch jemand war da, der auf dem Weg ins Hunzaland keine Weiterreise-Genehmigung bekam, da auch er ohne Visum war, das ihm die Regierung nicht ausstellen wollte.

Weg mit allem Spuk, ich bin in Asien auf dem Weg zu den Hunzas – ich muß durchkommen!

Durch die dunkle Nacht fahre ich mit einem Taxi entlang der Vorstadtbasare, vorbei an den elenden Quartieren, durch den Geruchsnebel niederster tierischer Ausdünstungen!

Spät komme ich in mein Hotel am Flughafen. Langsam dreht sich der Scheinwerfer hinter dem gespenstigen Fluggebäude, über welchem sich gerade eine schwere viermotorige Douglas in östlicher Himmelsrichtung erhebt.

Mein „room-boy“ steht vor der Türe meines Zimmers und wartet auf mich. Ich sage ihm, es sei spät, ich müßte erst noch etwas essen; dann käme ich mit ihm. „Very well, madam.“ Im Hotel sitzt wieder eine andere Mannschaft des holländischen Flugpersonals, sie lachen und trinken. Mehrere Herren in weißen Sportanzügen, die Damen im ausgeschnittenen Kleid, amüsieren sich. Ich fühle mich allein und bin nachdenklich. Aber es ist $\frac{1}{2}$ 10 Uhr und mein Boy hat seinen Dienst längst beendet. Er versichert mir, es sei gar nicht weit bis zu seinem Heim. Ein vorsintflutlicher Bus bringt uns in die entgegengesetzte Richtung der Stadt. Auf der Straße nach Lahore geht es an der Bahnlinie entlang, hinter der sich die weite Wüste ausbreitet. Immer vereinzelter werden die menschlichen Siedlungen. Nach mindestens 20 Minuten schneller Fahrt sind wir da. Hier gibt es kein elektrisches Licht. Es ist sehr dunkel und riecht nach Exkrementen. Ich folge meinem Boy durch ein Labyrinth von niederen Höfen. Hier sind die Räume der Flüchtlinge. Zwei Bretter, dazwischen ein alter Sack: die Zimmerwand. Nach oben ist alles offen und wird von der schmalen, liegenden Mondsichel ein klein wenig

erhellte. Hier und dort verschwanden lautlos ein paar nackte, schmale Gestalten um die Ecken. Jetzt werde ich eine brüchige Holztreppe hinaufgeführt und stehe vor einer Lehmwand mit mehreren offenen Türen. „Hier ist mein Heim und meine Familie“ führt mein Boy mich in einen kleinen dunklen Raum, der von einem Kerzenstummel erhellt ist. Er stellt mir seine sich schüchtern verbeugende Frau und an die acht jüngere weibliche Wesen vor, hinter denen drei halbwüchsige Jungen stehen, während auf einem Bettgestell vier kleine Kinder schlafen. „Meiner Frau und meinen Töchtern“, sagt der selbst hohlwangige Mann, „fehlt es auf der Lunge“. Auf den ersten Blick sehe ich – sogar in diesem fahlen Lichtschein –, daß hier die Tuberkulose Einzug gehalten hat. Die ganze Familie auf engstem Raum bei ungenügender Luftzufuhr, ohne allen Komfort und bei kargstem Lebensunterhalt. Sechs Schlafliegen an den Wänden, das ist die ganze Einrichtung, und im Nebenraum ein Lager für die Eltern. Auf dem Gang draußen über dem Hof ein quadratischer Stein, die Feuerstelle, darauf etwas Blechgeschirr. Ich versuche meine Bestürzung hinter einem Lächeln zu verbergen, nehme mein Stethoskop und höre mir pflichtgetreu einige Lungen ab. Aus scheuen großen Augen starren mich die in dünne Leinensaris gekleideten Frauen an, mit denen ich mich nur durch Gesten verständige. Glitzernde Ohrgehänge, Goldplättchen am Nasenflügel und Fuß- und Armreifen aus billigem Metall zeugen von dem Schmuck- und Schönheitssinn dieser reinlichen, aber ja so unvorstellbar armen Menschen. Was ich an Medikamenten mitgenommen hatte, lasse ich unter genauen Anweisungen da. Welch absurder Gedanke, hier helfen zu können! Langsam folge ich meinem Boy durch das Elendslabyrinth der Flüchtlinge.

Es ist 12 Uhr nachts. Kein Bus mehr weit und breit, nur eine lange gerade Straße in Richtung Karachi – und ich bin s e h r müde. „Es kommt bestimmt noch ein Bus“, beteuert mir der Boy. Ich stehe und warte, umringt von ein paar halbwüchsigen Burschen, die neugierig meine Gestalt mustern. In 5 Stunden geht meine Maschine, überlege ich und werde ängstlich. Die Menschen hier, das habe ich längst heraus, kennen keine Zeit, sie haben keinen Begriff von Einteilung, Berechnung und Pünktlichkeit. Es gibt auch keine Hast, denn wenn es heute nicht geschieht, dann eben morgen oder nie. Inshallah!

Ich muß jedoch so schnell ins Hotel zurück, als es nur geht. Mein Boy bringt ein Fahrrad, ich setze mich auf die Rahmenstange. Er tritt so fest er kann, aber selbst schwächig und abgezehrt, schafft er es nicht. Ich steige wieder ab und erkläre ihm, daß wir so nicht weiterkommen.

In dunkler Nacht hält er einen Wagen auf, der mit quietschenden Bremsen stehenbleibt. Mir ist alles gleich, ich steige ein und befinde mich in Gesellschaft eines bärtigen islamischen Geschäftsmannes mit feuerrotem Turban, ein Kaufmann, der, aus Lahore kommend, zurück in die Hauptstadt fährt. Der Wagen rast die geradlinige Straße hinunter. Fern am Horizont dreht

sich der Scheinwerfer des Lufthafens, und der Muselmann läßt mich freundlich bis vor das Hotel fahren.

In meinem Kopf kreisen die Erlebnisse, gemischt mit etwas Sorge, in dieser heißen, schlaflosen, sehr kurzen Nacht.

Um 4 Uhr stehe ich auf, verschnüre meinen Sack und werde zum Flugplatz gefahren. Noch ist es dunkel, aber plötzlich erhebt sich ein heller Schein im Osten und nach wenigen Minuten strahlt die heiße Sonne unbarmherzig vom Himmel herab. Im großen Flughafengebäude regt sich noch nichts. Das Personal liegt unter den Tischen auf dem Boden und schläft. KLM, Sabena, B.O.A.S., Swiss Air, Indian Airline und wie die Fluglinien alle heißen, jede ist in diesem modernen Gebäude von Karachi vertreten. Ich soll mit der Orient Airways weiterfliegen. In dieser Abteilung herrscht etwas Leben, denn die Maschine steht schon startbereit draußen. Ich möchte mein Transitgepäck abholen und frage einen Beamten, wo ich das finde. Er weiß von nichts und alarmiert einen Kollegen. Mehrere Boten werden aufgeweckt. Der Manager der Fluglinie kommt – aber niemand hat das Gepäck gesehen. „Ich ließ es vorgestern hier liegen, nach meiner Ankunft aus Deutschland, es wurde mir gesagt, ich soll es hier“ – ich zeige auf den Tisch – „an dieser Stelle stehen lassen, da es als Transitgepäck mit mir weiterfliegt“. „Very well, madam, es ist nicht hier.“

Wie gelähmt stehe ich da. Draußen laufen die Motoren, ich muß einsteigen. Die in ein weißes Kleid und lange weiße Hosen gehüllte Stewardesse winkt mir, und als ich ihr mit heiserer Stimme meine Verzweiflung vorstelle, sagt sie, ungerührt und sachlich „wenn Sie hierbleiben, verlieren Sie den bereits über 1200 km bezahlten Platz!“ Wie im Trance folge ich ihr und bemerke nicht, wie schnell wir die pakistanische Hauptstadt unter uns lassen. Neben mir ertönt die knarrende Stimme eines wohlmeinenden Engländers, eines Whiskyhändlers, der mich mit den Worten beruhigt: „Soweit ich die Menschen hier kenne, sind sie ehrlich, Sie werden Ihr Gepäck sicher wieder bekommen.“ Aber vorn in der Maschine sitzt der Berliner Ingenieur auf seinem Weiterflug nach Afghanistan und weckt mit den Worten „Das Gepäck ist wahrscheinlich geklaut“ neue Zweifel in mir. Ausgerechnet der Sack mit meiner ganzen Expeditionsausrüstung: Zelt, Luftmatratze, Schlafsack, Bekleidungsgegenstände, Geschenke, die ein Asienreisender unbedingt braucht (meine Kuckucksuhr für den Hunzakönig und Kleinigkeiten für die vielen Kinder, Taschenmesser, Schmuckstücke und anderes). Aber das Allerwichtigste – mein Kapital: die Buntfilme! Farbfilme kann man in diesem Land nicht bekommen, es sei denn, daß der Zufall mir irgendeinen veralteten und unerschwinglich teuren in die Hände spielt.

Mir ist furchtbar übel. Unten schimmern Sandgebirge und trostlose Wüsten hinweg. Vielleicht kann mir der Pilot helfen. Ich kämpfe mich in die Kanzel vor. Ein freundlicher Schotte sitzt am Steuerknüppel und bietet mir den Sitz des zurückgeschickten Co-Piloten an. Ich mache meinem Herzen Luft.

„Morgen“, sagt der Schotte, „fliege ich zurück und werde sofort im Flughafen und auch im Zollhaus in Karachi Nachforschungen anstellen.“ „Ein großer dunkler Leinensack und sechs kleinere Proviantssäcke.“ Diese enthielten meine wertvolle Trockenkost, die mir die Herren Batscheider in München in geeigneter Form und Auswahl zusammengestellt hatten. Alles war mit genauer, deutlicher Anschrift versehen.

Der Pilot sagt noch: „Auf alle Fälle schicke ich Ihnen gleich morgen ein Telegramm, darauf können Sie sich verlassen.“ (Das Telegramm hat er auch pünktlich geschickt, nur bekam ich es erst sechs Wochen später!)

Die stoische Ruhe dieses Schotten hat auch für mich etwas beruhigendes. Ich will wissen, wo wir uns befinden und bekomme eine Karte von ihm mit seinen Erklärungen.

Diese Maschine der Orient Airways ist wesentlich kleiner und schwächer als die große viermotorige der KLM. Aus der Kanzel sehe ich rechts und links die beiden kleinen Motoren, deren Lärm eine Unterhaltung sehr erschwert. Wir fliegen mit einer Geschwindigkeit von 260 km in der Stunde in 2500 m Höhe. Außentemperatur etwa 45° C. Unerträglich heiß muß es jetzt unten in der Wüstenbahn sein. Feige, daß ich hier oben durch die Luft meinen Weg fortsetze. Das hatte mir aber Rudi Rott noch geraten. Die Bahnfahrt sei eine Strapaze ohnegleichen. 30 Stunden immer gerade durch die kochende Wüste, durch den braunen Staub. In alle Ritzen, Türen und Fenster dringe der Sand ein und die Hitze sei grauhaft. Aber ich habe ja Eile, so schnell wie möglich zum Himalaja zu gelangen. Von hier oben kann ich streckenweise die geradlinige Bahn verfolgen, die einzige Abwechslung in der graubraunen Ebene unter mir. Doch hier oben ist es auch schon schier unerträglich heiß und dumpfschwül. Besonders beim Heruntergehen und bei den Landungen reagiert mein Körper mit Schweißausbrüchen und Ubelsein, und so sehr meine Zunge am Gaumen klebt, so unmöglich ist es mir, von den Getränken, die der Steward fortwährend anbietet, oder von den Speisen etwas zu nehmen. Der Schreck über das verlorene Gepäck sitzt noch zu tief in meinen Gliedern.

Im Westen taucht immer wieder das trüb-schillernde Band des Indus auf.

Unter uns die Wüste Sind. Trockener, glimmernder Sandboden, durchsetzt mit vielen dunklen Punkten, der einzigen Vegetation, einer Art Euphorbie.

Langsam rollt der Teppich unter mir ab und allmählich legt sich das Wüstenkleid etwas mehr Farbe zu. Einzelne grüne Felder sind in das Land gestreut, das immer regelmäßiger in viele kleine Parzellen aufgeteilt ist. Baumwolle, Reis und Weizen — wie der Pilot mir erklärt. Vereinzelt Siedlungen tauchen auf, durch schnurgerade Straßen miteinander verbunden.

Dann fliegen wir Lahore an, die zweitgrößte Stadt Pakistans. Dampf brüht die Mittagshitze über dem sandigen Flughafen. In Strömen fließt dem deutschen Ingenieur der Schweiß herab. Kein Wunder, was habe ich ihn auch essen, trinken und würzen gesehen!

Ein Glas Sodawasser im kleinen einfachen Flughafenhause, schnell ist die Maschine schon wieder zum Starten bereit. Alles wedelt mit den großen Bastfächern vor dem Gesicht, selbst die mitfliegenden Einheimischen strengt das Klima an. Barfuß, in weißen Pluderhosen, aber mit schweißbedeckten Gesichtern, fächeln sie sich Kühlung zu.

Unten liegt jetzt der Punjab, das fruchtbarste Gebiet des Landes.

Ich bin froh, als die Maschine gegen Mittag in Rawalpindi landet, und begeben mich über den weißglühenden Flugplatz in das niedere Gebäude, in dem ich mich gleich in bester Obhut befinde. Dunkelhäutige, weißuniformierte Luftfahrtbeamte begrüßen mich, zuerst der Manager der Orient Airways. In fließendem Englisch bieten sie als erstes ein kühles Getränk an. Bevor die schnittige kleine Dakota-Maschine weiterfliegt, verabschiedet sich der deutsche Ingenieur mit teilnehmenden, aber zweifelsbangen Worten über meinen Verlust.

RAWALPINDI – NEUE HINDERNISSE

Im Auto der Fluggesellschaft überschüttete ich zunächst den Leiter mit meiner Gepäcksorge und werde von ihm mit ganz überzeugenden Worten, die ein sieghaftes Lächeln formen, versichert, daß noch nie bei seiner Gesellschaft etwas verloren ging, ich könnte beruhigt sein, das Gepäck käme nach – er wolle sofort alles versuchen. Unterwegs wird er nicht müde, mir die Vorzüge Rawalpindis und die Schönheiten des Landes zu erklären.

Im Hotel, in dem ich wohne, befindet sich auch das Flugbüro. Vor dem Gebäude ist es nicht auszuhalten, erbarmungslos sengt die Glut auf den noch nicht akklimatisierten Körper, der erst vor drei Tagen den großen Sprung über Länder und Meere machte.

Während Mr. K. sich sofort an das Telefon hängt und versucht, mit Karachi Verbindung zu bekommen, schlafe ich unter dem Surren des großen Ventilators über mir, aber unter düsteren Visionen ein.

Erst spät am Abend bekommen wir auf der einzigen, stark belegten Leitung Karachi und stellen sofortige Nachforschungen wegen des Gepäcks an.

Man bietet mir an, mit der nächsten Maschine nach Gilgit weiterzufliegen, was ich nur zu gern täte, aber Mr. K. lächelt hierzu und erklärt, daß ich zuerst die Genehmigung des Kaschmir-Ministeriums hierzu brauche. „Wahrscheinlich werden Sie diese in ein paar Tagen erhalten“, vertröstet er mich. (Nur mit Schrecken erinnere ich mich heute an die darauffolgende Wartezeit, in der ich noch ganz ohne asiatische Gelassenheit zwischen Hoffen, Bangen und Verzweiflung schwebte.) Wie Jahre erscheinen mir die Tage, die ich in Rawalpindi festliege.

Rawalpindi ist eine größere Stadt im Norden Pakistans. Hier leben etwa 800 000 Menschen. Seine Bedeutung hat es vorwiegend durch den Sitz des

Oberkommandos der pakistanischen Armee und des Kaschmir-Ministeriums. Mein erster Weg am folgenden Tag führt zu diesem Ministerium. Das abweisende Gebäude ist umlagert von bewaffneten Soldaten. Es dauert eine Weile, bis ich das Büro eines maßgebenden Herrn betreten darf. Mr. K., der sogar weitläufig mit ihm verwandt ist, hat bereits mit ihm telefoniert, aber hinter seinem kühlen Lächeln kann ich nichts über mein Schicksal erfahren. Der eigentliche Bearbeiter der Einreise ist ein mächtiger General, zu dem ich das nächste Mal vordringen will.

Bürostunden in diesem Land sind kurz und selten. Schon die lähmende Hitze verbietet ein Arbeiten wie in westlichen Ländern. Hinzu kommt ein ganz anderer Zeitbegriff, ein vollkommen anderes Verantwortungsgefühl und eine Ruhe, der der neuangekommene Europäer, dem es noch dazu unter den Sohlen brennt, zunächst fassungslos gegenübersteht.

Meine kostbare Zeit! Meine Nerven! Und mein Geld! Alles ist zusehends im Schwinden! Ein Tag im Hotel kostet etwa 25 bis 30 Mark. Zum Glück sind wenigstens meine Devisen bei der „Lloyds Bank“ eingetroffen. Von zu Hause kann ich keine Nachrichten bekommen, denn meine Post geht inzwischen nach Gilgit, wo man mich längst vermutet. So fühle ich mich hier abgeschnitten von aller Welt und kämpfe gegen eine gewisse Verzagtheit.

Mir wird bedeutet, nicht sofort wieder auf die Behörden zu gehen, sondern erst einmal eine formelle Ruhepause für die Herren einzulegen, um sie nicht von vornherein aus dem Gleichgewicht zu bringen. Unter seelischen Qualen befolge ich diesen Rat.

Täglich arbeiten wir auf der Orient-Airways mittels Telegrammen, Briefen und Ferngesprächen für mein Gepäck. Es sieht aus, als ob sich alle Schlingen, die um meinen Hals liegen, zusammenziehen wollen!

In dieser Stimmung mache ich einen Besuch bei einem von der deutschen Gesandtschaft in Karachi empfohlenen deutschen Ehepaar. Ein Major der ehemaligen Fallschirmtruppe, der nun als einziger deutscher Offizier in der pakistanischen Armee Dienst tut.

Der Major macht zwar ein bedenkliches Gesicht, als er von meinen verschiedenen Sorgen hört, verspricht aber, sich der Sache anzunehmen und deswegen in Verbindung mit Karachi zu treten.

Die Stunde bei ihm bedeutet mir mindestens dasselbe, wie einem schon verschmachtenden Wüstenpilger die plötzlich gefundene Oase!

Am nächsten Tag werde ich von der reizenden Frau des Majors eingeladen, die Wartezeit als Gast in ihrem Haus zu verbringen.

Trotz der Sorgen, die meine Schwingen lähmen, verleve ich in dem deutschen Haus interessante und anregende Tage. Es gehört zu den von Engländern im Bungalow-Stil erbauten Häusern, die an der Mall, der schönen breiten Hauptstraße des vormals englischen Teils Rawalpindis, liegen. Außer hellen, luftigen Räumen bietet es sogar manchen Komfort, wie z. B. ein echtes

WC (wenn die Spülung nicht versagt). Schon frühmorgens schlendern die verschiedensten Händler vor das Haus, einer holt und bringt Wäsche, ein anderer Brot oder Fleisch, und dann erscheint der Obsthändler, dem man am liebsten den ganzen Korb voll der schönsten Früchte abkaufen möchte! Aber das Obst, welches von weither gebracht wird, vielleicht aus Afghanistan oder aus den Gärten des Punjab, ist teuer, wie auch der ganze Unterhalt für den Europäer, der ein anderes Leben führt als der vollkommen bedürfnislose Eingeborene.

Herrliche Pflirsiche, Mangos und Trauben lachen uns jeden Morgen an. Die einzige Frischkost für den Weißen, der auf die Konsumwaren der Büchsen – meist englischen Imports – angewiesen ist. Schwarzes Brot ist nicht zu bekommen. Man ißt viel Fleisch, trinkt viel schwarzen Tee, süße gefärbte Limonaden, die in allen Schattierungen leuchten und stellt fest, daß einem viel in dieser mineral- und vitaminarmen Kost fehlt, die infolge zahlreicher Konservierungsprozesse keine genügenden Abwehrkräfte bilden kann. Die oft ungesunde, vergilbte Tropenhaut oder ein aufgedunsenes Aussehen von Europäern in diesem Lande ist zum großen Teil auf die friskostarme Ernährung zurückzuführen. Aber auch der starke Genuß von Whisky, des beliebten alkoholischen Getränks des Engländers, schwächt die Gesundheit.

Sehr interessant ist es, einen Blick in die neu entstehende Armee Pakistans zu tun. Die Uniformierung und Gesten gleichen denen des Engländers. Alle Mitglieder des Heeres scheinen von ungetrübtem Vaterlandsstolz bewegt zu sein. Sie sind glücklich, ihre eigene Wehrmacht und ihre Unabhängigkeit von Indien erreicht zu haben.

Durch meine lebenswürdigen Gastgeber bekomme ich einen sehr guten Einblick in die Entwicklung dieses jungen, im Aufbau begriffenen Staates, so auch in die militärischen Verhältnisse. Eines Abends werden wir zu einem Abschiedsessen eingeladen, das ein nach Lahore versetzter General gibt.

Ich schreibe darüber nach Hause:

„Gestern abend war eine Abschiedsfeier verschiedener Offiziere, deren Transport um 12 Uhr nachts abging. Ein sagenhaftes Abendessen im hochmodernen Orientexpress. Charme, Witz, Harmlosigkeit, Gastfreundschaft und die Kameradschaft zwischen General und Untergebenen machten in ihrer heiteren Selbstverständlichkeit den angenehmsten Eindruck auf mich. Etwas beklommen war mir beim nicht endenwollenden Essen zumute, dessen einzelne Gänge von Ordonnanzen durch die Fenster gereicht wurden. Nicht nur die Menge der stark gewürzten Speisen, die mit den Fingern gegessen werden, sondern die Sorge um mein helles Kleid (das einzige gesellschaftsfähige), das ich vor dem herabtropfenden Fett zu schützen suchte, beeinträchtigten im Verein mit der selbst in der Nacht unmenschlichen Hitze den vollen Genuß an dieser sonst so interessanten Veranstaltung. Übrigens konnte ich nur mit Mühe die Fleischmengen abwehren, die mir der elegante,

rassige General, ein Pathane aus Nordwest-Pakistan, auf den Teller zu packen suchte.

Aber – wer nach Asien reist, muß auch Hammel essen können! Die Küche hierzulande ist außerordentlich fett und gewürzt. Fast überall, wo ich zu Gast bin, gibt es fettes Hammelfleisch, Curry-Reis oder gepfefferte Hühner mit höllisch scharfen, würzigen Soßen, zum Nachtisch übersüße Speisen. Diese sind oft mit einer dünnen Silberschicht überzogen, zum Zeichen der Wohlhabenheit! Je größer dieser Silberbelag, um so reicher das Haus.“

Obwohl dem Engländer keine große Zuneigung entgegengebracht wird, bleibt er doch für die gebildete Oberschicht das Vorbild in Sprache, Sitten und Erziehung. Wer es sich leisten kann, schickt seine Söhne auch heute noch zur Ausbildung nach England.

Ein Land, das seit Jahrhunderten unter englischer Hoheit stand, ist nicht so schnell von den Bindungen zu lösen, welche die Wurzeln der Kolonialherrschaft in die indische Erde schlugen.

Aber ein merkwürdiger Anblick ist es, wenn der vornehme Inder, smoking-gekleidet, perfekt englisch sprechend, mit seinem schönen alten Turban auf dem Kopf erscheint, ein Bild zwifacher Persönlichkeit!

Die Frauen hingegen halten streng an ihrer altüberlieferten Bekleidung fest. Meist tragen sie die schwarzen Haare, die in einem schlichten tiefen Knoten enden, glatt zurückgekämmt.

Über der getönten Haut trägt die Mohammedanerin ein langärmeliges, dreiviertellanges, enganliegendes Kleid, unter dem weite weiße bauschige Hosen zu sehen sind. Ein dünner Schal liegt über Kopf und Schulter der gebildeten Pakistanerin, während 85% der Frauen in der Öffentlichkeit noch verschleiert, in Purdah gehen müssen. Das ist eine sackartige Hülle aus Leinen, die sie sich über den Kopf werfen, wobei nur ein kleines viereckiges, gehäkelttes Fensterchen vor den Augen einen verschleierten Blick in die Umwelt bietet. Wer sich hinter dieser Maske verbirgt, weiß niemand.

Die Frauen wollen sich bewußt nicht von dieser Tradition lösen. Vielleicht schreckt sie das Bild der Westeuropäerin ab, oder bewirkt es der strenge Glaube, daß sie immer noch verhüllt bleiben?

Als Mitgift bekommt die junge Braut aus besserem Haus allein 60 Gewänder mit!

Entzückende, oft mit echten Gold- und Silberfäden bestickte flache Schuhe mit einer aufgebogenen Spitze vervollständigen das Bild aus Tausend und einer Nacht.

Erst am Tage der Hochzeit lernen Mann und Frau sich kennen, die von den Eltern nach bestimmten Eigenschaften ihrer Kinder sorgsam ausgewählt werden. Bei allen männlichen Besuchen im Hause hat die Frau sofort zu verschwinden; so kommt es, daß die Mohammedanerin außer ihrem Ehe-

mann nur ihren Vater und ihre Brüder kennt. Vergleiche sind ihr fern, und Ehescheidungen kommen so gut wie gar nicht vor.

Wenn auch allmählich das politische Interesse der Frauen erwacht und die Emanzipation langsam fortschreitet, so ist doch der Unterschied zwischen der einfachen und der gebildeten Frau außerordentlich groß.

Etwa 85% der Bevölkerung sind noch Analphabeten, und erst allmählich soll die Schulpflicht eingeführt und sollen die dafür geeigneten Gebäude errichtet werden.

Die Welt des Europäers ist eine andere!

Alle diese fremden Eindrücke wollen mich immer wieder ablenken von meinen Kümernissen. Es hat sich inzwischen noch nicht viel ereignet. Ein aus Karachi gesandtes Telegramm spricht, wenn auch unklar – Hoffnungen auf das Gepäck aus, während sich das Kaschmir-Ministerium in Stillschweigen hüllt. Zu einem Entschluß wird es nicht so schnell kommen, fürchte ich, denn jede klare Entscheidung wäre nach asiatischer Sitte eine große Unhöflichkeit! Inzwischen hat sich der deutsche Major bereits so gut er kann ins Zeug gelegt, hat Verbindung mit der deutschen Gesandtschaft aufgenommen, bekommt aber den kläglichen Bescheid, daß erst einmal formelle Genehmigungen über Bonn eingeholt werden müßten! Außerdem versichert man mir, daß ich bei der Seuchengefahr unfehlbar erst krank würde, so, wie es eben zuerst jedem Europäer geht. Mittlerweile werde noch der Monsun einfallen, der mein Weiterfliegen sowieso in Zweifel stelle!

Diese Aussichten tragen nicht gerade zu meiner Erheiterung bei.

Alle Versuche beim Ministerium sind bisher vergebens verlaufen. Es wird mir mitgeteilt – aber das soll mir gewiß nur Schrecken einjagen –, daß ich im Falle der Genehmigung der letzte Europäer sei, der das Visum erhalte. Ich habe große Angst, die Herren zu verärgern, und lege mir immer wieder erzwungene Wartepausen auf.

Eines Tages, als ich verzweifelter Stimmung bin, begegnet mir ein Engländer. Ein typischer, weltbewandelter Mann mit glattem Gesicht und der unvermeidlichen Pfeife.

Er hört meine Sorgen mit Lächeln an, dann sagt er mit einer dem Engländer eigenen Lebenskunst „relax“ (in Tirol sagt man „Zeit lassen“). „Regen Sie sich bloß nicht auf! Sie sind doch nicht in Deutschland, sondern in Asien. Wenn Sie dieses Land bereisen, müssen Sie sehr viel Zeit und noch mehr Geduld mitbringen. Ein paar Wochen dürfen da gar keine Rolle spielen.“ Er sei Artemist (Sammler von Heilpflanzen en gros) und kenne die Einreiseschwierigkeiten genau. Zum sechsten Male müsse er nach Gilgit, um im Himalaja eine bestimmte Droge zu suchen.

Als er von meinem Vorhaben erfährt, stutzt er, aber er lacht laut, wie ich ihm das Bircher-Buch zeige. „You are mad, that is rubbish“ („Sie sind verrückt, das ist Unsinn“), sind seine niederschmetternden Worte!

Was mag er schon von den Hunzas wissen, denke ich; als er mir aber vorstellt, daß ich sicher nicht nur mein Gepäck, sondern auch das Kaschmir-Visum erhalten werde, da hoffe ich nur: Mögest du recht haben!

Sein echt englischer Humor, der sich über alles hinwegsetzt, sein unbeugsamer Optimismus, wie er dem Engländer infolge einstiger Weltmachtstellung viel mehr eigen ist als dem Deutschen, seine unbekümmerte, sieges-sichere Art reißen mich sofort mit. Unser gemeinsames Ziel ist der swimming-pool, der zwar keine Abkühlung, aber eine amüsante Unterhaltung bietet, überstrahlt von dem herzerfrischenden Humor dieses Engländers, an den ich im Rückblick auf diese sorgenvollen Tage voll Heiterkeit denke.

Mehrmals bin ich zu Gast bei pakistanischen Freunden der Majorsfamilie, und in der Familie Mr. K's lerne ich ein typisches Flüchtlingsschicksal kennen.

Er war vor sieben Jahren aus Indien geflohen, wo sein Vater als angesehener Arzt einen großen Besitz hatte. Über Nacht mußte er alles im Stich lassen, er konnte nur mit seiner Frau, den beiden ältesten Töchtern und dem Nötigsten fliehen. Mit Schrecken in den Augen erzählt er von dem Umsturz, wobei er mit einer Handbewegung die Vergangenheit auslöscht. Es war „Allahs Wille“ und mit diesem „Inschallah“ fügt der wahre Mohammedaner sich in sein unabänderliches Schicksal, ohne einen Moment des Haderns oder Zweifelns.

Aus dem Nichts fing Mr. K nun an, sich eine neue Existenz zu errichten. Jetzt ist er der Leiter der Orient-Luftfahrtgesellschaft in Rawalpindi, hat einen angesehenen Posten, eine kleine goldige, ihm ergebene Frau und 5 niedliche Mädchen. Ein heißersehntes Zwillingspärchen männlichen Geschlechts wurde ihnen durch „Allahs Willen“ genommen, worüber er, da es so bestimmt war – keine Träne vergoß.

Noch immer nichts Neues. Da ich mich unmöglich mit „Inschallah“ trösten kann und meine Geduld bis auf das Äußerste gespannt ist, beschließe ich kurzerhand, mit dem Zug nach Karachi zurückzufahren und dort selbst auf den zuständigen Stellen nachzuhaken. Gerade will ich mich auf den Bahnhof begeben, da begegnet mir wieder Mr. S., der Engländer. Als er hört, was ich vorhabe, erklärt er mich abermals für verrückt.

„Haben Sie doch um Gottes willen ein bißchen mehr Geduld. Ihr Gepäck wird sicher in den nächsten Tagen kommen. Bestimmt war es nur ins Zollamt oder ins Lagerhaus gegangen und muß nun erst ausgesucht werden. Und jetzt nach Karachi? Wissen Sie, was diese mörderische Wüstenfahrt von 30 Stunden bedeutet! Zwei Nächte und einen Tag in der Hochofenglut, ohne Wasser, verstaubt und elend. Glauben Sie, in diesem Zustand erreichen Sie mehr bei den Behörden, die Ihnen das Visum bestimmt auch hier ausstellen werden?“

Das hilft. Ich kehre um. Wir gehen wieder in den swimming-pool!

Bereits am folgenden Tag kommt die telegrafische Nachricht, daß mit der nächsten Maschine das Gepäck aus Karachi käme! Ich fange an aufzuatmen und das Leben, das hier so fremdartig und reizvoll ist, einigermaßen zu genießen.

Jetzt will ich unbedingt auch mal in den Basar von Rawalpindi, von dem ich schon so viel gehört habe. Es ist der älteste Teil der Stadt, in dem sich das Leben der Eingeborenen in ihren echten Sitten und Gebräuchen abspielt.

Mit einem leichten zweirädrigen Pferdewagen, der „Tonga“, lasse ich mich in die Innenstadt bringen. Diese Tongas sind der Impuls des Stadtbildes. Sie sind das Fortbewegungsmittel. In Rawalpindi allein gibt es Hunderte dieser eiligen Gespanne.

Ich habe das Glück, mit der schnellsten, preisgekrönten Tonga zu fahren, und mein Lenker, ein junger Bursche, legt seine Ehre hinein, mir zu zeigen, was er könne. Es ist eine aufregende Fahrt. Mitten in der alten Stadt konzentriert und staut sich der Verkehr wie ein Wasserstrahl in einem viel zu engen Rohr. Die Tonga allein versteht es, sich einen Weg zu bahnen, sie ist gefürchtet – man weicht ihr aus! Das Signal ist ein lautes Rufzeichen aus dem Mund des feurigen Jünglings und sofort stauben die Menschenmassen, die Radler, Ochsen- oder Kameltreiber auseinander. Mit unnachahmlichem Geschick windet sie sich durch die engen vollbesetzten Gassen, in denen sich der laute Handel der kauflustigen Orientalen abspielt. Noch dazu an einem Sonntag, da alles auf den Beinen ist; in Indien gilt der Freitag als heiliger Tag, an dem das Geschäftsleben ruht.

Am meisten begeistern mich die handgearbeiteten, mit den schönsten Farben und Mustern bestickten Kaschmirteppiche. Ihr Boden ist gewirkte, verfilzte Schafwolle, auf die herrliche bunte Ornamente in Tier- und Blumen-gestalt gezaubert sind. Andere, handgewebte Teppiche wirken durch farb-schöne Zusammenstellungen und ihre weiche, schmiegsame Jutequalität.

Vielfach werden hier auch noch Einlegearbeiten hergestellt, bei denen kleine Spiegelplättchen kunstgerecht in den Stoff gearbeitet sind, der mit entzückenden Stickereien verziert ist. In derselben Art werden auch Hand-täschchen angefertigt, welche die Frauen gerne bei sich tragen. Leider macht sich der westliche Einfluß fremder Industrieware auch hier schon geltend, so daß serienweise hergestellte Imitationsarbeit den Wert der Handarbeit stark herabmindert.

Das wogende Bild der malerischen Menge fesselt das Auge, wohin es auch schauen mag. Durch die schmalen Gassen winkt hin und wieder eine alte Moschee mit ihren zahlreichen Minaretten und Kuppeln.

Aus meinem Tagebuch:

„Ein unvergeßliches Bild dieser orientalisch-asiatischen Großstadt: Das Straßenleben, die Menschenfülle, der Schmutz, die Armut, das Geschrei, die unerhörte Farbenpracht, die Gerüche!“

Begeistert kehre ich bei Mr. K. ein; er freut sich, daß ich seine neue Heimat so schön finde.

„Aber“, sagt er mir, und aus seinen Augen leuchtet die Sehnsucht nach seinem Geburtsland – „Sie müssen nach Indien. Versuchen Sie Delhi und Agra zu sehen. Dort sind die schönsten Bauten aus der islamischen Epoche, die herrlichen Grabmäler unserer Herrscher“, und er beschreibt in glühenden Worten die Pracht dieser Wunderwelt, die den Augen der geflohenen Mohammedaner für immer entrückt ist.

So tief mich seine Worte berühren – wie soll ich denn noch nach Indien kommen, ich habe ja noch nicht einmal die Erlaubnis zur Weiterreise durch Pakistan! Noch immer kein Kaschmir-Visum!

Als ich am nächsten Morgen aufstehe, hat der Himmel seine Schleusen geöffnet: Monsun!

In dicken Strichen fällt ein heißer Regen senkrecht auf die Erde und setzt in kurzer Zeit alles unter Wasser. Die Kleidung, die ohnedies immer feucht-warm auf der Haut klebt, ist nun durch den Regen doppelt getränkt, so daß die hierdurch entstehende dumpfe Schwüle den letzten Lebenswillen zu ersticken droht.

Um diese Jahreszeit ziehen die von Süden, vom Indischen Ozean kommenden warmen Regenwinde über das Land. Die beste Nahrung für die Seuchenbrutstätten – aber auch gefürchtet von der Fliegerei, denn nun ist jede Transportmöglichkeit über den Himalaya in Frage gestellt.

Doch . . . so hoffnungslos dieser Tag beginnt, so erfreulich soll er enden. Am Abend bekomme ich eine Botschaft von Mr. K., daß ich mich am folgenden Morgen auf dem Flugplatz einfinden soll, um mein Gepäck in Empfang zu nehmen!

Auch der Regen hat aufgehört – vielleicht war es nur ein kurzer Vorläufer des Monsuns?

Mit größerer Spannung kann man kaum einem Flugzeug entgegensehen, als ich es bei der Maschine tue, die am nächsten Morgen vor uns landet. Aus dem Frachtraum hole, zerre ich förmlich meine Säcke, die unfehlbar nach Peschawar weitergeflogen wären, wohin sie fälschlich umadressiert worden waren. Das Gepäck ist geöffnet – mein erster Griff nach den Farbfilmen, sie sind da! Mr. K. strahlt ebenso wie ich. Er hatte sich jeden Tag von Neuem dafür eingesetzt, und ohne seine große Hilfe hätte ich es wohl kaum wieder-gesehen.

„Wenn Sie Ihr Visum nicht bekommen, so fahren Sie doch ins Khagan-Tal. Dort ist es unerhört schön. Grün und fruchtbar inmitten schneebedeckter Berge über leuchtenden blauen Seen. Die Menschen dort sind groß, kräftig und sehr gesund. Gewiß könnten Sie dort ebensolche Studien machen wie an den Hunzas“, über die er einige Zweifel hegt. „Oder sehen Sie sich die Pathanen im Frontgebiet an, das sind Menschen mit prachtvoller Gesundheit, berühmt durch ihre Kraft und Schönheit.“

Doch ich will hiervon nichts wissen und begeben mich banges Herzens zu dem allmächtigen General ins Kaschmir-Ministerium.

Vielleicht hat er mein „Bohren“ satt, vielleicht ist er nun auch überzeugt, daß ich nicht in irgendeinem Geheimauftrag reise, er gibt mir jedenfalls die Genehmigung zum Weiterflug nach Gilgit, und ich muß mich gewaltig zusammenschließen, ihm nicht meine Freude mit einem Jubelruf zu verraten.

Vor dem Ministerium nehme ich meine Kamera und mache eine Farbaufnahme vom beschrifteten Eingang dieser Nervenöhle, dem „Ministry of Kashmir-Affairs“ (Ministerium für Kaschmir-Angelegenheiten). Zwei wachhabende Soldaten gucken dumm, als ich sie ins Blickfeld rücke und dann fröhlich lachend davoneile.

Jetzt aber mit der nächsten Maschine weiter, ehe der Monsun kommt; noch ist das Wetter günstig, aber es ist namenlos schwül und neue Regengüsse werden täglich erwartet.

Draußen zirpen die Zikaden in den Büschen vor dem Bungalow, über dem gespenstische Wolken ziehen und ab und zu die große Mondscheibe freigeben. Um 4 Uhr früh holt mich Mr. K. persönlich ab. Er läßt es sich nicht nehmen, mich auf den Weiterweg zu bringen.

Mr. K. ist mit dem Wetter vertraut, lächelnd versichert er mir, daß heute kein Flugwetter herrscht. „Sehen Sie selbst“ – und er deutet auf eine dunkle Wolkenbank im Nordwesten über der Gegend der Vorberge des Himalaja –, „ausgeschlossen, daß Sie dort hinüberkommen!“

Unsicher verabschiede ich mich von meinen deutschen Gastgebern, die mir so viel Hilfe waren in den schweren Tagen. „Zum Frühstück sehen wir uns wieder“, ruft der Major dem abfahrenden Auto zu.

Mir scheint, diese Reise besteht nur aus Spannungsmomenten! Mit „Inschallah“ komme ich noch nicht zurecht! Und seit Wochen nichts von zu Hause! Wenn ich wenigstens eine kurze Nachricht hätte, wie es dort geht!

In Chaklala, auf dem Flugplatz, ist Betrieb, aber kein Mensch weiß, ob geflogen wird.

Vor dem Gebäude liegen ein paar schlafende Gestalten, Soldaten, einige Kaufleute – Fluggäste, die schon mehrere Tage warten – alle haben viel Zeit. Der technische Leiter des Flughafens, ein Ingenieur, bietet mir einen Stuhl auf dem Flugfeld an und zuckt die Achseln auf meine Frage, ob . . . Dort steht die kleine Frachtmaschine bereit, aber sorgenvoll sehe ich auf die sich immer stärker verdichtende Wolkenwand am Horizont.

Der Flug über den Himalaja gilt als der gefährlichste der Erde, da er einen genauen Kurs mitten durch die Bergwelt halten muß. Die leichten Maschinen können nicht höher als 4–4½ tausend Meter fliegen, wobei sie rechts und links um fast ebensoviel von den Bergriesen überragt werden. Jede Wolke, jeder Nebelstreifen kann zum Verhängnis werden!

Wenn ich nur verstehen könnte, was sie miteinander ausmachen. Der Pilot ist inzwischen gekommen und bespricht sich – natürlich in Urdu, der Landessprache – mit dem Ingenieur.

„Obwohl die Wetterlage sehr zweifelhaft ist“, meint er zu mir „mache ich einen Probeflug auf 3000 m und entscheide mich dann. Es wäre dringend nötig, daß wir nach Gilgit fliegen, denn die letzte Woche sind fast alle Flüge wegen Wettergefahr ausgefallen und in Gilgit wartet man auf unsere Fracht.“ Ein schwacher Trost!

Ich schicke der im Äther verschwindenden Maschine meine ganzen Wünsche nach.

„Sie werden sehen, ich behalte recht“, lacht Mr. K. Mir ist gar nicht lächerlich zumute, ich muß jetzt endlich weiterkommen. Wenn es mir nur nicht so gehen wird, wie dem Herrn, der kürzlich acht Tage hintereinander jeden Morgen um 4.30 Uhr auf dem Flugplatz erschien und vormittags wieder zu Hause landete!

In diesem Land braucht man Nerven!

Nach 30 Minuten hören wir das Motorengeräusch in der Luft. Da zeichnet sich der Vogel gegen den Morgenhimmel ab, aber noch ehe er die Startbahn erreicht, sehe ich den Piloten abweisend den Kopf schütteln: „Regen über Kaschmir“ ruft er zu uns Wartenden herüber. In meinem Hals sitzt es wie ein Kloß, der mich würgt. Mr. K., gentleman-like wie immer, bringt mich zum Frühstück pünktlich zu meinen Gastgebern zurück.

„Ich schicke Ihnen um 10 Uhr noch einmal den Wagen, es soll ein zweiter Versuch gemacht werden um diese Zeit, aber ich halte es für aussichtslos, bitte halten Sie sich dennoch bereit“, mit diesen Worten verabschiedet sich der durch nichts zu erschütternde Mann von mir.

Ich bin froh, daß ich mich hinlegen kann, und schlafe fest ein vor Erschöpfung. Um 10 Uhr beginnt das Theater von Neuem. „Wenn der Frühflug nicht zustande kommt“, meint der Major, „ist die Wetterlage mittags meist noch ungünstiger.“ Das ist mir auch klar und ebenso den Piloten, die mit mir im Wagen sitzen. Sie wollen nur zum Flugplatz, um sich zu melden, dann aber wieder nach Hause fahren.

Die Wand vor den Bergen hat sich verdichtet. Unschlüssig stehe ich wieder auf dem heißen Flugfeld und stiere vor mich hin. Da, auf einmal wird der ganze Flugplatz lebendig: „Bitte steigen Sie sofort ein – wir fliegen ab.“ Mein Gepäck wird verladen, schnell zähle ich die Stücke, die Motoren laufen bereits und zischend fliegt der Sand unter den Flügeln der Maschine über die Startbahn. Das geht alles so schnell, daß ich keine Zeit zum Überlegen habe. Ich erfahre nur, daß die Wetternachricht aus Gilgit günstig gelautet hat.

Meine Stimmung hebt sich mit wachsender Flughöhe!

Schon verschwindet Rawalpindi – eine Stadt im Wüstensand, wie ich von hier oben sehe – unter uns, und die Landschaft im Norden wird bergig und grün. Ich darf vorne bei den Piloten mitfliegen, wo eine herrliche Sicht ist.

Ein Pole und ein Pakistani. Ich sehe in die Flugnotizen: 2000 m, 2500 m, 3000 m. Unten liegt Kaschmir, das „heiße Eisen“.

Eine dichte Wolkenbank steht vor uns, wir stoßen direkt hinein. Einzelne Aufrisse zeigen die fruchtbaren Felder, Wiesen und Wälder des Berglandes. 3500 m. Die Wolkentürme bauschen sich zusammen. Ringsherum Nebel. Die Maschine legt sich senkrecht auf eine Seite – ich habe Mühe mich festzuhalten – und in kühnem Bogen stoßen wir in einer Steilkurve durch die letzten Nebelschwaden in den azurblauen Äther!

Wie gebannt starre ich auf den Horizont: Weit in der Ferne heben sich aus einer dichten Wolkendecke die Gebirgsketten des Himalaja heraus. Noch sind keine Einzelheiten zu erkennen, aber auffallend überragt ein mächtiger Kegel die Silhouette: Der Nanga Parbat!

Die Luft hier ist klar – keine Wolke mehr am Himmel, jetzt verstehe ich, warum die Strecke freigegeben wurde. Unter uns windet sich der Indus schäumend durch ein Gebirgstal, das lieblich-schön heraufgrüßt mit seinen grünen Matten und verborgenen Seen zu Füßen der steilen Berglehnen: das Khagan-Tal. Wie schön, daß ich es wenigstens von oben sehen kann. Eine kleine Straße begleitet das Ufer, an dem einzelne bebaute Äcker und kleine Siedlungen deutlich genug zu erkennen sind.

Die Maschine macht einen Höllenlärm, bei dem es unmöglich ist, sich mit dem Piloten zu verständigen. Immer geringer wird der Abstand zu den Bergen – haarscharf nehmen wir Kurs auf einen der höchsten der Erde, der nun ganz deutlich vor uns liegt. In 4000 m Höhe geht der Kurs direkt an seiner Süd-Westflanke vorbei und gibt deutlich das Bild der Aufstiegsroute der siegreichen Expedition 1953 frei. Mehr als 4000 m über uns liegen die Eiswände dieses stolzen Riesen. Silbersattel, Rakiot Peak, Mohrenkopf sind genau auszumachen.

Schon schieben sich neue Massive vor den Blick, der Flug wird aufregend. Unter uns Täler und Schluchten, zur Rechten und Linken Felsen und Gletscher. Die Piloten wechseln sich alle 3–5 Minuten ab, sie fliegen mit eiserner Konzentration und tödlicher Sicherheit. Ich sehe wie die Flügelspitzen nahezu die Felswände streifen und muß den Atem anhalten! Eine Kette nach der anderen schwingt vorbei und verschwindet hinter uns. Ich habe nicht gemerkt, daß dieses Schauspiel 1½ Stunden dauert, es ist ein Erlebnis, das keine Zeit kennt und nicht zu schildern ist. Der Pilot dreht sich jetzt um, er fordert mich auf, in den Frachtraum zu gehen und mich anzuschnallen: „Wir landen gleich in Gilgit“.

Ich fühle die rasche Annäherung zur Erde und mit zwei kurzen Stößen setzen wir auf Gilgits kleinem sandigen Militärflugplatz auf, inmitten der Bergwelt des Karakorums.

Fürwahr, das war eine verwegene Stunde, deren Erlebnis nicht in Worte zu fassen ist.

„Inshallah“ – das hätte ich geschafft – denke ich froh und erleichtert und ahne nicht, daß schon wieder neue Hindernisse meiner harren.

GILGIT: SCHRANKE GESCHLOSSEN

Gilgit liegt 1400 m hoch in einem von steilen Felswänden umrahmten Kessel, in den die heiß flimmernde Sonne prallt. Hier ist der letzte Militärstützpunkt des nördlichen Pakistan, der selbst für Grenzlerbegriffe als „aus der Welt gelegen“ gilt. Fünf Länder treffen sich hier: im Westen Afghanistan, im Norden Rußland, China im Nordosten, Pakistan und Indien im Süden. Im Schnittpunkt dieser Länder liegt Hunzaland. Immerhin ein Gebiet, in welches ein harmloser Mitteleuropäer ohne die Gunst Fortunas schwerlich einzudringen vermag, das wird mir immer klarer.

In Gilgit werden die Gilgit Scouts, eine schneidige Gebirgstruppe, ausgebildet. Von ihren Mützen glänzt ein silberner Steinbock, der die Gewandtheit dieser mit Fels und Eis vertrauten Männer versinnbildlicht.

Ehe meine Maschine zurückfliegt, will ich sie im Bilde festhalten, aber schon wird mir der Apparat beschlagnahmt, ich soll den Film hergeben. Da ich stark bezweifle, ob die Maschine überhaupt in der Eile mit auf das Bild gekommen ist, versuche ich mich herauszureden und finde Gnade vor den Augen des Offiziers, aber ich merke mir, daß hier gehorcht werden muß!

Mein nächster Weg soll zum "Political Agent" von Gilgit führen. Das ist der politische Bevollmächtigte des Bezirkes, eine Art Distrikts-gouverneur, dem die interne Verwaltung eines weiten Gebietes dieses Landes untersteht. Ich melde mich telefonisch vom Flugplatz aus und werde sehr freundlich begrüßt mit der Bitte um Geduld, er würde sofort seinen Jeep herunterschicken. Er hätte schon längere Zeit auf mich gewartet. Post wäre auch für mich da. Überaus beglückt fahre ich dann zu dem höhergelegenen sehr hübschen Bungalow des P. A. Er empfängt mich in bestem Englisch und auf das Herzlichste.

Das Bungalow des Mirs von Hunza, welches dieser auf seinen Reisen benützt, stehe mir als Wohnung zur Verfügung, es liege unten im Ort. Zuerst solle ich aber mit seiner Familie zu Mittag essen. Auch seine Frau begrüßt mich freundlich lächelnd, sie spricht leider nicht englisch. Das mohammedanische Ehepaar lebt in guten Verhältnissen und ist überaus korpulent. Auf der langen Mittagstafel werden aber auch neben den schönsten Pfirsichen und Äpfeln eine unübersehbare Fülle von Fleisch-, Gemüse- und Reisspeisen in fettgewürzten Soßen dargeboten. Von den sieben Kindern des Hauses erscheinen die älteren Mädchen. Sie betrachten mich scheu und setzen sich lautlos zu Tisch, während ihre jüngeren Geschwister verstohlen hinter dem Vorhang vorbeihuschen und kichern. Kräftige, barfußige Diener mit weißen Wollmützen servieren. Es sind Hunzamänner, erzählt mir der P. A., und aufmerksam betrachte ich die ersten Hunzas, denen ich begegne.

Aus großen dunklen Augen mustert mich dagegen die Frau des Hauses, sie bittet mich dann durch ihren Mann, sie nach dem Essen zu untersuchen. Sie ist gemütsleidend und stark depressiv veranlagt. Ihr Herz und ihre Lunge,

stelle ich fest, sind weitaus zu stark belastet bei dem viel zu schweren Körpergewicht. Von den Mengen, die verzehrt werden, kann ich mir schon nach der ersten Mahlzeit einen Begriff machen. Ich versuche ihr auseinanderzusetzen, daß sie unbedingt die Portionen reduzieren soll, da ein Übermaß dieser fetten, gekochten Speisen zu abnormen Funktionen ihres Körpers führen müsse.

Beide geben zu, dies zu verstehen und beschließen, die Kost einzuschränken und mehr Frischkost zu sich zu nehmen. Es wird brav zwei Tage lang eingehalten, aber dann sehe ich wieder, daß „Essen doch ihre Leibspeise“ ist!

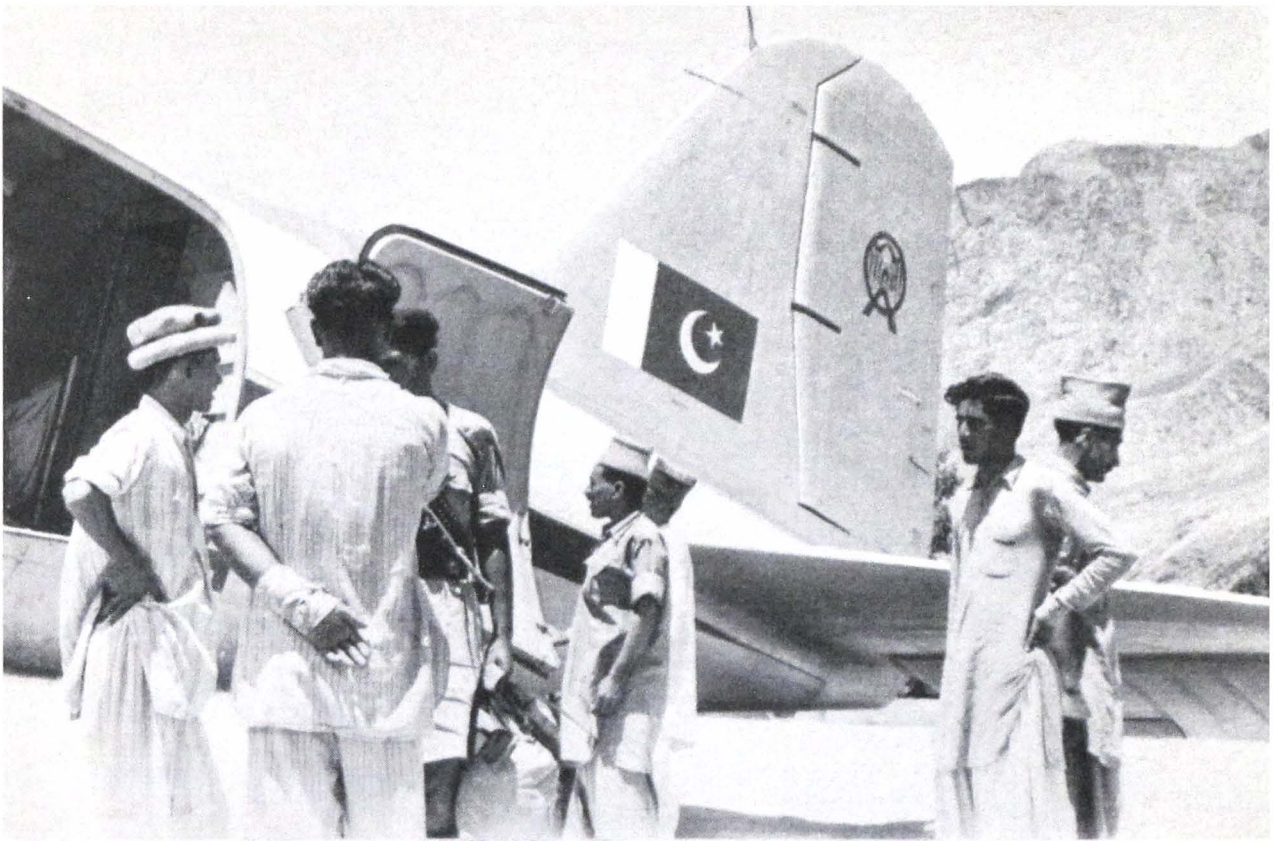
Hingegen erklärt mir der P. A., seine Frau hätte mich ins Herz geschlossen, ich möchte mich als Mitglied der Familie betrachten und mich hier wie zu Hause fühlen!

Jetzt finde ich den Zeitpunkt für gekommen, sachte anzutippen, wie es mit meiner Weiterreise stehe. Am liebsten wäre ich zur selben Stunde aufgebrochen, um endlich an mein Ziel zu gelangen. Doch, mir wird schwarz vor den Augen, als der P. A. mir erklärt, ich dürfe nicht weiterreisen! Er müsse erst die schriftliche Genehmigung des Kaschmir-Ministeriums bekommen, ohne die er mich nicht fortlassen könne. Meine Stimmung sinkt unter Null. Wenn das alles jetzt noch einmal von vorne anfängt – das „Tempo“ der Behörden habe ich bereits zur Genüge kennengelernt – und ich hier, vor den Toren meiner Ziele unverrichteter Dinge womöglich umkehren müßte – das wäre ja gar nicht auszudenken!

Zu allem Überfluß treffe ich am folgenden Tag noch eine schottische Krankenschwester, die in Gilgits kleinem Hospital Dienst tut und mir erzählt, daß sie von den fünf Jahren, die sie schon hier sei, in den letzten beiden immer wieder versucht hätte, eine Einreise in das Hunzaland zu erlangen. Sie habe aber nicht erreicht, daß man ihr die Genehmigung erteilt! Es war ihr großer Wunsch, dieses herrliche Land selbst kennenzulernen, von dem sie schon so viel gehört hätte und dessen Grenze ja nur 60 km von Gilgit entfernt läge! Inzwischen habe ich endlich ersehnte Nachrichten von der Heimat bekommen – zu Hause ging alles gut, das war die Hauptsache. Ich lasse mich auf keinen Fall hier abweisen, das steht für mich fest!

Sehr angenehm sind die Tage nicht, ich sitze unter einem nervenbohrenden Druck wegen der Ungewißheit. Und es könnte so schön hier oben sein! Die Landschaft ist großartig. Der gepflegte Garten des P. A. mit seinen herrlichen, leuchtenden Blumen und den frischgeschnittenen grünen Rasenflächen schenkt einen wundervollen Blick hinunter in das Tal und zu den ringsum sich erhebenden felsigen Bergen, deren Höhe 3000—4000 m beträgt. Im fernen Norden spitzt ein schneeiger Riese über die Kette, den ich sogleich zum Rakaposchi mache, es ist aber irgendein anderer unbekannter Koloß.

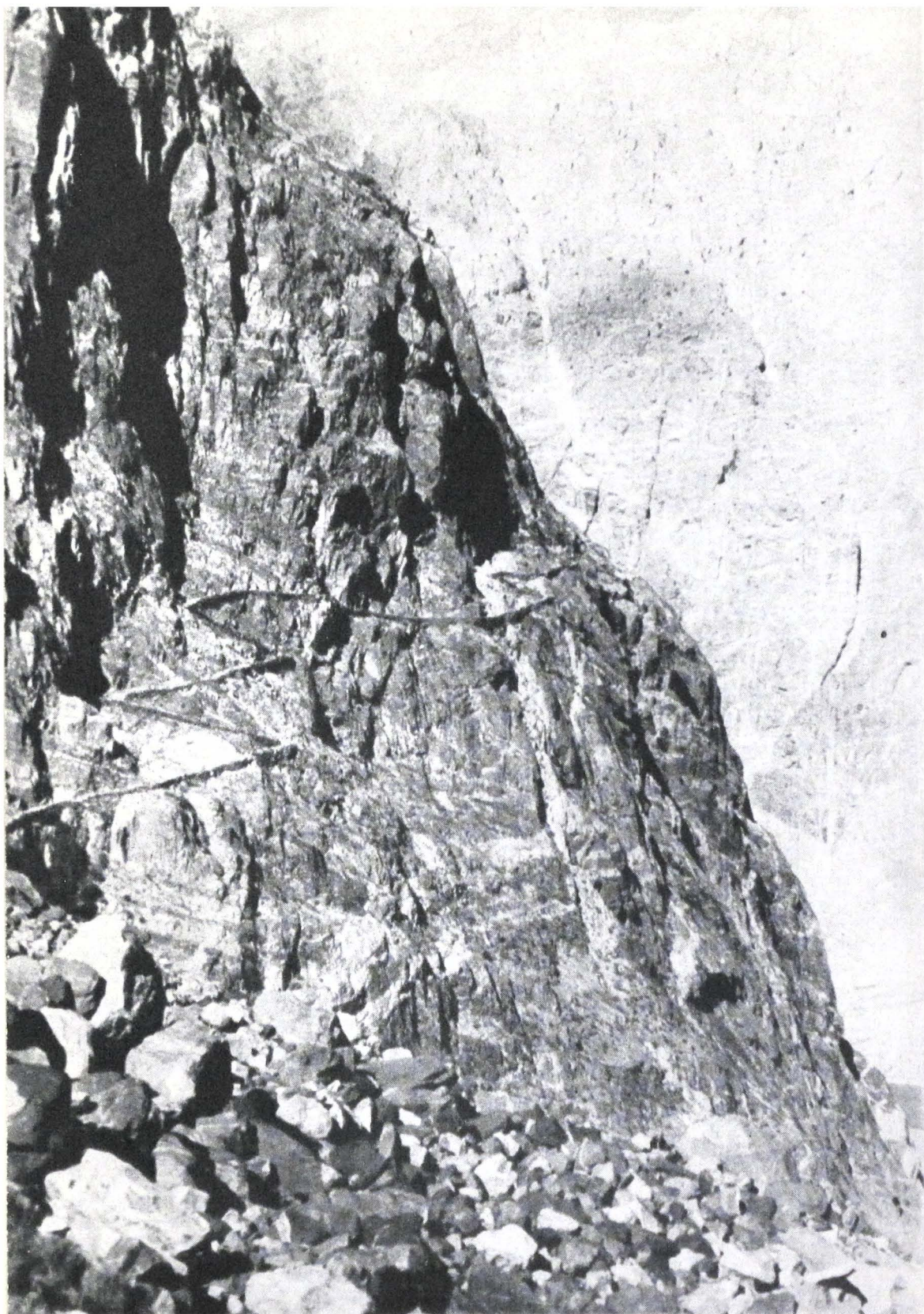
Gilgit liegt in einem fruchtbaren Talkessel, durch den der breite, mächtige Indus fließt. Daß der Boden hier noch sehr ertragreich ist, sehe ich allein an der Pracht im Obstgarten des Hauses.



Nach einem überwältigenden Flug über die endlos erscheinenden Hochgebirgsketten des Himalajas lande ich auf dem kleinen Militärflugplatz von Gilgit.



Glücklich und zufrieden ist die Gärtnerfamilie in Gilgit. – Ihr Besitz: ein Acker Weizen, eine offene Steinhütte und 40 Mark im Monat für 4 Personen! – Allahs Wille!



Der uralte Karawanenweg durch Hunzaland von China nach Kaschmir – heute von Rotchina gesperrt – ist ein schmaler Saumpfad, zum Teil nur 30 bis 40 Zentimeter breit, durch urweltliche Felstäler von hinreißender Schönheit und Gewalt.

Nach dem Essen führen mich die Kinder des P. A. durch den ganzen Garten, und ich bin froh, daß Chalida, die siebzehnjährige älteste Tochter dabei ist, die in Peschawar studiert und ein wenig englisch spricht. Inzwischen sind auch die kleineren Mädchen, welche sich zuerst ängstlich vor mir verbargen, zutraulicher geworden und laufen alle mit. „Von den Bäumen können Sie essen was sie wollen“, fordert mich Chalida auf – ohne nach dem bekannten Vorbild eine Ausnahme zu machen – und holt mir einige prachtvolle saftige Pfirsiche herunter, dann überschüttet sie mich mit Feigen, Äpfeln und Pflaumen, und diese Aufforderung lasse ich mir in den folgenden Tagen nicht umsonst gesagt sein. Namentlich wegen des mir widerstehenden Essens, um dessentwillen ich der Frau des Hauses gegenüber eine Dysenterie vor-schützen muß. (Darminfektionen sind im Sommer auch unter der Bevölkerung wegen des Obstgenusses nichts seltenes.)

Das Familienleben in dieser mohammedanischen Sippe ist sehr herzlich. Für die Kinder ist die Mutter der Mittelpunkt, die Frau jedoch untersteht in jeder Weise dem Mann, dessen Stand durch die ihm zugebilligte Machtstellung weitaus geachteter ist. Am auffälligsten erscheint mir dies im gesellschaftlichen Leben; sowie männlicher Besuch das Haus betritt, verschwinden alle Frauen, um den Männern das Feld zu räumen. So kommt es auch, daß die Frau im eigenen Hause, ebenso wie in der Öffentlichkeit, nie Gelegenheit hat, auch nur ein Wort mit fremden Männern zu wechseln. Der gern gesehene Frauenbesuch führt aber zur pausenlosen Unterhaltung. Da der Mann kein Gesprächsthema sein kann, so sind es vorwiegend Schmuck und Kleider. Aus mancher Unterhaltung kann ich entnehmen, wie hierüber bis in das Allerkleinste geschwätzt wird, in atemlosen, unendlichen Sätzen, bei denen ich – leicht schwindlig – versuche, für diese Frauen Luft zu holen; es ist mir völlig unverständlich, mit welcher Ausdauer und Intensität dabei die Worte über die Lippen sprudeln.

Die Frau des P. A. ist eine fleißige Hausfrau und gewandte Näherin. Meist sehe ich sie an ihrer Nähmaschine sitzen und mit viel Geschick die zahlreichen Kimonos, Hosen und Shawls für die Töchter anfertigen. Die flach zusammengelegten Kleider werden nicht in Schränken, sondern in großen Blechkoffern aufbewahrt und Chalida zeigt mir voller Stolz ihre Garderobe aus zum Teil recht kostbaren seidenen und chiffonartigen Stoffen.

Verschiedentlich wird der P. A. von Beamten und Untergebenen aufgesucht, den halben Tag lang muß er dann repräsentieren. Jeder Fremde und jeder Gast, militärische und politische Beamte in seinem Land hat seine Aufwartung bei ihm zu machen und so besteht sein Leben in der Hauptsache aus offiziellen Pflichten, Genehmigungen, Inspektionen und – Gasttafeln.

Um Mißverständnisse von vornherein auszuschalten, sei betont, daß Gilgit nicht in Hunza liegt und von den vielen amtlichen und nichtamtlichen Besuchern des P. A. nur ganz wenige die Erlaubnis zur Weiterreise in das

Hunzaland erhalten. Selbst den eigenen Söhnen hat der P. A. bisher die Erfüllung solcher Bitte abgeschlagen.

Am ergötzlichsten finde ich es, wenn beim Nahen männlicher Gäste der ganze Frauenhaushalt wegeilt. Im hintersten Teil des Gartens oder in den Schlafräumen bleiben sie, so lange der Besuch verweilt. Der P. A. nimmt mit diesem eine üppige Mahlzeit ein, während die Reste für die Frauen auf dem Boden serviert werden. Da sitzt und kauert alles um die „Brosamen, die von des Herrn Tische fallen“ und der Fremde, namentlich der Europäer, ist immer wieder enttäuscht, daß die „Schönheiten“ des Hauses ihm vorenthalten bleiben.

Unter den offiziellen Besuchern erscheinen täglich zwei Schweizer Botaniker, die ich lange und meist erregt mit dem hohen Herrn verhandeln höre. Wie ich erfahre, möchten die beiden Wissenschaftler in das Hunzaland einreisen und werden täglich von neuem beim P. A. abgewiesen. Mit langen Gesichtern sehe ich sie am Ende vergeblicher Debatten immer wieder abziehen — mir ist äußerst ungemütlich dabei.

Es ist so unerhört interessant in diesem fernen Land – aber ich erlebe alles nur wie unter einer Glasglocke, die verständlicherweise einen starken Druck auf mich ausübt.

Einige Male gehe ich hinunter nach Gilgit, um mir den kleinen Basar anzusehen: Mehrere Reihen dicht hintereinanderliegender dürftiger Bretterbuden, in denen die notwendigsten Gebrauchsgegenstände gehandelt werden. Natürlich nur das Lebenswichtigste – Briefumschläge oder gar ein Film wären schon zu hohe Ansprüche hier. Vorwiegend Stoffbuden und Stände mit einfachen Ledersandalen, dem indischen Nationalschuh, beherrschen das Bild. Ein Schneider erledigt an Ort und Stelle mit seiner kleinen Handmaschine seine Aufträge.

Unter den Händlern viele ostasiatische Typen, die über die Seidenstraße hier herunterkamen und in Rasse, Gebärden und Ausdruck den geschäftstüchtigen chinesischen Kaufmann erkennen lassen.

Plötzlich tönt zündende Musik an mein Ohr: die Militärkapelle der Gilgit Scouts vom nahen Poloplatz. Das Polospielen müßte ich unbedingt sehen, war mir gesagt worden, so eile ich, daß ich nicht zu spät komme. Auf dem breiten, ausladenden flachen Spielplatz erlebe ich eine „feurige“ Stunde. Wild jagen die Pferde, von ebenso wilden Reitern im Kampf um den Ball durcheinandergehetzt. Die Spieler tragen rote Wämse, unter den weißen Tropenhelmen funkelt die Begeisterung für das beliebte alte persische Hockeyspiel zu Pferd. Bei diesem Sport erwacht das Temperament der oftmals trüg erscheinenden Männer, wobei es dem Zuschauer schwerfällt, in der dichten Staubwolke über den dahinstürmenden Reitern den Ball zu verfolgen, der, einem Kugelblitz gleich, über den Grund geschleudert wird. Schneidend zischen die Schläger über Pferd und Köpfe hinweg mit fabel-

hafter Zielsicherheit. Ein durchdringendes Kampfgeschrei verstärkt die Spannung und spornt die Parteien zu höchster Leistung. Glühend von der Hitze beenden die verstaubten, rassigen Männer unter einem schmetternden Tusch der Musik das faszinierende Spiel. Ihnen und den schaubedeckten Pferden zollen die Zuschauer begeisterte Anerkennung.

Noch mit dem eben beendeten Lärm im Ohr schlendere ich weiter bis zum Ausgang des Ortes und bewundere die architektonisch sehenswerte, an Seilen hängende Holzbrücke über dem Fluß. Sie ist die längste von Indiens Hängebrücken und als militärisches Objekt „gefährlich“. Aber ich habe es gar nicht auf sie abgesehen, als ich nur einen Mann mit einem auffallend hellhäutigen Kind auf dem Arm knipse, der gerade über die Brücke kommt und mich freundlich anlacht.

Kaum bin ich jedoch wieder am Ende der Brücke angelangt, ist auch schon ein Militärposten da, der meine Retina beschlagnahmen will, um den Film dieser „strategischen“ Brücke abzunehmen. „Ich bin Gast des P. A. und werde es ihm selber geben“, erwidere ich dem Beamten. Tatsächlich ist der P. A., als ich es ihm am Abend berichte, nicht sehr erfreut und fordert meinen Film, obwohl ich ihm erkläre, daß ich der Brücke gar nichts anhaben wollte. Er kam glücklicherweise später nicht mehr auf die Angelegenheit zu sprechen, aber er untersagte mir, irgendwelche Aufnahmen zu machen, selbst seine Familie darf ich nicht fotografieren, solange ich keine offizielle Genehmigung vom Kaschmir-Ministerium habe! Oh – dieses verflixte Ministerium!

Meine Sorgen wachsen; ganz flau ist mir nach einem Gespräch mit einem hiesigen Arzt zumute, einem Pakistani, der seine Ausbildung in England erhielt und lange Jahre dort lebte. Er malt mir alles noch schwärzer als ich es schon sehe. „Wenn man Sie auch hierher einreisen ließ und Ihnen versprach von Gilgit aus weiterzukommen, so sagt dies noch lange nichts. In diesem Land“ – sagt er wörtlich zu mir – „müssen Sie immer darauf gefaßt sein, daß an jeder Ecke ein Tiger stehen kann. Das Kaschmir-Ministerium ist unberechenbar, und der P. A. kann in Ihrer Sache nichts ohne dessen Genehmigung tun.“

Was dieser Kollege mir dann noch über Hunza erzählt, genügt, um mir – wenigstens vorübergehend – die letzte Hoffnung zu nehmen. Er kommt jährlich ein- bis zweimal durch das Land, in dessen Bereich sich seine ärztliche Betreuung erstreckt, und kennt die Bevölkerung gut. Er sieht mich merkwürdig an, als ich auf das Bircher-Buch anspiele, und sagt „Die Hunzas haben dieselben Krankheiten wie die Bevölkerung hier unten oder andere Völker, Sie werden das selbst sehen, wenn Sie hinaufkommen.“

Das gibt mir den Rest. Hat sich denn alles gegen mich verschworen?

Düster brütend laufe ich durch den Garten, als plötzlich eine bekannte Stimme hinter mir ruft: „Nanu, warum so finster?“ Mr. S. ist es wieder, der Artemist, der inzwischen auch hier gelandet ist und bei dem P. A. alle

offiziellen Genehmigungen für sein sechswöchiges Kräuterschicksal in den Bergen einholen muß.

Auch er hat Schwierigkeiten, aber er ist hier bekannt, ist Engländer mit echt britischen Nerven und – der Glückliche – hat Zeit und (die Zahl gab er nicht bekannt) einen unübersehbaren Vorrat an Whisky bei sich, übrigens sein einziger Trost für die strapazenreiche Einsamkeit in abgelegenen Tälern des Himalaja. Er versteht es wieder, mich zu beruhigen und versichert mir, daß ich mein Ziel erreichen werde. Der trockene Witz, mit dem er seine Worte würzt, gibt mir abermals Mut und Hoffnung.

Mit Galgenhumor werfe ich mich abends auf mein Lager im Garten. Dort werden jeden Abend die Betten für die Kinder aufgeschlagen, da es im Haus wesentlich heißer ist, und ich bin begeistert von der Idee, mit ihnen im Freien zu schlafen. Meine kläglichen Versuche, ein paar Brocken Urdu mit ihnen zu sprechen, erzeugen Lachsalven aus den Betten rings um mich, und ich muß nicht nur 10-, sondern x-mal „Acha mandja“ = gutes Bett rufen, wobei auch die Mutter im Haus in schallendes Gelächter ausbricht. Sie kennt nur das englische Wort „sister“, das sie mir zuruft und in das sie die ganze Wärme ihrer freundschaftlichen Empfindung hineinlegt.

Diese Nächte im Garten unter dem großen Moskitonetz, durch das ich in die mondbeschienene Bergwelt blicke, erwecken immer mehr Sorge und Unruhe, weiterzukommen, in mir. Könnte ich doch nur endlich los!

Inzwischen ist der P. A. zwei Tage verschwunden, zum Fischen gefahren, also weiter gedulden! Nicht unweit von seinem Hause liegen ärmliche Hütten der Eingeborenen, die ich mit Chalida aufsuche.

Da ist zum Beispiel die Familie des Gärtners, mit der ich mich dank meiner Begleiterin verständigen kann.

Es sind die Eltern und zwei Kinder von etwa zehn bis zwölf Jahren. Das primitive Obdach ist aus Steinen und Lehm errichtet und in der Mitte durch eine Wand abgeteilt. Ein vorderes, nach oben offenes, daneben ein ganz geschlossenes dunkles Gemach. Weder Tisch noch Bett oder Stuhl oder nur die Andeutung eines Möbelstückes sind hier zu finden. Man schläft vor dem Haus im Freien, da steht ein schattenspendender Baum, dahinter liegt ihr Besitz, das Weizen- und Maisfeld. Im Winter ziehen sie sich in den dunklen kahlen Raum zurück. Ich komme gerade zurecht, als die Frau beim Vorbereiten zum Kochen ist. Die Familie hat knappe 40 Mark im Monat zum Leben, das ist das Gehalt des Mannes als Gärtner im Anwesen des P. A. Die „Küche“ ist ein großes Blech, unter dem zwischen ein paar Steinen ein Feuer brennt. Da die Frau sich keine Streichhölzer leisten kann, sammelt sie den vom Blech abgeschabten Ruß in ein kleines Büchsen. Dahinein schlägt sie mit einem Stein und Messer solange Funken, bis der Ruß sich entzündet. Auf das heiße Blech legt sie ihre Brote, die Chappatis, aus Wasser und Mais oder Weizen geformte Fladen. Im Sommer hat sie dazu Früchte wie Trauben,

Steinobst und Äpfel. Ganz selten hingegen, im Winter, gibt es etwas Fleisch, etwas Fett und Milch. Die Menschen werden relativ alt, fühlen sich wohl und, was die Hauptsache ist, sie sind zufrieden. Zufrieden mit ihrem Schicksal, das ihnen nach unseren Begriffen nicht den leisesten Komfort oder Genuß und niemals irgendeine Gelegenheit, sei es auch nur zur geringsten Anschaffung bietet. Außer ihrem Hemd und ihrer Kopfbedeckung besitzen sie nichts. Obwohl sie in Gilgit die Möglichkeit haben, andere Schichten im Wohlstand zu sehen, kennen sie keine Neidgefühle. Lächelnd antwortet mir die Frau durch Chalida, daß sie sehr glücklich und zufrieden sei: Inshallah! Sie verdanke ihr Schicksal Allah, der es so bestimmt hätte. Und auf die Frage, was sie sich wünschen würde, antwortet sie „einen Acker Weizen“. Sorgenfrei blicken mir die vier lachenden Gesichter nach. Wie gerne würde ich sie fotografieren, aber ich darf nicht. Wenn ich zurückkomme von Hunza, dann nehme ich aber diese glücklichen Menschen auf, vielleicht könnte man diese Bilder einmal Nimmersatten, ewig Unzufriedenen, alles Besitzenden und doch nichts Habenden der westlichen Halbkugel vorhalten.

Rätselhaftes Asien – andere Welt!

Heute abend bin ich sehr nachdenklich und von meinen eigenen Gedanken und Sorgen abgelenkt. Zu später Stunde treffe ich den P. A. Feierlich tritt er auf mich zu. Ich bin mir zuerst nicht klar, was ich seiner bedeutungsvollen Miene entnehmen soll. Er begrüßt mich mit freudigen Worten, er habe sehr gute Nachrichten für mich: Ich könne weiter!

Diese Zauberformel wirkt Wunder. Sie ist das Wort, für das ich in den letzten Wochen lebte, kämpfte, hoffte, von Enttäuschung zu Enttäuschung getrieben, in einem Land, das so fremd, so groß, so undurchsichtig, so gefährlich, geheimnisvoll und anziehend zugleich ist.

Die Verwandlung, die in den letzten Minuten in mir vorgegangen war, muß auffallend gewesen sein. Mr. S., der pakistanische Kollege und der P. A. stellen es übereinstimmend fest, indem sie mir mit erhobenen Gläsern im Garten zutrinken und der Engländer es nicht unterlassen kann, mich auf sein unfehlbares Orakel hinzuweisen.

Selig packe ich meine Sachen und werfe mich mit dem überzeugendsten „Acha mandja“ auf das Bett unter dem silbernen Halbmond.

Im Hunzaland

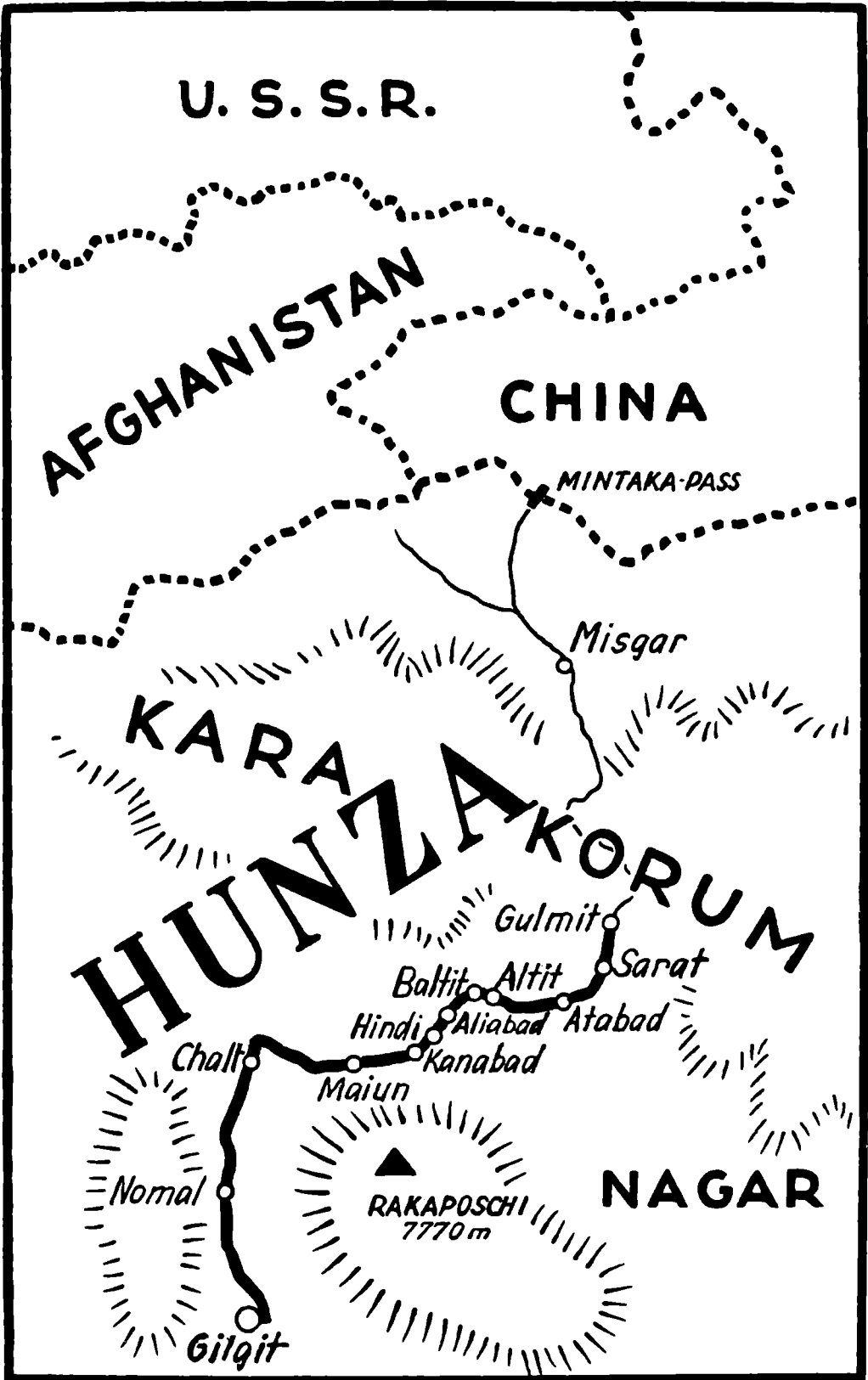
Um 7 Uhr früh ist endlich alles so weit, daß die Abfahrt losgehen kann. Hinten, auf dem offenen Jeep, liegen meine Säcke, der Rucksack und mein Proviant. Der P. A. schüttelt mir freundlich die Hand, indem er mir eine erfolgreiche Reise wünscht, Grüße an den König der Hunzas aufträgt und mich bittet, auf dem Rückweg wieder sein Gast zu sein.

Gerührt nehme ich von seiner Frau eine in den späten Nachtstunden selbstgefertigte dünne Bluse entgegen, der ich während meiner ganzen weiteren Reise eine stille Lobhymne widme.

Kaum sitze ich neben dem Fahrer vorne, rollen wir ab. Beim Verlassen des Gartentors drehe ich mich noch einmal um: dort stehen die reizenden Töchter und winken, und in mir löst sich – deutlich vernehmbar – eine bis aufs Äußerste gespannte Saite. Nun geht es also wirklich los, denke ich, triumphierend mein Taschentuch schwenkend – los nach dem Hunzaland!

Schon kurz nach Gilgits letzten Hütten läuft die schmale Straße durch Stein- und Sandwüsten, wobei die Räder des Wagens sich öfter durch den trockenen, tiefen Sand mahlen müssen – aber, was macht das einem Jeep schon aus? Noch ist das Tal weit und übersichtlich; allmählich jedoch steigt der Weg an und führt, entlang dem breiten, reißenden Indus, immer schneller hinein in die großartige Bergwelt. Ich kann meinen Blick nicht von dieser Landschaft wenden und bin in einer Stimmung, die so recht zu dem strahlenden Morgen mit dem dunkelblauen Himmel paßt. Alle Sorgen – alle Schwierigkeiten sind vergessen – ausgelöscht.

Unter weit über den Weg vorspringenden Felsplatten oder über steil-abfallende Schluchten und Engpässe mit wundervollen Tief- und Ausblicken wird der Weg immer schwieriger und verwegener. Es ist sehr heiß und der Wagen muß öfter halten, um den angestregten Motor und den Kühler zu beruhigen. Da stehen grüßend eisgekrönte Bergriesen an jedem Durchblick, bis das Tal immer enger wird, die Straße in kühnen Serpentina hoch hinaufführt, um jählings wieder abzufallen zu dem brausenden Fluß, aus dessen Fluten jetzt die Felswände senkrecht aufsteigen. Mit Wagemut und erstaunlicher Sicherheit lenkt mein Fahrer über alle Hindernisse, während ich nicht selten den Atem anhalten muß! Der Weg bietet gerade Platz für eine Wagenbreite, daneben geht es ohne Begrenzung unmittelbar in die Strudel. Entgegenkommende Träger mit ihren Lasttieren suchen sich beim Wahrnehmen unseres Fahrzeuges schleunigst im Fels in Deckung zu bringen. Nach 2½ Stunden ist diese beinahe halbschwererische, aufregende Fahrt beendet; die Jeep-Straße, welche noch drei Meilen weiterführt, ist hier aber durch einen Gletscherrutsch vermurt. So springe ich von meinem luftigen Fahrzeug und warte nun gespannt auf Pferde, die von Chalt kommen sollen, das ich auf einer grünen Berglehne in der Ferne liegen sehe.



- Landesgrenzen
- Karawanenweg (Saumpfad)

Skizze von Hunza.

Der trübe Fluß, der sich seinen Weg hier reißend durch die Felsriffe bahnt, beherrscht das Tal. Da es auf dem sandigen Weg in der Mittagsglut schier unerträglich heiß ist, mache ich eine Rast am Wasser und tauche zum ersten Male meine Hand in diesen mächtigen Strom, der meinen Weg nun schon von Karachi an begleitet. Ich erschrecke über die Eiseskälte und ziehe sofort die in Sekunden blutleer gewordenen Finger wieder zurück. Dabei denke ich an unsere frischen deutschen Bergbäche, an denen wir nicht vorübergehen können ohne hineinzuspringen. Aber Schmelzwasser von 7000ern, das ist eben doch etwas anderes. Trotz der brütenden, trockenen Hitze, die mich auch hier oben umgibt, bleibt es ein eisig herabtosendes Quellwasser. Im weichen Ufersand finde ich einen Platz im Halbschatten eines großen Steinblocks und warte, zum ersten Male ohne die innere Unruhe, die ich bisher jede Stunde empfand. Dabei lasse ich den feinen Sand durch meine Finger gleiten und sehe staunend darin das Aufblitzen einzelner mikroskopisch kleiner Gold- und Silberstäubchen. Später erfahre ich, daß alles Gold und Silber in Hunza aus dem Fluß stammt, aus dem es in mühseliger Arbeit von den niedersten Schichten der Bevölkerung ausgewaschen wird. Ein Goldwäscher erhält pro Tag einen Lohn, der ungefähr dem Wert von 80 deutschen Pfennigen entspricht.

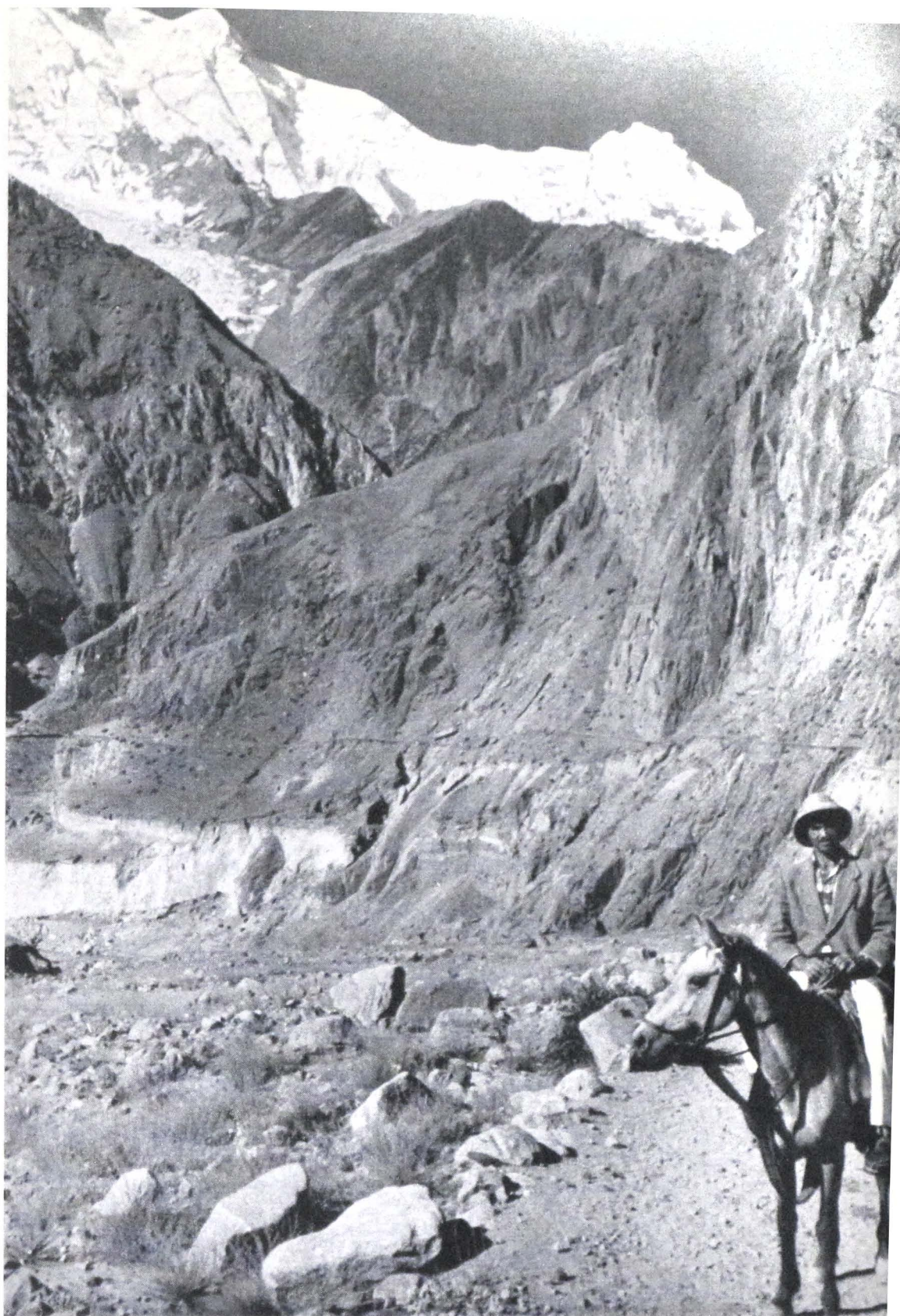
Aber auch andere Mineralien enthält der Fluß, dessen Farbe durch die Sandemulsionen lehmgrau und unappetitlich wirkt. Da mein Durst jedoch quälend ist, mache ich es den Männern nach, die ich am Wege aus dem Fluß trinken sah. Der köstliche Geschmack dieses einmaligen Bergwassers, das ich mir in Zukunft bei keiner Gelegenheit mehr entgehen lasse, begeistert mich, aber ich lasse es vorsichtig erst im Mund anwärmen, bevor ich es schlucke.

Inzwischen sind Pferde eines britischen Kommandeurs, der von einem Besuch aus Hunza kommt, eingetroffen. Mein Gepäck wird aufgeladen, während ich, über Geröll und Steinrutsch kletternd, im Vorübergehen dem General begegne, der mir bei der Begrüßung ein paar Worte über das herrliche Land zuruft. Dann sitze ich zum ersten Male seit Jahren wieder auf einem Pferd und lasse mich in die Wunderwelt von Asiens Hochland tragen.

Voller Entzücken sehe ich die ersten Aprikosenbäume am Wege stehen, ihre goldbeladenen Zweige hängen herab, so daß ich mir die süßen, aromatischen Früchte gleich vom Pferd aus pflücken kann.

Nach kurzem Ritt erreiche ich Chalt, einen von Feldern und Wiesen umsäumten Ort im Nagartal, und steige im Garten des Rasthauses ab. Im Schatten eines großen lindenartigen Aprikosenbaumes genieße ich den Durchblick auf die mächtige Bergwelt. Vor mir steht eine große Schale mit herrlichen Früchten, ich gebe mich ganz dem Traum des Augenblicks hin.

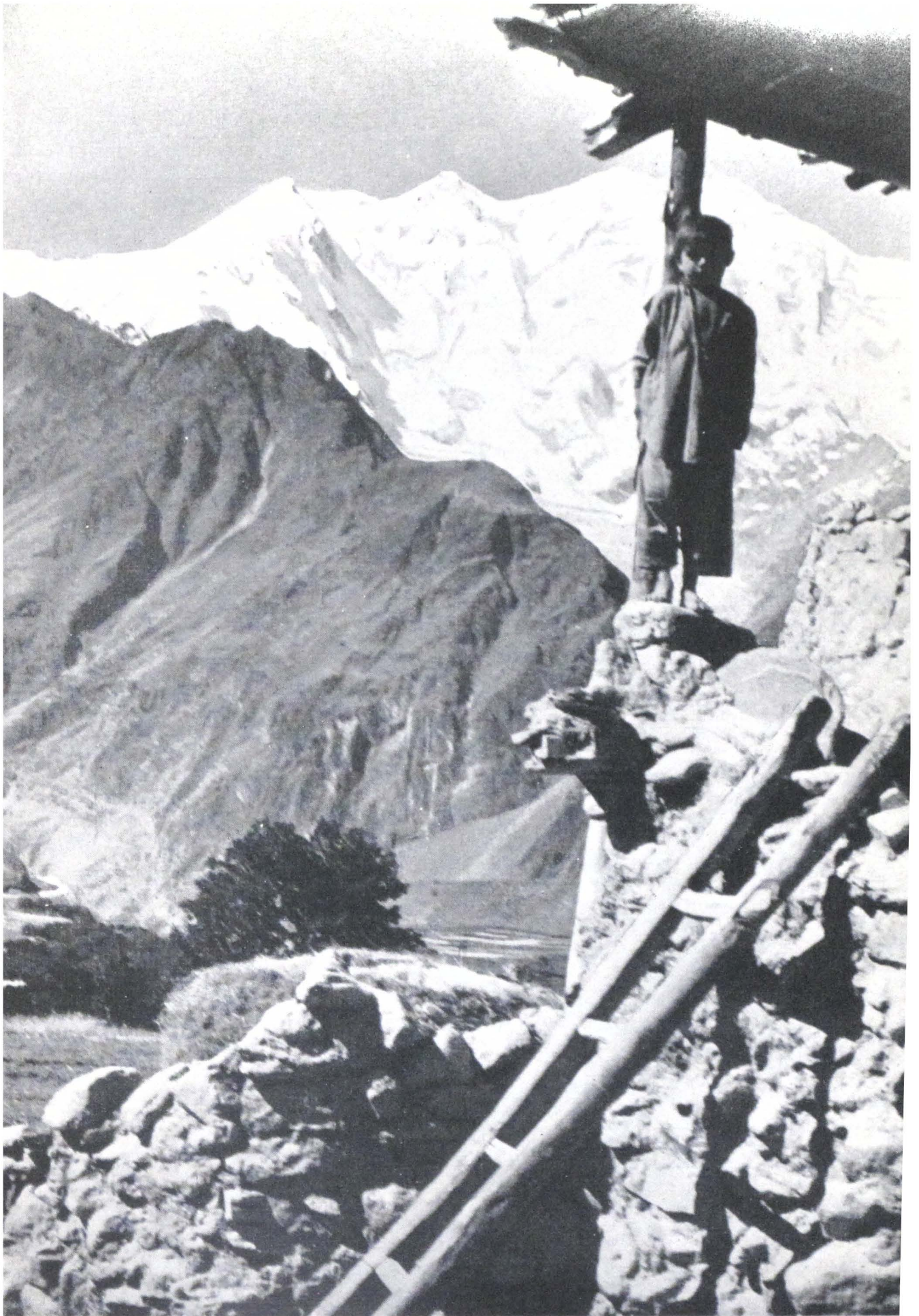
Unvermutet tritt ein Hunzaman auf mich zu; er hält am Halfter einen kleinen, zähen Grauschimmel und sagt in verständlichem Englisch folgende Worte: „Seine Hoheit, der Mir von Hunza, schickt mich als seinen persön-



So steht Sultan Ali vor mir, ein persönlicher Diener des Hunzakönigs, der mir als Begleitung durch das unwegsame Bergland tageweit mit zwei Pferden entgegengeschickt wurde.



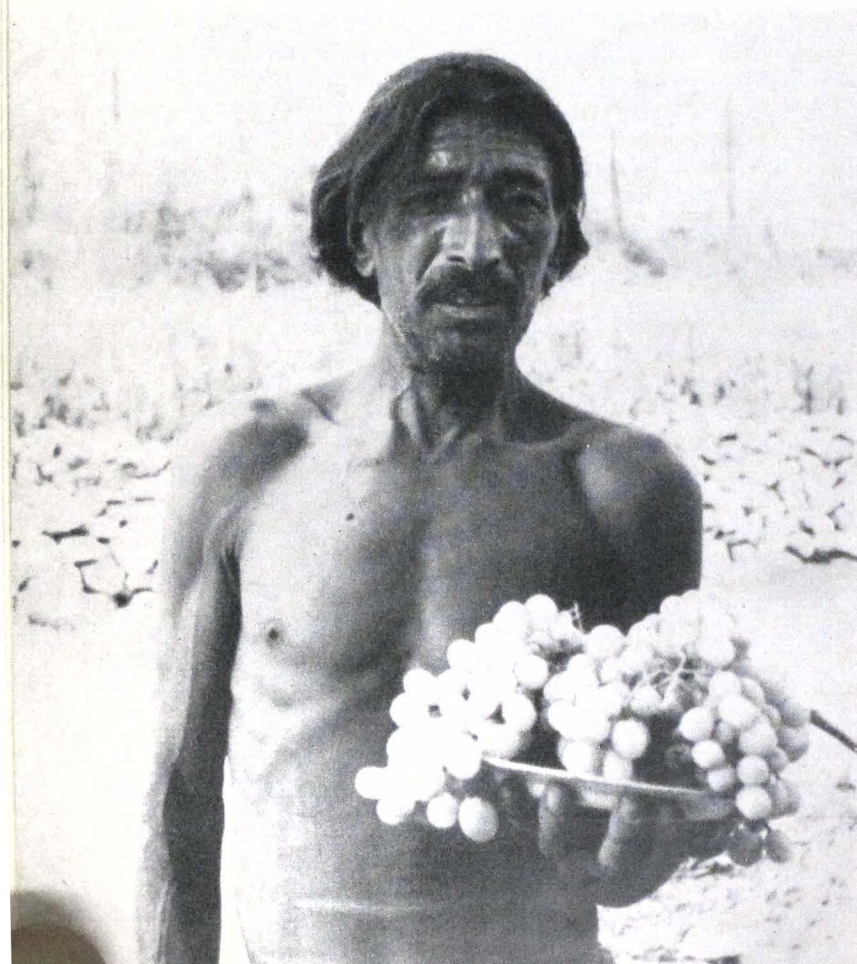
Mit genialer Statik ist die alte Handels-„Straße“, der einzige Zugang ins Hunzaland, an den glatten Fels geklebt.



Der Rakaposchi von Hindi aus gesehen.



Von allen Zweigen schimmert es golden, die süßen saftigen Aprikosen, ein Hauptbestandteil der Ernährung in Hunza. Freundlich werden sie mir unterwegs angeboten.



Herrliche Trauben reifen im Herbst, aus ihnen wird das beliebte „Hunzawasser“, ein schwerer, öliger Wein, gekeltert, dem der Hunzemann als Ismaelit huldigen darf.

lichen Diener mit diesem Pferd, Sie nach Baltit zu bringen auf seine Residenz, wo er Sie erwartet.“

Freudig überrascht von dieser großen Aufmerksamkeit erlebe ich eine Geste typisch asiatischer Gastfreundschaft. Hier ist es Sitte, daß der Gastgeber seine Freunde ein Stück des Wegs begleitet. So wird er auch bei seiner Ankunft oft schon weit draußen empfangen und feierlich „eingeholt“. Dies kann sogar mit großen Zeremonien und üppigen Gelagen verbunden sein und kennzeichnet das Wesen dieser gesellschaftsliebenden, freigebigen und – ach, so wundervoll zeitlosen Menschen. Die Stunde des Aufbruchs oder Ankommens spielt dabei keine Rolle. Mitten in der Nacht wird der Gast genau so geehrt wie bei seiner Ankunft oder Abreise am Tage.

So steht Sultan Ali vor mir, klein, schlank und ziemlich hellhäutig. Seine breiten Backenknochen und die im äußeren Winkel leicht nach oben gezogenen Augen verraten jedoch den Mongolen. Eine Lammfellmütze zierte den Kopf, während eine Jacke nach europäischem Schnitt den besser gestellten Mann verrät, der als ein weitläufiger Verwandter des Hunzakönigs eine angesehene Stellung in seinem Volk hat. Ich bin glücklich, daß mein Begleiter etwas englisch spricht und viele meiner Fragen beantworten kann.

Nachdem mein Gepäck fest auf ein anderes Pferd verschnürt ist, beginnt der eigentliche Weg in das Hunzaland.

In dieses einsame, unberührt von jeder Technik und Zivilisation gelegene Bergland gibt es nur einen einzigen schmalen Weg, der ausschließlich zu Fuß oder zu Pferd gangbar ist. Es ist ein Karawanenfelspfad, auf dem, in Verlängerung der Seidenstraße, bis vor wenigen Jahren die Karawanen über den hohen, einsamen Mintakapaß von Kaschgar (russisch-chinesisch Turkestan) kamen und hinunter nach Kaschmir und in die Indische Tiefebene zogen.

Hunzaland erstreckt sich zur westlichen Seite des Flusses an steilen Bergterrassen und Geröllhalden über eine Länge von etwa 200 km von Südwesten nach Norden bis in eine Höhe von mehr als 2500 Meter.

Noch verläuft mein Weg im Nagartal, im Nachbarland jenseits des Flusses, im Reiche des Königs von Nagar.

Wir reiten durch fruchtbare Obstgärten inmitten verstreuter Dörfer, eine gute Strecke hinweg von unserer eigentlichen Richtung. Erst nach Überqueren des Flusses auf einer kleinen Holzbrücke sind wir endgültig im Bereich des Hunzakönigs.

Ein tiefer Seufzer entfährt mir beim Rückblick auf den bisherigen Weg und die Tage, die mit so unsagbaren Schwierigkeiten verknüpft waren. Ich freue mich über meinen Sieg – wenn er mir auch graue Haare eintrug – und über diese nun betretene herrliche Welt.

Eine gewaltige Eiszacke ragt drüben auf, der fast 8000 m hohe Rakaposchi von der Südwestseite. Uneinnehmbar stechen seine weißen Nadeln in den

dunkelblauen Himmel. An die Wucht und Höhe dieser Giganten muß der Blick sich erst gewöhnen. Der europäische Hals antwortet mit spürbarem Muskelziehen. Aber dieser Rakaposchi hat ein königliches Massiv, welches bisher alle Versuche, es zu erobern, abwehrte. Senkrecht fallen die Felswände unter dem eisigen Firn hinunter über eine mehrere tausend Meter hohe Steilwand in den tobenden Fluß, der sich in seinem tiefen ausgeschliffenen Bett cañonartig durch die Wände schneidet. Einer der gewaltigsten Durchbrüche der Erde ist dieses Hochtal des Karakorum.

Die einzigartige Lage inmitten mächtiger Staaten, die heute im Brennpunkt des politischen Interesses stehen, erschwert verständlicherweise jede Einreise in das Land, das mir durch die Einladung seines Herrschers von der Heimat aus mühelos zu erreichen schien. Ich dürfe Studien an seinem Volk machen, aber gleichzeitig ließ er mich warnen, als Frau alleine in das unwegsame Land zu reisen.

Nun bin ich überwältigt von so viel Schönheit und nicht imstande, diese Pracht mit Worten oder Bildern wiederzugeben. Dennoch versuche ich, wie eine Kamera, alle die herrlichen Eindrücke zu sammeln, von denen meine Augen gefesselt sind.

Steiler und steiniger wird der Weg und immer großartiger sind die Durchblicke. Stellenweise zwingen mich spitze Kehlen und sehr enge Wegstellen zum Absteigen; unten begleitet uns der talwärts schäumende Fluß – jetzt der Hunza. Wir nähern uns der Breitseite des Rakaposchi, dessen volles Massiv nur noch durch den Fluß von uns getrennt ist.

In den Dörfern, die ich durchreite, stehen freundlich „salaamende“ Menschen und betrachten neugierig die fremde weiße Frau, die für ihre Begriffe viel zu leicht bekleidet ist.

Als ich aber versuche, ein paar Frauen zu fotografieren, eilen sie unter lautem Geschrei davon; so tröste ich meine Kamera mit der Landschaft und immer bereitstehenden Männern.

In einem Dorf, das ich gegen Abend erreiche, ist die ganze „Herrlichkeit“ versammelt und überreicht mir auf großen Holzschalen wundervolle Aprikosen und Äpfel. Nüsse, Trauben, Maulbeeren, Birnen und Pfirsiche zeigen die Fülle ihrer baldigen Reife. Aus den Felsen quillt das immer wieder Labsal spendende köstliche Wasser. Wenn es jemals ein Paradies gegeben hätte: hier müßte es gewesen sein.

Bei Dämmerung, sehr müde und heiß, aber hingerissen von diesem Land, treffe ich auf einem Rastplatz ein. Auf einer kleinen Wiese errichte ich meinen Lagerplatz, während irgendwo hinter einer Steinmauer Tee gekocht wird. Die schnell hereinfallende Nacht hüllt bereits Fels und Tal in Dunkel, indessen färbt für Minuten ein Zauberhauch von rosa Tönen die eisgepanzerten Gipfel. Und unter dem funkelnden Sternenhimmel, im Anblick des gewaltigen Rakaposchi, finden die Glieder Ruhe und Entspannung. Lange noch leuchtet das strahlende Weiß der Firne aus dem Dunkel.

Je weiter ich in dieses Land eindringe, um so größer werden meine Erwartungen. Werde ich das finden, was ich suche? Hat man mir nicht schon deutlich genug gezeigt, daß ich zu viele Illusionen habe? Gibt es wirklich ein Land ohne Krankheiten? Noch dazu auf einem Kontinent, in dem Armut und Elend so verbreitet sind? Eins stimmt auf alle Fälle: Das Land ist unerhört schön. In seiner einsamen Größe ein gewaltiger Wurf der Natur. Es sehen und erleben dürfen, ist allein alle Mühe und Enttäuschung wert!

In den frühen Morgenstunden reiten wir weiter, kaum daß die Sonne über die eisigen Grate glitzert; noch ist es kühl im Fels, wo der Weg auf schmalen Galerien aufwärts führt.

Vom ungewohnten langen Ritt bin ich etwas steif; Sultan Ali legt mir einen grob gewebten Hunzamantel auf den Holzsattel, wie die Männer ihn tragen und wie er in vielfacher Verwendung bald als Decke, Rucksack oder Mantel dient.

Jetzt erkenne ich zum ersten Male, wie genial dieser Weg angelegt ist. Weiter unten war er noch breiter und bequemer in den splittrigen Schieferfelsen, aus denen die Südflanken des Karakorum-Gebirges bestehen. Nun verengt er sich zu einem schmalen Pfad, der bisweilen nur 30 bis 40 cm breit ist. Zur Linken ragen steile Felswände empor, während rechts der Abgrund gähnt, in dem weit unten, oft einige hundert Meter tief, der Fluß nach Süden donnert. Aus seinem engen Bett steigen drüben gleiche geschliffene Felsen hoch, in deren Wänden ich den Weg ins Nagartal wie eine feine Bleistiftlinie ziehen sehe.

Das Pferd, daran muß man sich gewöhnen, geht mit tänzelndem Schritt hart am äußersten Rand des Weges, um nicht mit seinem Gepäck an den Fels zu streifen und hinuntergestoßen zu werden.

Dieses Land dürfte gar keinen anderen Zugang haben. Vor Tausenden von Jahren haben ihn Siedler und Händler, aus dem Innern Asiens kommend, angelegt auf der Suche nach einem Durchgang zur indischen Tiefebene. Sie haben die unwegsame, steile Steinwüste, ein einsames Tal, erschlossen, indem sie an einem Gletscherabfluß die erste Siedlung anlegten und das Land nach ostasiatischer Sitte so bewässerten, wie es die heutigen Bewohner auch noch tun.

Halsbrecherisch klebt der Pfad am Bergrand. Schwalbennestartige Steinhäufen tragen und fixieren ihn von unten. Da sind in Felsnischen oder auf kleine Vorsprünge Steine gelegt, die nach oben sich trichterförmig erweiternde Nester bilden, auf denen dieser Weg entlangläuft. Mit kühnem Geschick und einem angeborenem Sinn für Statik ist er sozusagen aus der glatten Wand herausgehoben. Es klingt unwahrscheinlich – aber er hält! Selten einmal ist ein Balken zum Sichern benutzt, Holz ist rar in diesem Land der Steine!

Allerdings muß man schwindelfrei sein. Ein Straucheln, ein falscher Tritt, ein loser Stein – – und unten der eisig schäumende Fluß, aus dem es keine Rettung gibt.

Auch dieser Weg fordert Opfer und es wird erzählt, daß ganze Karawanen infolge eines Steinrutsches hier verschwanden – – vielleicht auch zur Beute der einst sehr kriegerischen Hunzas wurden. Die wilden Schwerttänze, bei denen die Männer heute noch ihre blanken Waffen schwingen, sind Zeugen aus der Zeit der Raub- und Verteidigungszüge, in der niemand ohne Tribut das Land durchziehen durfte.

Der Weg führt stundenlang durch öde Stein- und Geröllhalden, über denen die Sonne brütet, dann wechselt die leblose Felslandschaft plötzlich in fruchtbares, grünes Land, in dem sich üppige Felder und Gärten verstreuter Siedlungen finden.

Grauer Fels und saftiges Grün unter eisgekrönten Gipfeln, die sich in das Blau des Äthers heben, geben Bilder von hinreißender Schönheit, wie sie jedes Künstlerrauge entzücken müssen.

Ich schaue und schaue, weder Gefahren noch Anstrengungen wahrnehmend, und komme mir auf meinem Pferde vor wie eine Königin, die durch ein Wunderland reitet, so märchenhaft ist es in Hunza. Noch dazu ist gerade die Aprikosenzeit. Sultan Ali versorgt mich immer wieder aus vollen Händen mit diesem Hunzagold, das aus unzähligen Bäumen leuchtet und an Wegrändern auf großen Steinen zum Trocknen ausliegt. Diese rotgoldenen Farbkleckse stimmen so recht zu der frohen Symphonie der Landschaft.

Charakteristisch in dieser Hochgebirgswelt sind auch die Felder und Äcker in ihrer terrassenförmigen Anordnung. Das spart Raum und nützt das wenige Kulturland am besten aus.

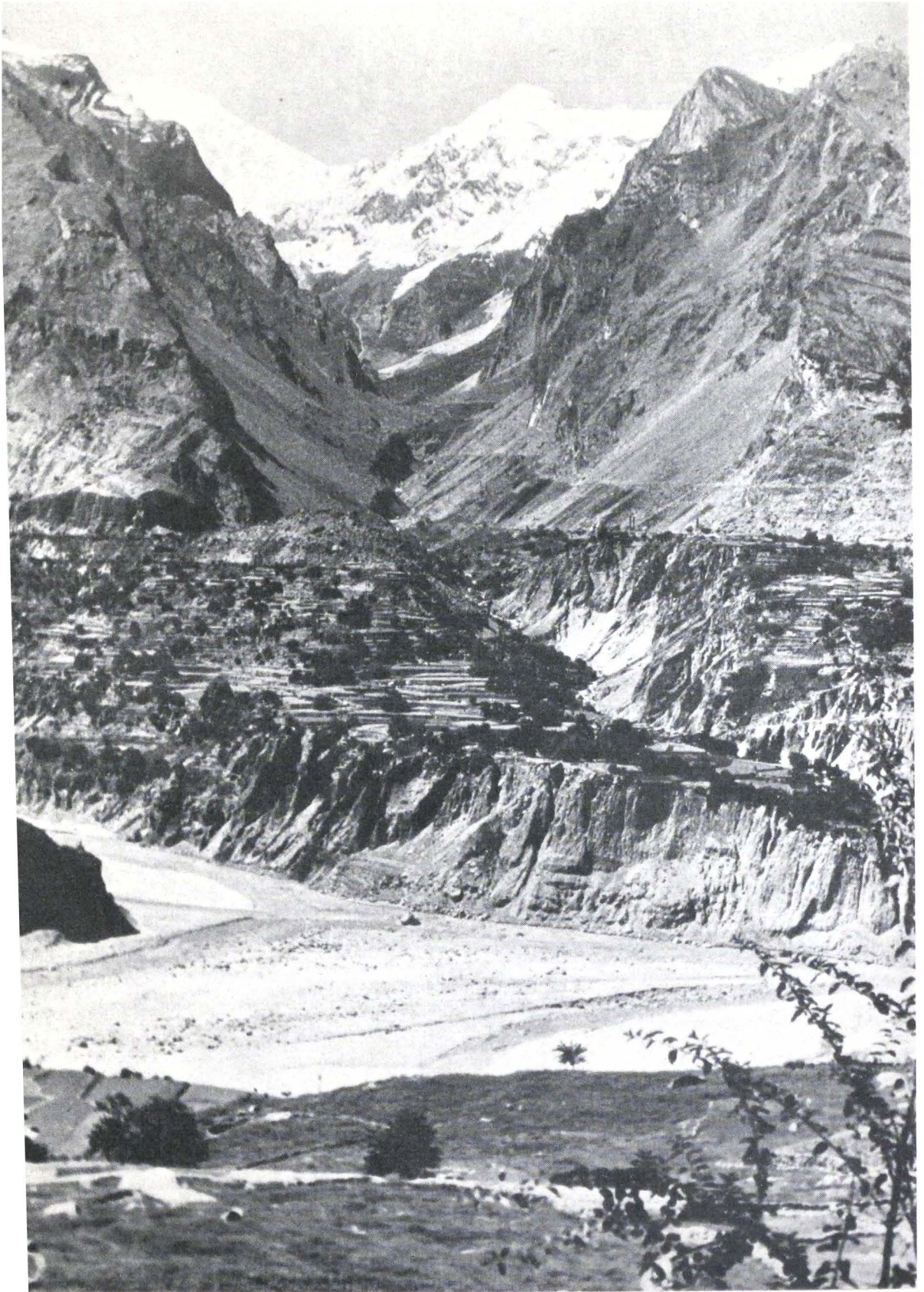
Nur in einer gewissen Höhe von etwa 2500 Meter findet sich der schmale Vegetationsgürtel, der dann plötzlich und unvermittelt in den nackten Fels übergeht. Solche Terrassenkulturen gibt es heute in ähnlicher Weise noch in Südamerika bei den Nachkommen der alten Inkas. Jeder Quadratmeter Boden ist sorgfältig ausgenutzt, die Bauern arbeiten auf ihren Feldern ohne technische Hilfsmittel und ohne Motoren. Denn Hunza ist ein von jeder Technik und Zivilisation noch abgeschnittenes Land, es kennt weder das Rad, noch Maschine oder Elektrizität.

Aber eine Errungenschaft der Technik finde ich doch: eine einsame Telefonleitung. Ab und zu steht hoch oben in den Felsen ein einzelner Mast, der einen starken Draht oft über weite Abgründe stützt. Das ist das Telefon des Mirs von Hunza, durch das er die Verbindung in seinem Land hält, außerdem bekommt und gibt er seine Nachrichten hierdurch. Aber, wie ich später sehe, ist es eine vorsintflutliche Sache, dieser Trichter, aus dem ein Stimmengewirr ertönt, das bestimmt gerade aus der falschen Richtung kommt. Für strategische Zwecke wurde es von den Engländern schon vor 60 Jahren angelegt, es reicht bis hinauf an die chinesische Grenze.

So wechselt unser kleiner Zug von heißen Felsen zu grünen Oasen mit ihren einfachen Steinhütten, bis der Weg plötzlich in einer scharfen Kehre nach Westen führt, heraus aus dem engen Tal; der schon vorausgerittene Sultan



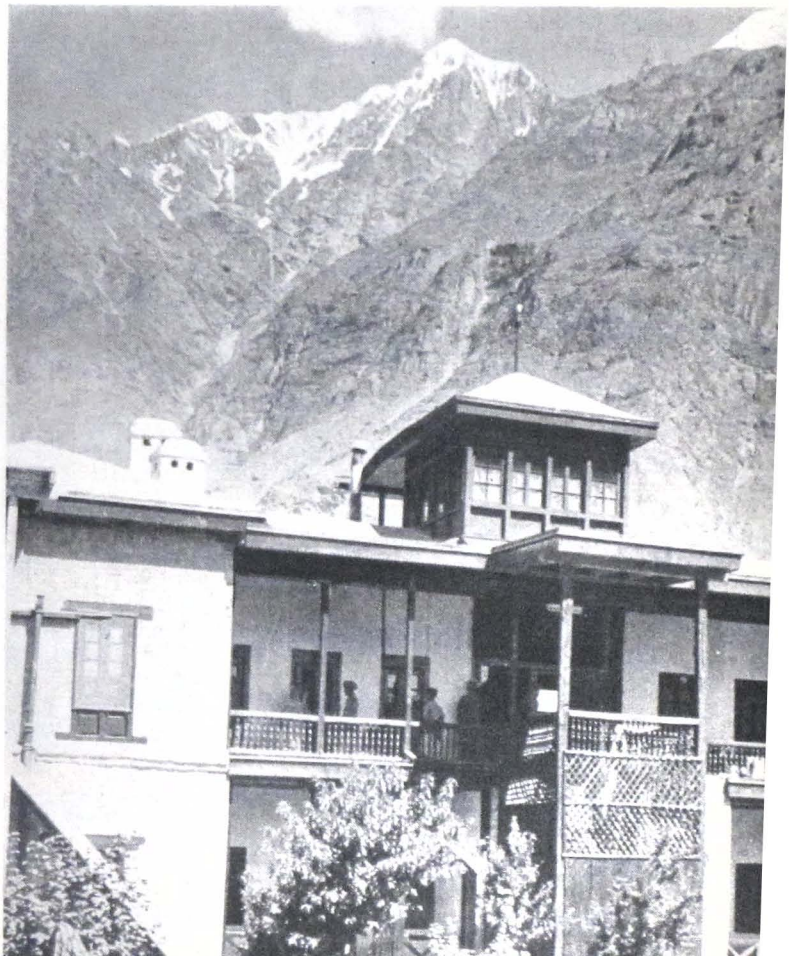
Zu Füßen des gewaltigen Eismassivs des fast 8000 Meter hohen unbesiegten Rakaposchis grünen Felder und Gärten, genährt von dem besten Naturdünger, dem urgesteinshaltigen Gletscherschlamm.



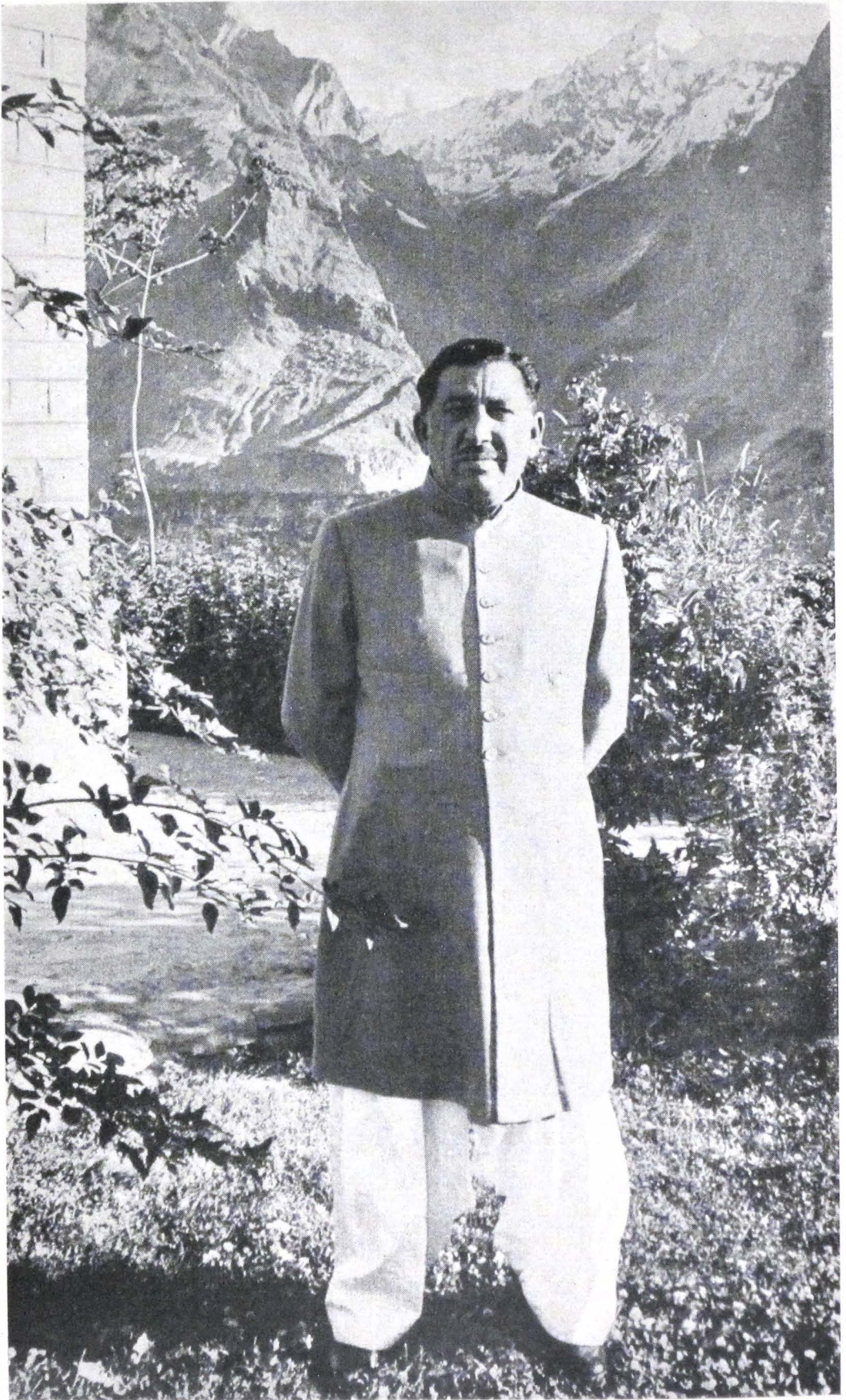
In 2500 Meter Höhe liegt ein schmaler Vegetationsgürtel, auf dem die kunstvoll angelegten Terrassenäcker reiche Frucht tragen.



Unter den Steilwänden von Baltit erhebt sich seit mehr als 600 Jahren das trutzige Kastell der Herrscher von Hunza, einer alten Perserdynastie.



Karimabad, das aus hand-behauenen Granitsteinen neu-erbaute Schloß des Hunza-königs, eine moderne Insel — Ende der Welt"



Mir Muhammed Jamal Khan
regiert in Autokratie ein Königreich von 24 000 Bewohnern.

Ali deutet von einem Felsvorsprung mit seiner Hand nach vorne, um mich auf ein großartiges Bild vorzubereiten: Weit liegt das Land vor uns, in dessen Ferne sich in üppig-grüner Landschaft zu Füßen gewaltiger Berge das breite Tal von Baltit abzeichnet. Die Entfernung in der klaren Luft täuscht: wenn es auch schon greifbar nah aussieht, so trennen uns noch über 20 km von dort. Sultan Ali versucht mir das Schloß des Mirs von Hunza zu zeigen, aber ich kann nur ahnen, wo es liegt.

Wir überqueren eine Strömung, einmal auf einer kleinen Holzbrücke, ein andermal über große Steine. Die Pferde stutzen, springen aber gut durch das reißende Wasser. Meine Sorge um das Gepäck ist überflüssig – es bleibt unversehrt und trocken.

Je offener das Tal wird, um so größer werden die Siedlungen im Grünland. Auf den flachen Dächern sitzen die Frauen und lächeln mir verstohlen zu, Kinder unterbrechen ihr Spiel, um ein freundliches „Salaam“ zu rufen, wobei sie die Hand an die Stirne legen. Neugierig kichern sie dann hinter der Fremden her. Salaam aleikum ist der alte Landesgruß, den ich aber fast nur vom weiblichen Geschlecht höre. Die Männer sind weniger verschwenderisch mit Grüßen und gehen meist stumm an mir vorüber.

Weiter unten war ich im Dorf Hindi auf drei pakistanische Bergsteiger gestoßen, die mir von einem Teilnehmer der Deutsch-Österreichischen Himalaja-Karakorum-Expedition erzählten, der krank in Aliabad läge und sich über meinen Besuch freuen würde.

Ich finde dort in dem kleinen, bescheidenen Krankenhaus als einzigen Patienten Herrn Anderl Heckmaier, der, eben von einer schweren Lungenentzündung genesen, hofft, seinen Kameraden noch ins Baturagletschergebiet folgen zu können, obwohl er an einer heftigen Augenentzündung leidet. Ich bin seltsam berührt, in dieser abgeschiedenen Welt einen deutschen Bergsteiger zu treffen und freue mich, hier oben an der Schwelle Zentralasiens heimatliche Laute zu hören!

An einem heißen, wolkenlosen Spätnachmittag reite ich den langen Sandweg, hoch über dem Flußbett, hinauf nach Karimabad, dem neuerbauten Palast des Hunzafürsten.

Über mir grüßt das alte Schloß der Mirs von Hunza, eine weißleuchtende, wuchtige Burg unter den Wänden von Baltits unerstiegenen Siebentausendern. Hier herrscht seit 600 Jahren die von Persien eingewanderte Dynastie der Hunzakönige.

Kaum sitze ich ab, als der Bruder des Mirs, Prinz Ayaj, mit dem zehnjährigen Kronprinzen an der Hand, auf mich zukommt und in fließendem Englisch einen herzlichen Willkommensgruß ausspricht. Es bleibt keine Zeit, mich ein wenig zurechtzumachen – verstaubt und heiß wie ich bin, werde ich in die oberen luftigen Räume des neuen Fürstensitzes geführt, wo das Herrscherpaar Mir Muhammed Jamal Khan und seine Frau, die Rani, mich auf das freundlichste empfangen.

Überwältigt von der Schönheit seines Landes kann ich auf die Fragen nach meinem Reiseverlauf nur begeistert antworten und meinen Dank aussprechen, daß ich dieses Land besuchen darf. Der Mir erwidert in liebenswürdigen Worten und bittet mich zum Tee, der an einem kleinen Mahagonitisch aus kostbarem chinesischem Porzellan und Kaschmir-Silber genommen wird.

Während der nun folgenden Unterhaltung habe ich Gelegenheit, meine Gastgeber und die neue Umgebung zu betrachten. Der Regent, hellhäutig, von kräftiger, untersetzter Figur, etwa Mitte 40, in weißem Hemd und langen Tennishosen macht eher den Eindruck eines Europäers. Tatsächlich zeigt er auch für einen Herrscher über ein so entlegenes Gebiet auffallendes Interesse an europäischen Verhältnissen, wie es schon von seinem Großvater berichtet wird. Seine 36jährige Frau, die Rani, eine Perserin aus dem Königshaus von Nagar, ist mohammedanisch gekleidet: Über weite, weiße Pluderhosen fällt ein farbiges, tunikaähnliches Kleid, Kopf und Schultern sind von einem hauchdünnen Schleier bedeckt. Schüchtern, aber sehr freundlich lächeln mich ihre blauen Augen an, die erst vor wenigen Jahren den Blick in die Öffentlichkeit wagten. Solange lebte sie streng zurückgezogen; doch zwei Europareisen sahen sie bereits an der Seite ihres Mannes. Ihrem glatten sorglosen Gesicht sehe ich die dreizehn Kinder nicht an, die sie zur Welt brachte und von denen neun am Leben blieben. Nach dortiger Gepflogenheit wird die Erziehung der Königskinder vom ersten Tag an von auserwählten Frauen und Männern des Volkes besorgt, in deren Familien sie aufwachsen. Nur selten werden die Kinder zu ihren Eltern gebracht, was oft, wie ich es bei der kleinsten Prinzessin beobachte, von Tränen begleitet ist. Lachend kehren sie zu ihren Zieh-Familien zurück, mit denen sie ein enger Kontakt das ganze Leben hindurch verbindet. Dies trägt viel zur Wahrung eines harmonischen Verhältnisses zwischen dem Hause des Mirs und dem Volk bei.

Unwillkürlich gleitet mein Blick von dem Herrscherpaar zu den Bildern der Vorfäter, die neben kostbaren persischen Teppichen an den Wänden des Raumes hängen, in dem wir uns befinden. Besonders ein Bild fesselt meinen Blick: ein in Pelze gehüllter, despotisch herabschauender Mann, der Großvater des Fürsten, aus dessen drei Ehen eine weit verzweigte Familie entsproß. Neben Bildern der Familie, Aga Khans, von Vizekönigen und hohen mohammedanischen Würdenträgern steht das Bild der Königin von England.

Auf Reisen nach Frankreich und England bildete sich hier ein neuzeitlicher Geschmack, der, vermischt mit alter Tradition, dem ganzen Haus eine asiatisch-europäische Note gibt. Erstaunt bin ich doch, daß hier, am „Ende der Welt“, solch eine zivilisatorische Insel zu finden ist.

So überließ der Fürst die alte, unwirtliche Burg seiner Vorfahren nahen Verwandten und lebt nun mit seinen älteren Kindern und einer zahlreichen Dienerschaft in diesem modernen, sommerlichen Schloßchen, das aus hand-

gehauenen Hunza-Granitsteinen erbaut und teilweise noch in der Vollendung begriffen ist.

Auch die beiden älteren Prinzessinnen lerne ich inzwischen kennen und ihren Lehrer, einen in Indien aufgewachsenen, amerikanischen Missionarssohn. Die jungen Mädchen, gekleidet wie ihre Mutter, richten ein paar schüchterne Fragen an mich, während die ungezwungene Art des Amerikaners sogleich eine aufgelockerte Atmosphäre schafft. Da er die Landessprache wie seine Muttersprache beherrscht, muß er die Kinder in der englischen Sprache unterrichten. Die Mutter hingegen versteht nur ein paar Worte englisch; die Unterhaltung mit dieser scheuen, liebenswürdigen Frau findet daher mit vielen Gebärden und Fingerzeichen statt, was nicht selten heitere Szenen hervorruft.

Als ich mich von dem Ehepaar verabschiede, um nach einem geeigneten Platz für mein Lager Umschau zu halten, werde ich in ein Quartier in den Gasträumen des Schlosses geführt; ein größerer Aufenthaltsraum, ein Schlafräum mit einer gurtbespannten Liege und daneben ein sogenannter „bath-room“ (Badezimmer). Zu meiner Bedienung ist ein Hunzemann namens Ghulam bestimmt, dem wir noch öfter begegnen werden. Die Zimmerreinigung besorgt mein „sweeper“ (Putzer). Er hat etwas gnomenhaftes, sein Gesicht ist ebenso runzelig und verwittert wie seine einzige Hose. Aber er ist seifenhungrig, das stelle ich bald an dem Schwinden meines Vorrats fest. Es ist hoffnungslos, ihm den Sinn der Seife für mich beizubringen, vielleicht schmeckt sie ihm gar zu gut. Seife ist im Volke unbekannt, die Wäsche wird auf Steinen geklopft. Mit großem Eifer fegt er aber meinen Raum, dabei wirbelt er einen Sandsturm durch das Zimmer, so daß ich erst allmählich die Umrisse meiner an der Wand hängenden Kleider wiedererkennen kann. Nebenan wohnt das Hauslehrehepaar, und ich freue mich, in der jungen, natürlichen Amerikanerin Verständnis für die nicht ganz einfache Situation zu finden, der ich in diesem Lande begegne.

Natürlich bin ich keineswegs für einen längeren Aufenthalt am Hofe des Mirs eingerichtet, schon die nötige Kleidung fehlt mir hierfür, um so peinlicher, als am Abend feierlich soupiert wird. Jeder Fremde, der Hunza bereist, ist und bleibt Gast des Königs, solange er in Baltit weilt.

Der Mir liebt Geselligkeit, wie seine Väter es schon taten; so ist auch jetzt ein pakistanischer General mit seiner hübschen, klugen Frau und vier Kindern zu Gast, wobei ich allabendlich die kostbaren Seidensaris der eleganten Pakistanerin bewundern kann.

Erschreckt fahre ich zusammen, als ich mich gerade für das Abendessen zurecht mache: Mit lautem Knattern tönt das Geräusch – ja, höre ich recht? – eines Motors an mein Ohr. Ich muß ein sehr verdutztes Gesicht gemacht haben, als kurz danach mit flatterndem Licht eine kleine Neonröhre über mir aufflammt: Die Abendbeleuchtung des Schlosses. Seltsame Oase hier oben – denke ich und stelle mir die Mühe vor, mit der man diese technische Neugeburt hier heraufgebracht haben mag. Ein Blick über das inzwischen in

Dunkel gehüllte Land verrät mir den Unterschied zwischen Volk und Herrscherhaus, noch ehe ich jenes richtig kennengelernt habe.

Ziemlich kleinlaut überbringe ich vor dem Essen meine Geschenke: Die sorgsam verpackte, verlorengegangene und wiedergewonnene, in Flugzeugen und auf Pferderücken transportierte Kuckucksuhr und ein paar Kleinigkeiten für die Rani und Spielsachen für die Kinder. Welches Glück! Eine Kuckucksuhr gibt es noch nicht hier oben und sie findet anscheinend Gefallen, denn sie bekommt gleich einen Ehrenplatz zwischen östlicher Tradition und westlicher Zivilisation!

In dem luftigen Vorraum, in dem wir nun, der Sitte entsprechend, eine gute Weile vor dem Essen auf niederen, korbgeflochtenen Stühlen sitzen, werden die Ereignisse des Tages besprochen. Zwei Hofdiener, ganz in weiß mit breiten grünen Gürteln, auf die silberne Löwen (das Wappentier der Hunzas) gestickt sind, bieten Salzmandeln und „Hunzawasser“ an. Dieses Hunzapani (pani = Wasser) ist ein schwerer, süßer, öliger Wein, den die Bauern selbst herstellen und mit dem der Mir freundlich lachend mir nun zuproestet. Ich muß seine Höflichkeitsgeste mit einem kräftigen Schluck in meinen nüchternen, heißen, des Alkohols ungewohnten Magen erwidern. Kurz darauf habe ich Mühe, gerade und klarsehend an die reichgedeckte Abendtafel zu gelangen.

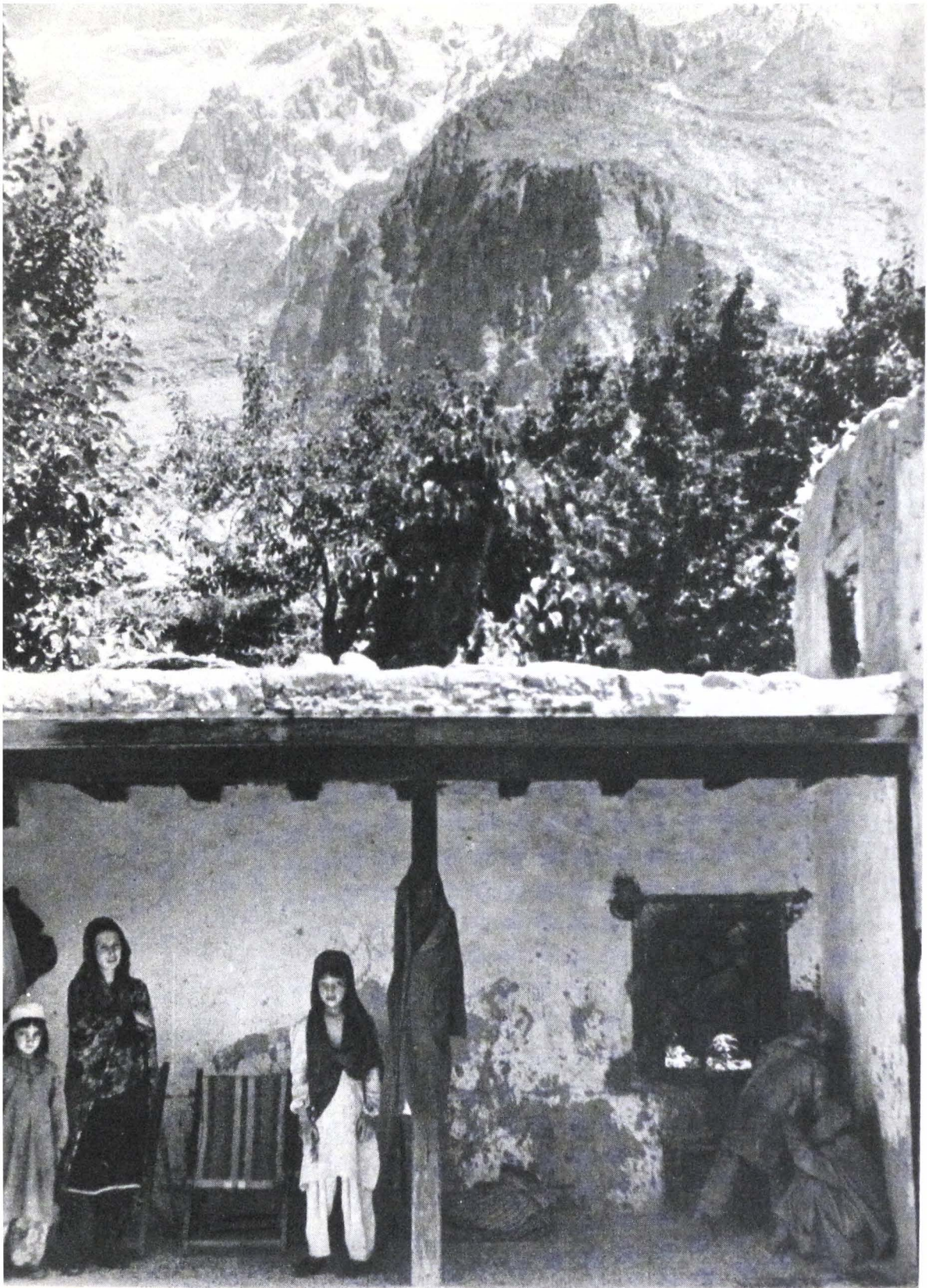
Auch hier werden meine Kräfte mit fetten, scharf gewürzten und gesalzenen Fleischspeisen vor eine harte Probe gestellt. Den drängenden Aufforderungen meines prinzlichen Nachbarn folgend, nehme ich mir nicht nur Reis und Salatblätter, sondern lange auch tüchtig in die königlichen Fleischtöpfe Hammel und Huhn als „Dienst an der Wissenschaft“, denke ich; ich will ja viel unterwegs sein und habe dafür meine eigene Kost in Gestalt von Knäckebrötchen, Vollkorn-Zwiebäcken und -Kekschen, die eine vorzügliche Ergänzung zu den saftigen Früchten bilden, die mir überall zur Verfügung stehen. Der Mir von Hunza ist ein großzügiger Gastgeber. Obwohl er mir einen Brief des Kaschmir-Ministeriums überreicht, der mir nur die Genehmigung für einen Aufenthalt in Baltit gestattet und nur fotografische Aufnahmen der Landschaft erlaubt, gewährt er mir ausdrücklich jede Freiheit, sein Volk zu besuchen, wo immer ich hinmöchte. Als ich ihm von meinen Absichten, hauptsächlich die Lebensweise und Ernährung seines Volkes zu studieren, spreche, gibt er mir Sultan Ali als Begleiter an die Hand. So mißversteht er auch meine dahingehend gefaßte Entschuldigung nicht, daß ich, um genaue Bilder über die Gewohnheiten des Volkes zu bekommen, nicht immer sein Gast bei den Mahlzeiten sein könne. Auch sehe ich aus seinen Worten, daß ich mich über Ortsbeschränkungen nicht zu sorgen brauche. Er würde mir später, wenn die pakistanischen Gäste abgereist sind, erlauben, auch noch weiter nördlich sein Land zu besuchen. Das nehme er schon auf sich!

Übrigens, sagt er, seien verschiedene Kranke da, die ärztliche Hilfe benötigen und auf mich warten. „Hoffentlich haben Sie genug Medikamente mit?“

Medikamente? Kranke? Hier, wo es keine Krankheiten geben soll?! Und



Prinz Ayaj, der Bruder des Königs, im brokatnen Shernawan, dem alten indischen Rock, bei einem Fest inmitten vieler Hunzamänner.



Manches Hunzahaush gleicht einer offenen Veranda, die unter den felsigen Wänden unerstiegener 7000er fast etwas kulissenartiges an sich hat. Es ist der Schauplatz des Sommerlebens einer großen Vezierfamilie.

meinen ganzen Vorrat hatte ich doch schon auf der Reise verbraucht und den Rest in Rawalpindi gelassen!

Eines seiner Kinder sei nicht wohl, seine Frau leide an einer chronischen Blinddarmreizung und auch er fühle sich mit dem Magen nicht in Ordnung und bitte mich um verschiedene Heilmittel!

Daß in seiner Familie Krankheiten herrschen, ist nicht verwunderlich, von den Leiden des Volkes aber kann ich mir gar keinen Begriff machen.

Enttäuscht suche ich in meinen Säcken alles zusammen, was ich noch finden kann, und überlege mir, ob es möglich wäre, aus Deutschland Nachschub zu bekommen.

Meine Verzweiflung wächst, als bereits am folgenden Morgen Männer und Frauen vor meiner Türe stehen und behandelt sein wollen. Sultan Ali dolmetscht. Laut reden die Patienten mit wildem Wortschwall auf mich ein und deuten dabei mit schmerzvollem Ausdruck auf verschiedene Körperteile, aber ich verstehe ja noch kein Wort ihrer rhythmisch-singenden Sprachel Sparsam verteile ich meine Medikamente, Sultan Ali bekommt die Anweisungen.

Etwas niedergeschlagen mache ich mich auf, die Umgebung näher zu betrachten.

Von Karimabad aus hat man einen umfassenden Blick über das weite Land. Ich sehe und verfolge den letzten Teil des schmalen Bergweges, den wir heraufgekommen sind, und bleibe an dem breiten Rücken des Rakaposchi haften, dessen majestätisches Haupt jetzt in Wolken gehüllt ist. Weit im Süden bildet er einen großartigen Abschluß gegen dieses einsame Hochtal. Deutlich ist der Vegetationsgürtel mit seinen fruchtbaren Terrassenäckern zu erkennen. Diese stufenweise angelegten Felder, die grünen Gärten unter kahlen Felsen und den diese überragenden Eisgipfeln formen die traum-schöne Landschaft.

In vielen Jahrhunderten sind umwälzende geschichtliche Entwicklungen über unseren Erdball dahingegangen, technische Erfindungen haben ihren Einzug überall gehalten – und doch lebt hier in Hunza ein kleines Volk in seiner Bergeinsamkeit unberührt vom Geschehen da draußen, lebt in der unveränderten Überlieferung seiner Vorfahren, wie diese vor Jahrtausenden gelebt haben mögen.

Die Natur also formt und entscheidet das Leben dieser Menschen, die von zerstörenden Fremdeinflüssen so gut wie unberührt sind.

Sehr schnell merke ich aber – nicht ohne Erschütterung –, daß ich mit ganz falschen Voraussetzungen hierhergekommen bin. Einer Utopie folgend zog ich aus, um etwas zu suchen, das es hier nicht – und wohl nirgends auf der Welt gibt: Menschen ohne Krankheit. Gleich, wohin ich meine Schritte lenke, ich mache keinen Weg, ohne daß ich in Häuser gerufen werde, in denen man ärztliche Hilfe von mir erwartet. Da sind Kinder und Erwachsene, namentlich Frauen mit leichteren und chronischen Augenentzündungen, ich sehe Lungenschwache, vorwiegend ältere Frauen, daneben Magen- und Darmerkran-

kungen, Wurmbefall, eine Art entzündlichen Kropf, infizierte Wunden und stark verschmutzte Hautinfekte. Auch Fieberkranke werden mir gebracht. Es ist verständlich, daß ich in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Hunza in schwere Konflikte gerate. Man wird sich aber auch vorstellen können, in welcher Lage ich mich befinde: Endlich – endlich habe ich mein ersehntes – mein teuer erkaufte Ziel erreicht, auf das ich seit Jahren mit größten Erwartungen zustrebe. Verbissen habe ich mich in dieses geheimnisvolle Traumland durchgekämpft, in dem ich Beweise und neue Ideen zu finden hoffte, die ich für unsere bedrohte Volksgesundheit auswerten könnte. Begeistert, ja, wie man mir nachsagt, geradezu besessen, war ich durch alles über Hunza Gehörte und Gelesene – – und nun bin ich glücklich am Ziel und muß erkennen, daß auch hier Krankheiten herrschen, jedenfalls, daß es kein Volk ohne Krankheiten sein kann, wie ich mir das vorstellte.

Da sehe ich manches spöttische Lächeln vor meinen Augen, höre manche wegwerfende Bemerkung über meine Begeisterung und nicht zuletzt die Stimme Mr. S.'s, "You are mad, that is rubbish"!

Einen ganzen Tag sitze ich, düster vor mich hinbrütend, in meinem Raum und schmiede Rückzugspläne. Montags fliegt die Maschine von Karachi weg. 10 bis 14 Tage muß ich für den Weg dorthin rechnen. Braucht man mich zu Hause nicht viel dringender?

10000 Kilometer Luftlinie bin ich von der Heimat entfernt, wo sie mich hier in Freude und Hochstimmung vermuten.

Eine schlaflose Nacht grüble ich über mein Schicksal nach.

10000 Kilometer! Europa – Asien. Zwei Welten!

Jetzt kneifen?

Zurückziehen?

Mit leeren Händen nach Hause kommen!

Das wäre feige!

Alles werde ich mir ansehen, das ganze Land und die Menschen in ihrer ursprünglichen Lebensform. Was ich fotografieren kann, werde ich aufnehmen und, wenn es der Mir erlaubt, dann besuche ich auch das gegenüberliegende Tal und den bis zur Grenze nach Nordwesten ziehenden Teil des schmalen Landes.

Dadurch, daß ich auf meinen Wegen so oft in die Häuser gerufen werde, bekomme ich schnell Fühlung mit der Bevölkerung, namentlich mit den Frauen, wobei sich fortgesetzt Gelegenheit bietet, die Menschen in ihrem Tageslauf zu beobachten, ihre Wohnweise, ihre Lebensart und ihre Ernährung zu sehen.

Ich darf nicht durch die Brille eines zivilisierten Europäers blicken, sondern muß vorurteilslos diese andere Welt auf mich einwirken lassen. Ich will versuchen, mir ein objektives Bild dieses umstrittenen Volkes zu machen. Das soll meine Aufgabe sein und mein Dienst an der Wahrheit und Wissenschaft. Zum Glück bringt die Post mir gute Nachrichten aus Deutschland. Mit vollen Segeln gehe ich nun an meine Arbeit.

DAS VOLK

Schon unterwegs sind mir oft auffallend schöne Menschen begegnet, große, schlanke Gestalten mit lichter Haut und sogar blauen Augen. Es hält schwer, sie so im Vorübergehen zu fotografieren. Später dann, als ich in ihre Häuser komme, kann ich sie oft genug bei der Arbeit in Ruhe aufnehmen. „Die Frauen werden von ihren Männern geschlagen“, erklärt mir die Prinzessin einmal, „sie dürfen sich der Öffentlichkeit nicht preisgeben.“

Das Volk ist ein buntes Gemisch verschiedener Rassetypen. Da sind neben diesen germanischen Erscheinungen auch persische, semitisch-arabische, mongolische und ostasiatische Einschläge zu finden. Überlieferungen wollen wissen, daß die Hunzas von versprengten Soldaten des Heeres Alexanders des Großen abstammen, aber es sind auch deutliche Rassemerkmale anderer Völker hier anzutreffen. Die Truppen des großen Mazedoniers haben in anderen Teilen des weiten Kontinentes ihre Spuren ebenfalls hinterlassen. Ich sah später ähnlich schöne Menschen unter den Pathanen im Nordwesten Pakistans, und in Afghanistan soll es z. B. eine Enklave eines nahezu griechisch-schönen kleinen Stammes geben, der heute noch artrein erhalten sei.

Wahrscheinlich sind die Hunzas Indogermanen mit ostasiatischen Einschlägen.

Das Schönheitsempfinden der Frauen kommt im Hang nach Schmuckstücken zum Ausdruck, sei es auch nur ein einfacher Ring oder eine gehämmerte Brosche, und weiter in ihrem natürlichen Farbensinn, der sich beim Besticken ihrer reizenden bunten Käppchen offenbart.

Die Hunzas sind ein armes Bergbauernvolk, das sich in harter Arbeit seinen Lebensunterhalt schaffen muß. Da das Land nur in wassernahen Gegenden bebaut werden kann, muß jedes Stückchen Humus zum Ackerbau verwendet werden. Ihre Meisterschaft liegt zweifellos im Bewässerungssystem. Aber auch sonst sind sie Lebenskünstler; denn sie sind zufrieden mit dem, was sie besitzen – – und das ist nicht viel. Jedoch trägt ihr Land gerade genug, daß sie sich ohne fremde Hilfe ernähren können.

Ihr Besitz ist ihr Acker und der Obstbaum.

Ihr Kapital ist ihre Gesundheit und Leistungsfähigkeit. Beides ist ihnen in relativ hohem Maße eigen. Für eine natürliche Auslese sorgt der harte Daseinskampf, wobei ein gesunder Nachwuchs gesichert scheint.

Die Säuglingssterblichkeit ist gering, das Volk soll sich in den letzten fünfzig Jahren etwa um das drei- bis vierfache vermehrt haben, was zu einer beginnenden Raumnot im Land führt und hier und da einen Mann ins Tal treibt, um Land zu erwerben, manch einer findet auch als Soldat ein besseres Auskommen.

Die Ehen werden in der Regel vor dem 20. Lebensjahr geschlossen; im allgemeinen entstehen aus ihnen stattliche Familien. Aber auch Kinderehen sehe ich. Besonderen Eindruck macht mir ein kleines hübsches, höchstens vierzehnjähriges Mädchen, das gegen seinen Willen mit einem fünfzehnjährigen Burschen verheiratet wurde. Der Vater des Jungen war Witwer und brauchte für sein Haus eine weibliche Kraft. Die Kleine hegt keine Zuneigung für ihren Gebieter; als ich beide fotografieren will, läuft sie ihm schreiend davon, sie will nicht mit ihm auf „eine Platte“. Da die angeheirateten und verschwägerten Familien in großen Verbänden zusammenleben, ist es außerordentlich schwer für den Fremden, klar zu erkennen, wo die eigentliche Familie aufhört und die weitere Sippe beginnt. Aber ich stelle immer wieder mit Staunen fest, daß sich die Tage der auf engstem Raum beschränkten, so dicht zusammenlebenden Menschen ohne Reibung abspielen. Liebevoll betreuen die größeren Kinder die Kleinen, mit 6 Jahren schon tragen sie die Säuglinge auf dem Rücken als Bündel verschnürt umher. Streiten oder Zank habe ich weder bei den Alten noch bei den Kindern jemals gehört. Sie kennen keine Sorgen – und sie machen sich auch keine. Ihr Leben verläuft ohne die vernichtende Peitsche: Zeit, Hast, Habgier, Neid und – Steuern.

Es ist der Orient – ist Asien!

GAST UND ARZT

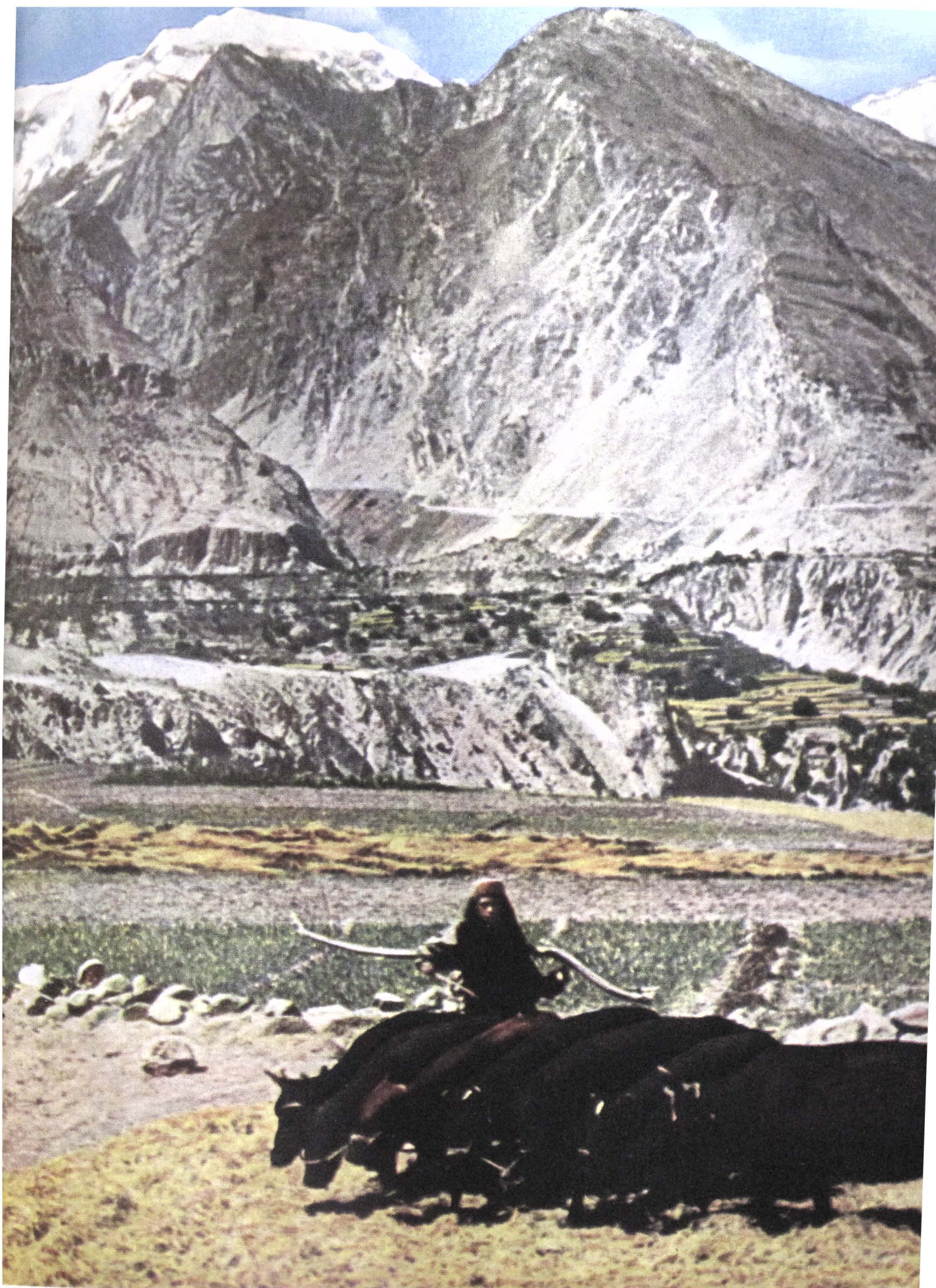
Ihre Anspruchslosigkeit dem Leben gegenüber kommt am besten in ihrer Wohnweise zum Ausdruck.

Das Haus ist als viereckiger Bau aus Steinen und Sand errichtet. Es ist fenster- und kaminlos, nur im flachen Dach befindet sich ein viereckiges Loch zum Rauchabzug und Lichteinfall. Das „Treppenhaus“ ist eine von außen angelehnte Leiter. Zu ebener Erde befindet sich ein kleiner Stall, durch den man in den Winterraum eintritt, der als Küche und zum Aufenthalt dient. Von hier wird über ein paar Sprossen der oben gelegene Sommerraum erreicht, in dem die Familie in den heißen Monaten lebt. Von da geht es wieder „freischwebend kletternd“ durch die Lichtluke auf das Dach, einen beliebten Platz in der warmen Jahreszeit. Das ganze Volk einschließlich der königlichen Familie zieht von Oktober bis März in die dunklen Winterräume.

Inneneinrichtung kennt der Hunza nicht. Außer den mit Gurten bespannten Liegestellen und vielleicht einer hölzernen Truhe gibt es im allgemeinen kein Mobiliar.

Nur in den Häusern der Wohlhabenderen und der Verwandtschaft des Königshauses sind Stühle und Tische zu finden.

Sultan Ali erklärt mir, daß im Volk drei Schichten vertreten sind: Die Mir-Dynastie als herrschende Klasse, dann die Veziere (= Minister und Parlamentsmitglieder) und drittens als Hauptteil Bauern, Handwerker, Musikanten und Goldwäscher.



Ackerbau zwischen Gletscher und Fels. Über die kornbedeckte „Tenne“ stapft dreschend — vom fröhlichen Kindergeschrei angetrieben — das Ochsengespann.



Weder die Technik noch die Zivilisation sind über die Grenzen dieses abgeschiedenen Hochtals gekommen. Die Menschen arbeiten hier noch ebenso, wie vor Jahrtausenden, wobei das wichtigste Werkzeug der Hände Geschick ist. Spinnerinnen bei ihrer Arbeit.

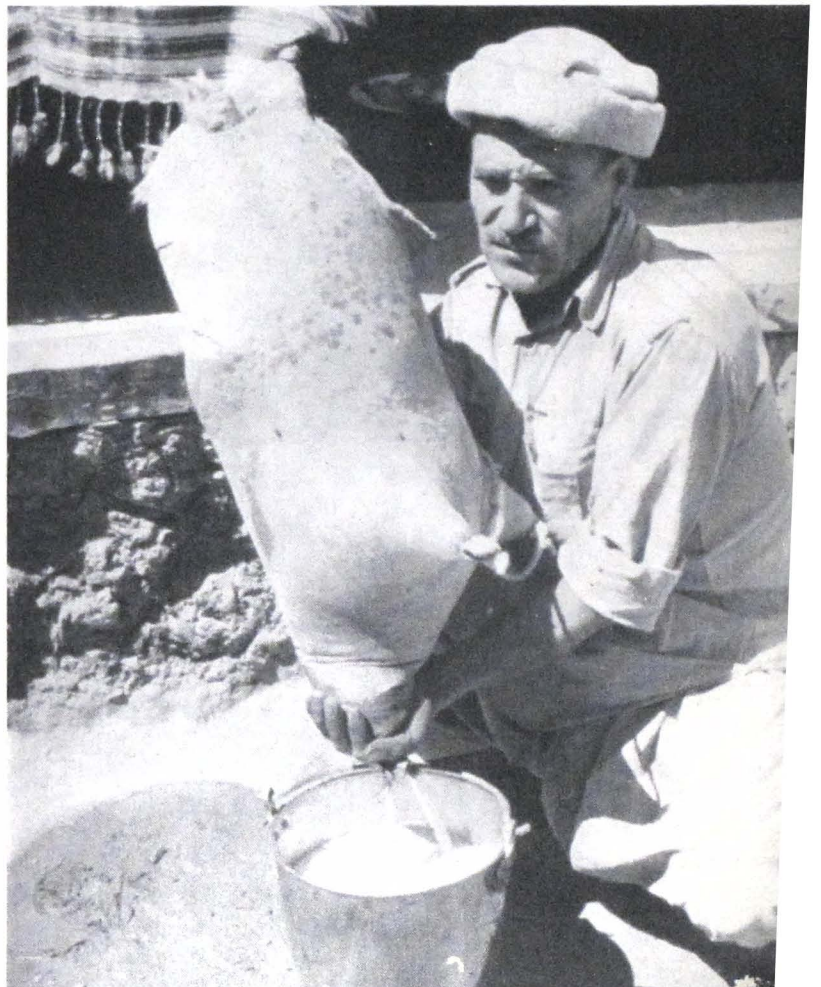


Schon in den ersten Tagen verursachen Fliegen und Mangel an Hygiene dem Hunzababy schwere Augenentzündungen, wie sie auch bei vielen Kindern und Erwachsenen anzutreffen sind.

Nur eine gesunde Vitalität gewährleistet die natürliche Auslese eines zähen, kräftigen Bergvolkes.



Chappatis, dünne Vollmehlfladen, bilden mit den Aprikosen die Grundkost des Volkes. Eine Bäuerin beim Backen.



Eine Ziegenhaut mit zugebundenen Stümpfen ist das Butterfaß des Hunzamannes. Gemächlich wird es so lange über das Knie geschaukelt, bis ein kleiner Butterklumpen zum Vorschein kommt, eine Rarität zum fettarmen Speisezettel!



Über den markanten Zügen dieser schönen Alten leuchtet das bunt gestickte Käppchen. Es ist schwer, bei einem Volk von Analphabeten, ohne Aufzeichnungen von Geburtsdaten, sichere Angaben zu erhalten.

In einer der oberen Familien bin ich des öfteren zu Gast. Ein Sohn des Hauses ist beim Militär und feiert nach dreijähriger Abwesenheit Wiedersehen mit seiner Familie. Das Haus liegt idyllisch schön in einem benachbarten Ort, einige Kilometer von Baltit entfernt, etwas abseits auf einer Terrasse hoch über dem Fluß. Hier oben wandert der Blick in das grüne Nagartal und in verschiedene kleinere Seitentäler unterhalb der Gletscherabflüsse. Dieses Haus besteht eigentlich nur aus einer Art überdachter Veranda, in der sogar ein paar Liegestühle stehen, auf denen die Männer gerne stundenlang über das Land dösen. Die Frauen finde ich, in enger Gemeinschaft vor dem Haus auf einem Teppich sitzend, in pausenloser, immer neu angeregter Unterhaltung. Salaam, Salaam, ruft es von allen Seiten. Gleich muß ich mich in die Mitte der fröhlichen, mir schon bekannten Menschen setzen und es beginnt ein überaus merkwürdiges Frage- und Antwortspiel, mit Zeichen und Gesten, Achselzucken und Lachen.

Ich werde von oben bis unten gemustert und kann ihnen weder mit Schmuck, noch mit einem schönen Kleid dienen, was ihnen vermutlich besser gefallen hätte als mein kurzer, verschossener Rock und meine luftige Bluse, die mit ihrer Tracht so gar nichts gemein haben. Schließlich entdecken sie in meinem Haar eine kleine Silbernadel, die sie alle genauestens betrachten müssen. Mein Fingerring wird ebenfalls aufmerksam weitergereicht. Die Schmuckliebe, die ich in den einfachen Bergvölkern sah, ist groß.

Ich bin wieder unter sehr schöne Menschen geraten. Sowohl die Männer als auch die Frauen haben ebenmäßige Züge in ihren schmalen, nur leicht getönten Gesichtern. Alle sind schlank und von hohem Wuchs. Ihre Kleidung verrät den höheren Stand. Die Gewänder sind aus leuchtend farbigen Stoffen und ihre Kopfbedeckungen besonders malerisch.

Die Frauen der anderen Stände dagegen besitzen nicht viel mehr als ein aus grobem, meist grauem oder rotem Leinen gearbeitetes sackartiges Kleid über langen Pumphosen.

Als ich das Käppchen eines etwa vierzehnjährigen Mädchens bewundere, nimmt sie es mit anmutiger Selbstverständlichkeit ab und überreicht es mir. Ihre Mutter säubert es sorgsam innen mit einem Chappati, dann muß ich es an mich nehmen. Die Kleine hat es selbst in allerfeinsten, mit dem Auge kaum sichtbaren Kreuzstichen nach persischen Mustern und Farben in den langen Wintermonaten gestickt.

Diese bunten Käppchen, wie sie auch die ganz Kleinen schon tragen, sind außerordentlich kleidsam über den langen Zöpfen der Frauen oder den offenen Haaren der Mädchen.

Meine Gastgeber sind von rührender Aufmerksamkeit. Sie haben ein richtiges Festessen bereitet. Hammel und Reis! Es hilft nicht – ich muß! Eine quarkähnliche saure Ziegenmilch und frische Aprikosen beenden das Mahl. Dann hocken wir wieder auf dem Boden; langsam wird ein alter schöner

Messingkrug mit langem Mundstück weitergereicht: hubble-bubble, die Wasserpfeife, die selten fehlt. Mal macht sie die Runde bei den Männern, dann bei den Frauen. Ein schauerhafter, wenig schöner Qualm umgibt mich . . . Ich wehre energisch ab, als die Reihe an mich kommt!

In diesem Haus lebt die Familie nur im Sommer. Im Winter gehen sie nach Baltit, wo sie eine feste Steinhütte besitzen. Aber ihre Felder liegen hier um das Anwesen. Die Arbeit wird früh in den ersten Morgenstunden und gegen Abend verrichtet, wenn die größte Hitze vorüber ist. Die Nächte sind so warm, daß im Freien geschlafen wird.

Als eine der Frauen mich zum „bath-room“ führen will, folge ich ihr gespannt, diesen Ort, den ich schon oft vergeblich kennenzulernen suchte, hier zu sehen. Sie nimmt mich einige Meter vom Haus fort in das freie Feld, deutet dann auf den Boden in das Gras und sagt „please!“.

In dieser Familie ist eine der jüngsten Prinzessinnen des Mirs untergebracht, ich sehe sie lustig und vergnügt mit den anderen Kindern spielen. Beim Abschied muß ich diesen fröhlichen, gastfreien Menschen versprechen, bald wieder einen Besuch zu machen.

Mich interessieren aber die Verhältnisse im einfachen Volk noch mehr.

So besuche ich, meist von Sultan Ali begleitet, auch solche Familien. In manchen Häusern sehe ich nach den Kranken und mein Begleiter führt mir immer neue Patienten zu. Aus der ärgsten Verlegenheit hilft mir die Pakistani, die einen ansehnlichen Vorrat von Tabletten bei sich führt und mir verständnisvoll den größten Teil überläßt. Auch die Frau des Hauslehrers hilft mir weiter und erzählt lachend, daß es ihrem Vater, einem Missionsarzt in Indien, ebenso ergangen sei, als er zu Besuch bei ihnen weilte. Sein Urlaub war durch viele Behandlungen und Patientenbesuche stark unterbrochen.

Ich mache nun schon vorsorglich keinen Weg mehr, ohne einen kleinen Vorrat von Medizin bei mir zu haben. Augensalbe führe ich griffbereit in der Rocktasche mit. Die Menschen sind dankbar, wenn ich ihnen unterwegs die oft rot entzündeten Lider bestreiche.

Es ist mir rätselhaft, wie man sich in den dunklen und von Rauch gebeizten Hütten länger aufhalten kann. Mehrmals laufe ich tränenden Auges wieder hinaus – so ätzend ist die Luft um die offenen Feuerstellen in den abzugslosen Räumen.

ERNTEZEIT

Die Fastenwochen sind vorüber, der Monat „Ramadan“, in dem die Mohammedaner und Hindus aus religiösen Gründen fasten, d. h. von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang keine Nahrung zu sich nehmen. Es folgt das größte Fest des Jahres, das Erntefest, das die regsamste Zeit im Hunzajahr eröffnet.

Die Getreideernte beginnt, und gleichzeitig haben alle Menschen die Hände voll zu tun, um auch die Aprikosen zu bewältigen. Die Arbeiten greifen ohne Hast und Unruhe ineinander ein und friedlich verlaufen dabei die Sommertage.

Und während die Arbeit munter im Gange ist, feiert das zu Frohsinn und Freude neigende Volk ein zweites großes Fest: „Ed“.

Früh morgens schon schmettert vom nahegelegenen Spiel- und Tanzplatz die eintönige, aber aufpeitschende Rhythmik der selbstgefertigten Trommeln, Flöten und Gitarren. Auf dem Boden sitzen die Musikanten und spielen ohne Unterlaß. Ohne Pause wird auch getanzt. Der Mir im brokatenen hochgeschlossenen Shernawan, dem alten, indischen Rock, und einer schwarzen Lammfellmütze auf dem Kopf, nimmt inmitten der Männer einen erhöhten Platz ein. Dann folgt Tänzer auf Tänzer; mit dem Gesicht ihrem Herrscher zugewandt, werden die Männer nicht müde, einzeln, paarweise oder in Gruppen ihre rhythmischen Pantomimen und Spiele in Gestalt von Kriegs-, Ernte-, Freuden- oder anderen Ausdruckstänzen aufzuführen.

Am schönsten sind die alten Schwertertänze, bei denen die Männer in herrlichen blauen, purpurnen oder gemusterten Mänteln aus schwerer chinesischer Seide einen wilden, nahezu ekstatischen Kriegstanz zeigen. Sicher und behende schwingen sie krumme, blitzende, handgeschmiedete Säbel und Schilde durch die Luft, wobei sie mit den Sohlen in schnellgehacktem Takt den Boden stampfen. Die packende Szene wird abgeschlossen durch die unerstiegenen Mauern von Eis, die auf das im blühenden Sommerschmuck stehende Tal herunter grüßen – ein Bild unbeschreiblichen Reizes.

Die Frauen nehmen nicht teil am öffentlichen Leben, wohl stehen sie dicht zusammengedrängt im Hintergrund, dem fröhlichen Spiel der Männer zusehend, aber Tanz, Musik, Spiel und Sport und die Volksmeinung im Parlament ist Sache der Männer. In keiner Religion mag diese strenge Trennung der Geschlechter so scharf zum Ausdruck kommen wie im Islam. Dabei gehören die Hunzas zu den Ismaeliten, einer Sekte der Mohammedaner, die Aga Khan als ihren Gott verehren und gegenüber anderen Islamern in manchen Sitten und Gebräuchen eine freiere Stellung haben. Dies zeigt sich z. B. in der Erlaubnis, Alkohol zu sich zu nehmen, oder am unverhüllten Gesicht der Frauen.

Die Welt der Frau im Osten ist eine vollkommen andere, als die der westlich emanzipierten Europäerin, und gar hier oben im abgeschiedenen Hochtal wilder Berge hat die Frau noch nichts von Gleichberechtigung gespürt.

Gegen Abend verstummt die Musik, wenn die letzten Tänzer aus den Reihen treten. Ich stehe auf dem Dach des Schlosses und bewundere die Festbeleuchtung des Palastes. Der Bruder des Mir – ein interessierter Bastler und Vater des kleinen Transformators – strahlt selig über sein ganzes Gesicht, als ich sein Werk von roten und blauen Lämpchen am First des Hauses

bestaune, das indes wenig zur natürlichen Schönheit dieser Landschaft unter dem dunkelnden Himmel paßt. Vor uns im weiten Talkessel flammen hier und da kleine Lichtpunkte auf: die Olfackeln der Bauern, die diesen Feiertag mit kleinen Freudenfeuern beschließen.

Wieder stehe ich oben vor dem Schloß und sehe hinunter auf das Ackerland, auf die sorgfältige Einteilung der bis zum Rande des Abgrundes ausgenutzten Flächen. Dahinter fällt die Landschaft in das steile Flußbett ab, und das Tosen der Wassermassen klingt dumpf rollend bis hier oben herauf. Durch das grüne Land aber zieht ein Netz von kleinen Kanälchen, die dem Boden die fruchtbare Gletschermilch zuführen. Mit geschickten Händen bildet der Bauer Dämme und neue kleine Wasserstraßen, um nach ganz bestimmten Methoden den nahrhaften Gletscherschlamm aus den Zerreibungsprodukten der Urgesteinsmehle auf sein Land zu bringen. Dabei fließen kostbare, für das Gedeihen der Frucht unerläßliche Minerale und Bioelemente über die Erde, die dem Boden immer neuen Segen zuteil werden lassen, was dieser mit reichhaltigen und kurz aufeinanderfolgenden Ernten dankt. Kunstdünger, das versteht sich von selbst, ist hier unbekannt und überflüssig.

Sultan Ali führt mich zu der Quelle, die ganz Baltit speist: Ein breiter Wasserfall stürzt sprühend über die Felsen der Gletscher des Ultar, jenes eisstarrenden unbezwungenen Gipfels, zu dessen Füßen die alte Königsburg liegt. Ein unerhört gewaltiges Bild!

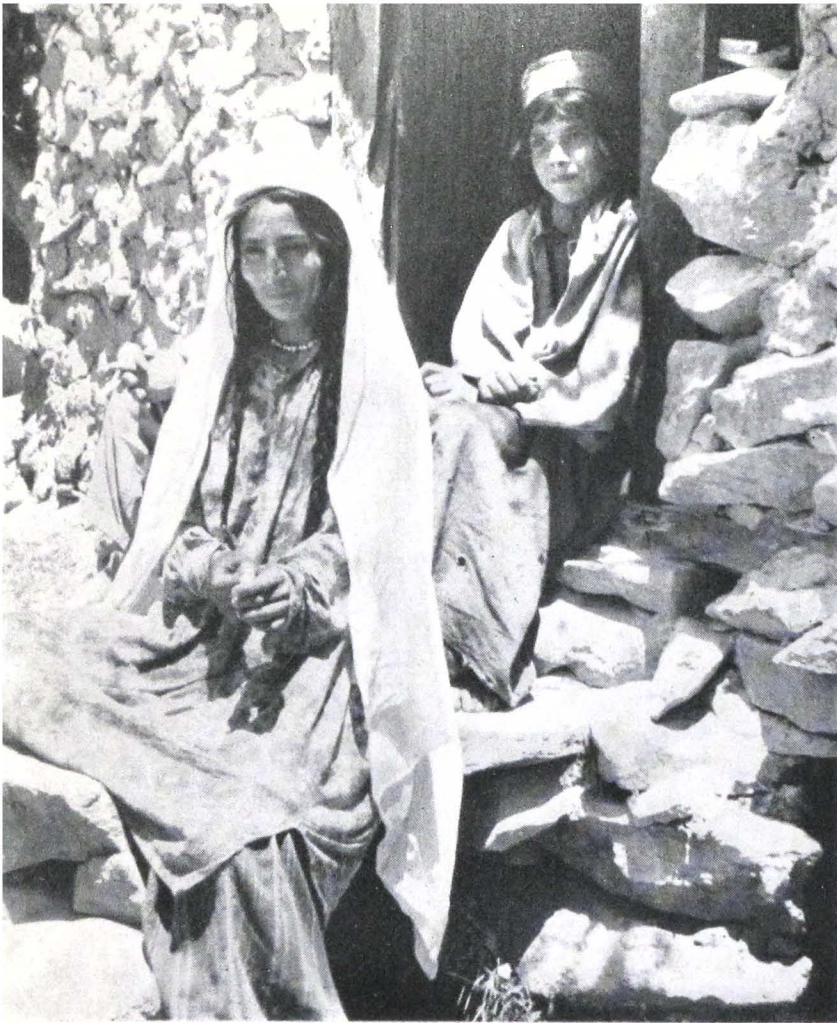
Regen, so erfahre ich, gibt es im Sommer so gut wie gar nicht in diesem Land und daher müssen die Felder künstlich bewässert werden. Alle Niederschläge, die sich bilden, werden infolge der sehr trockenen Hitze schon weit droben aufgesogen und zum Verdunsten gebracht. Das macht der steile Sonnenstand über diesen Breiten, der einen viel intensiveren Strahleneinfall gewährleistet, obwohl in dieser Zone des 36. Breitengrades kontinentales Klima herrscht. Die Sommermonate sind trocken und heiß; die Luft ist außerordentlich wasserarm. Erst in den kälteren Monaten bringt der Wintermonsun aus den Steppen Innerasiens Schneefälle und Niederschläge auch nach Hunza. Dann ist es sechs Monate lang kalt und unfreundlich in den Bergen, so daß sich die Menschen in ihre Häuser zurückziehen und draußen Arbeit und Leben versiegen.

Überall regt und bewegt es sich. Aber kein häßliches Geräusch durchschneidet die Luft, kein hustender Motor des modernen Landwirts, kein hartes Schlagen metallener Ernteinstrumente, nicht einmal das Quietschen von Wagenrädern ist zu hören und zum ersten Male wird es mir richtig bewußt: in dieses Land hat die von Disharmonien begleitete Technik noch keinen Eingang gefunden. Nicht einmal das Rad könnte hier seinen Sinn erfüllen. Hier gilt nur Menschenhand!

Die Bauern reißen das Getreide mit den Wurzeln aus und stellen es zum Trocknen auf. Die Wurzeln werden später als Viehfutter verwendet. Die

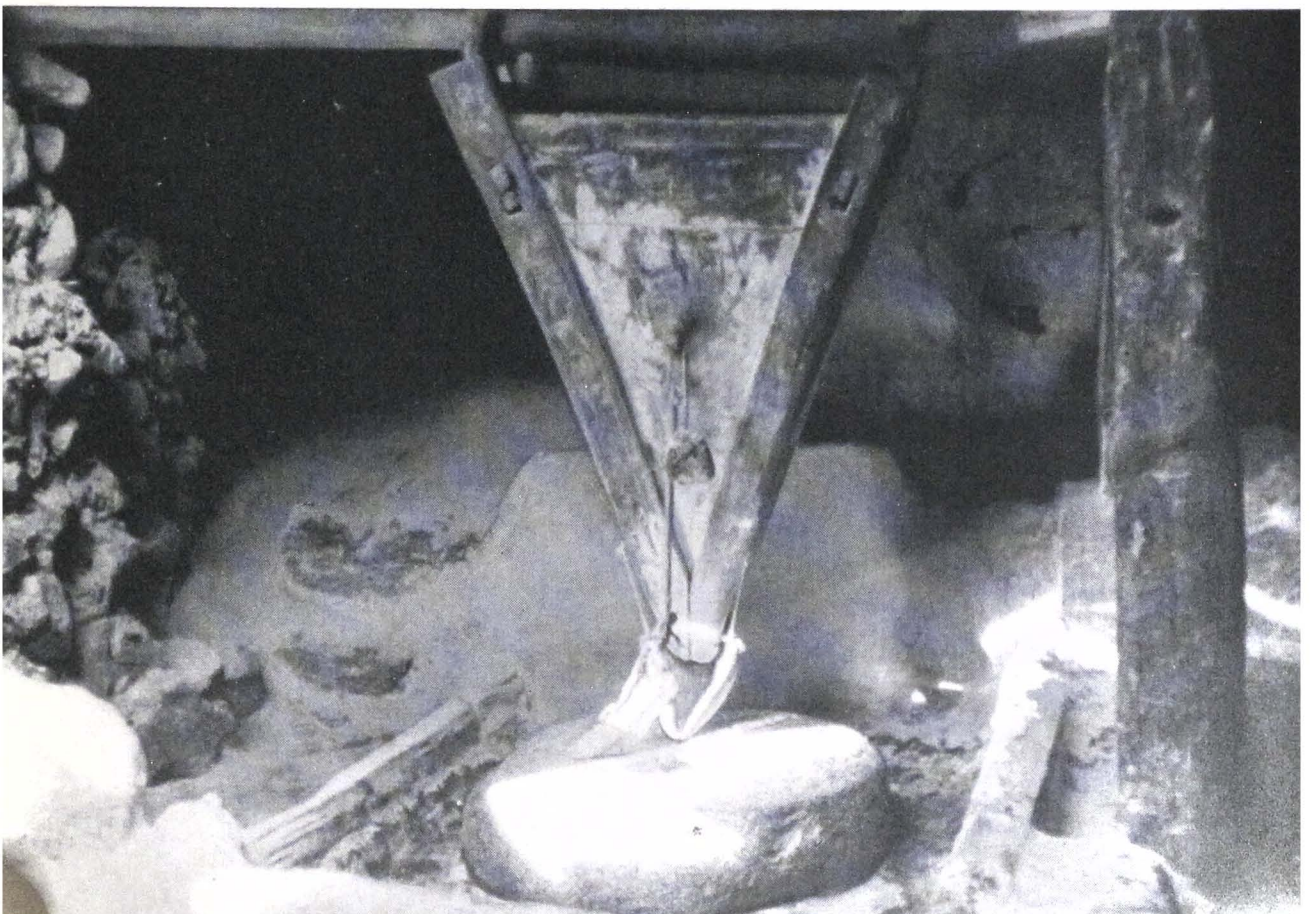


Die gefürchtete Kriegskunst der Hunzas steckt heute noch in den feurigen Schwerttänzen und weckt Erinnerungen an die Zeit, als es galt, sich gegen manchen Karawanenzug oder innerasiatische Horden zu verteidigen.



Vor einer Getreidemühle.

Inneres der Mühle.



Dreschplätze sind hergerichtet: Aus Wasser und Erde festgestampfte kreisförmige Tennen, die sich aus den eckigen Feldern herausheben. Sechs bis acht kleine Bergochsen werden aneinandergeleint und den ganzen Tag, meist von fröhlich rufenden Kindern, auf dieser Tenne rundherum getrieben, bis das Korn sich gelöst hat. Dann werfen es die Männer mit Holzgabeln in die Luft, um die Spreu vom Weizen zu trennen. Goldgelbes Korn aus bester Erde. Freudig füllt die Bäuerin ihre Vorräte wieder auf, deren sorgsame Einteilung ihrer Umsicht und ihrem Geschick obliegt.

Daneben sehe ich auch schon die ersten getrockneten Aprikosen, die beste Ergänzung zum Getreide.

MEHL UND BROT

Das Mehl der Hunzas ist ein kostbares Naturprodukt. Die Art und Weise, wie es gewonnen wird, kennzeichnet das ganze Wesen dieses unberührten Landes, ich habe es stets bewundernd betrachtet.

In den Mauern an größeren Wasserkanälen, die durch jede Ortschaft fließen, sind hin und wieder kleine Türen. Hinter diesen befinden sich Mühlen. Gebückt betrete ich einen solchen dunklen Raum, in dessen Mitte ein verwitterter Holztrogl steht, unter dem zwei Mühlsteine liegen. Diese drehen sich langsam und zerkleinern das Korn, das aus dem Behälter in ein Loch zwischen die beiden Steinplatten fließt. Ein Schaufelrad unter dem Boden im Bach überträgt dessen Energie. – So haben es vor Jahrhunderten unsere Väter auch gemacht, denke ich sinnend und beobachte, wie die Bäuerin als Gegengabe für den Besitzer ein paar Hände voll Mehl in eine Nische legt. Da es in der Mühle sehr finster ist, bringe ich zum Fotografieren mit hellen Tüchern und einem Spiegel mehr Licht in den kleinen Raum.

Ich möchte einmal ganz genau zusehen, wie die Hauptnahrung, ihre Chappatis, hergestellt werden; oft genug habe ich sie nun schon gegessen, bin aber noch nicht hinter das Geheimnis des Teiges gekommen. Im Geschmack ähneln sie unserem Knäckebrötchen, sind aber weich und schmecken nicht so kräftig. Die Hunzaleute, denen ich gerne Kostproben des Knäckebrötchens gab, fanden es vorzüglich.

Zum Fotografieren eignet sich ein niederes freiliegendes Haus, in dem ich heute zu Gast bin, ausgezeichnet. Da ich in dem dunklen Gemäuer nichts erkennen kann, wird die Küche schnell aufs Dach verlegt. Das ist keine große Sache, denn der Herd der Hunzafrau besteht ja nur aus einem schlichten eisernen Dreifuß und einer großen Blechplatte, genau so wie bei der armen Frau in Gilgit.

Die Bäuerin kommt gerade vom Mahlen und stellt einen Sack lockeren Vollmehls auf den Boden. Meist ist Weizen- und Gerstenschrot zu Mehl vermischt, dem sogenannten „Ata“. Mit wenig Wasser wird ein fester Teig geknetet, dann zeigt sie mir lachend, wie sie mit einem kleinen Stock dünne

Fladen auf einem Brett ausrollt. Eine alte Frau sitzt daneben und verscheucht Fliegen. Ein paar dünne Späne sind das einzige Brennmaterial, mit dem die Mahlzeit zubereitet wird. Auch das Holz muß in Hunza genau eingeteilt werden. Jeder dürre Zweig ist ein Geschenk, das sorgsam in diesem Land der Steine gesammelt wird.

Inzwischen ist das große Blech über der Feuerstelle so stark erhitzt, daß die Brote darauf von beiden Seiten kurz geröstet werden können. Ich bekomme den ersten, noch heißen Chappati und erinnere mich unwillkürlich an unsere schlechtesten Kriegs- und Nachkriegsjahre, als wir Roggenmehl und Wasser zu einer Art Kleister zusammenschmolzen. Die Hunzas leben in dieser Hinsicht immer in den „schlechtesten Kriegsjahren“, nur mit dem Unterschied, daß sie *instinktiv* Meister ihrer Ernährung sind, die, frei von zell-reizenden und vergiftenden Kunstprodukten, ihre Widerstandskraft und Ausdauer verbürgt.

Diese einfachen Brote mit allen Kostbarkeiten des vollen Getreides bilden ja unter diesen Bergbewohnern die Grundlage der ganzen Kost. Immer und überall lassen sie sich herstellen und keine Mahlzeit vergeht ohne Chappatis. Drei-, ja viermal und öfter, je nach Bedarf, werden sie täglich, noch warm, verzehrt. Das Zahnmaterial ist entsprechend gesund und kräftig, Caries fand ich zwar vereinzelt auch; aber im allgemeinen besitzt der Hunza starke, schöne Zähne. Er pflegt sie – wie es in ganz Indien üblich ist – nur mit vielen Wasserspülungen und Zahnfleischmassage der Finger. Übrigens ein sehr probates Mittel zur gesunden Blutzirkulation in den Kauwerkzeugen.

Dazu gibt es sommers wie winters die süßen, wohlschmeckenden Aprikosen, mit denen der Speisezettel ergänzt und gezuckert wird.

Als ich im Kreise der Familie beim fröhlichen Chappati-Schmaus sitze und abwechselnd meinen Mund mit Brot und Aprikosen fülle, bringt mir die Bäuerin noch ein anderes wohlschmeckendes Gericht, einen Teller mit geröstetem Weizen, der kurz ohne Fett über dem Feuer zubereitet und mit ein paar Aprikosenkernen vermischt wurde. Köstlich mundet hierzu ein herzhafter Schluck frischer Gletschermilch.

Drei Bausteine sind das Fundament der Ernährung dieses Volkes: Früchte – Vollkorn – Wasser. Das genügt ihnen, denn sie kennen nicht viel anderes, und – sie haben nicht mehr.

Freilich gibt es auch Tage, an denen das Mahl etwas üppiger zubereitet wird: Beim Erntefest, an Hochzeiten, zu Aga Khans Geburtstag und anderen Feiertagen werden Fett und Fleisch spendiert. Die Fettquellen sind allerdings nicht groß.

Einige Male kann ich dem Buttern zusehen. Das ist ein so spassiges Bild, daß ich es nie vergessen werde: Da sitzt ein Junge in der Wiese und hat ein prall gefülltes, mit den Haaren nach innen gekehrtes Ziegenfell über den Knien. Vier zugebundene Beinstümpfe ragen in die Luft und so dient das ehemalige

gute Tier als Butterfaß! Hin und her wird die eingeschüttete Milch geschaukelt – ein Bein aufgebunden, hineingeschaut, wieder zugemacht – und weiter geht's, solange, bis sich unten ein kleiner Klumpen Butter gebildet hat . . . Vorschriftsmäßig läßt man zuerst die Buttermilch abfließen und mit sichtbarem Stolz stellt der Butterkünstler sein Erzeugnis auf einem Teller vor mich hin. Eine wahre Delikatesse zu den warmen Chappatis!

Das aus den Aprikosenkernen gewonnene Öl dagegen ist durch seinen strengen Beigeschmack (Blausäure) weniger angenehm, ist aber auch eine willkommene Fettzugabe für die Hunzafrau.

Die Milch stammt von Ziegen und Bergkühen. Viele Tiere hat der Bauer nicht. Im Stall findet sich meist nur eine Kuh von der Größe eines kleinen Esels, auf den schmalen Weideplätzen einige Ziegen und Schafe.

So gerne der Hunza Fleisch verzehrt, in seine Vorräte darf er nur bei außergewöhnlichen Ereignissen greifen. In der Regel wird nur in den kalten Wintermonaten, wenn sich das Fleisch besser hält, ab und zu ein Tier geschlachtet. Ein in der Sommerglut durch Halsschnitt getötetes rasch verwesendes Tier, um das sich unzählige Fliegen sammeln, kann dem abgebrühtesten Fleischesser den Appetit verderben!

Etwas Abwechslung in die Kost bringen Kohl und Bohnen, Zwiebeln und Salat, aber ich sehe nur vereinzelt Gemüseanpflanzungen. Der Kohl wird gekocht und scharf gewürzt, die Bohnen dagegen gerne für den Winter getrocknet. Kartoffeln werden nur in geringem Umfang angebaut, Hühnerhaltung ist ganz selten. Wenig Buchweizen ergänzt das Getreide.

APRIKOSEN

Wer das Hunzaland in seiner besten Zeit sehen will, muß es im Sommer besuchen. (Wenn er die Sperrkette der Behörden durchbrechen kann.) Da spielt sich das Leben draußen bei der vielen Arbeit auf dem Feld und in den Gärten ab, im Zeichen der Aprikosen.

Schon in aller Frühe eröffne ich den Tag mit ihnen. Ich habe gar nicht weit zu gehen, hinter dem Gästehaus stehen Reihen von herrlichen Aprikosenbäumen mit reifen Früchten in allen Farbtönen.

Durch Veredeln haben die Bauern im Laufe der Zeit aus der ursprünglichen Aprikose, deren Heimat Zentralasien und die Mongolei sind, über 20 verschiedene Sorten gezüchtet, eine immer schöner und besser als die andere. Wenn sie während der Sommermonate nacheinander reifen, geben sie dem ganzen Land sein eigenartiges, bezauberndes Gepräge.

Die Ernte ist so segensreich, daß sie niemals im Rohzustand verbraucht werden könnte. Aber die trockene Hitze ist ein idealer natürlicher Backofen zum Dörren des Obstes.

So komme ich an keinem Haus vorbei, auf dessen Dach nicht die Menschen bei der fröhlichen Arbeit des Entkernens sind oder die fertig entsteinten

Früchte schon auf großen zweigeflochtenen Darren in der heißen Sonne trocknen. Und dieses intensive Goldrot auf dem farblosen Grau der Steine oder auf großen Felsblöcken am Wegrand zu dem schneeigen Weiß der Gletscherwelt ist ungemein malerisch.

Störend sind nur die Fliegenschwärme, die sich überall ansammeln, wo Leben herrscht. Selbst vor den schönen Früchten machen sie nicht Halt. Sie gehören aber dazu, wie manches hier!

Die Vorratsräume der Hausfrauen füllen sich nun endlich wieder mit dem „Gold der Hunzas“, das ihnen den ganzen Winter durch erstrahlt.

Dieses Dörrobst hat einen viel stärkeren, aromatischeren Geschmack als die bei uns eingeführte, gegen Schimmel und Verderben mit Schwefel und chemischen Konservierungsmitteln behandelte Trockenfrucht. In dunklen, vor Feuchtigkeit gesicherten Räumen wird jene über den ganzen Winter aufbewahrt und so genau eingeteilt, daß kein Tag bis zur neuen Ernte vergeht, an dem die Früchte nicht die einfache Getreidemahlzeit ergänzen. Sie werden, eingeweicht in Wasser und zu einem sämigen Kompott verquirlt, zu den Chappatis genossen. Getreide – Früchte – ein Minimum Fett und sehr wenig tierisches Eiweiß, hochwertiges, mineralisches Bergwasser, das ist die Grundlage der Hunzakost! Das Ergebnis: Menschen mit außergewöhnlicher Leistungskraft und Zähigkeit, und was mir allmählich immer mehr zum Bewußtsein kommt und für mein Wissen am Wichtigsten ist: frei von Zivilisationskrankheiten. Die unzähligen Leiden, die heute die ganze zivilisierte Welt bedrohen, sind hier noch unbekannt.

Je länger ich in Hunza bin, desto mehr Seiten dieses Naturvolkes entdecke ich. Allmählich habe ich mich von den Vorstellungen freigemacht, die ich auf Grund unsachlicher Angaben über dieses Land hatte. Nicht etwas, das nicht vorhanden ist, will ich hier feststellen, sondern das finden, was anderswo nicht existiert.

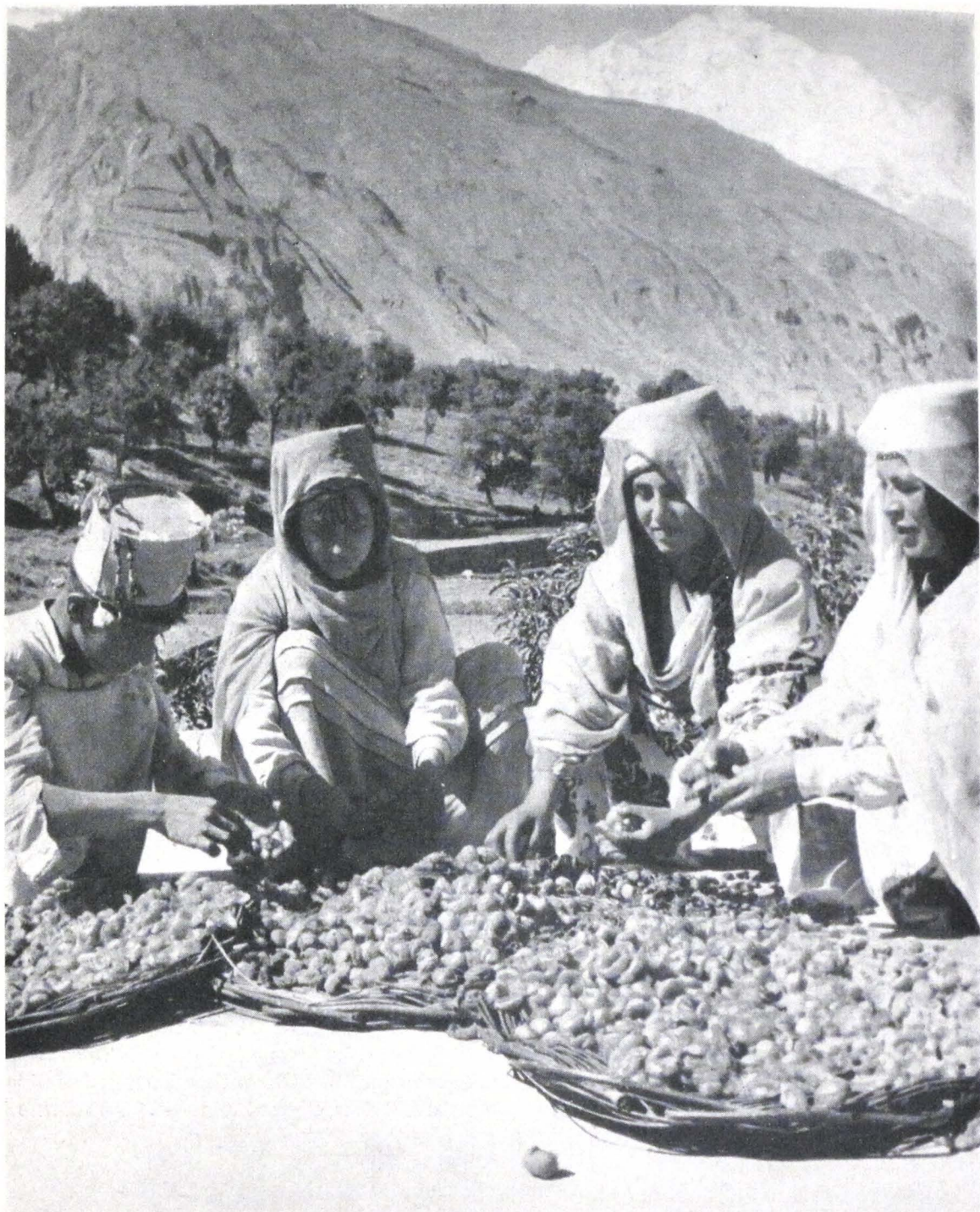
Auf meinen täglichen Streifzügen kann ich da immer wieder neue Beobachtungen machen, und oftmals helfen mir die herrlichen Bilder der Umwelt über andere Eindrücke hinweg.

ALLES IST HANDARBEIT

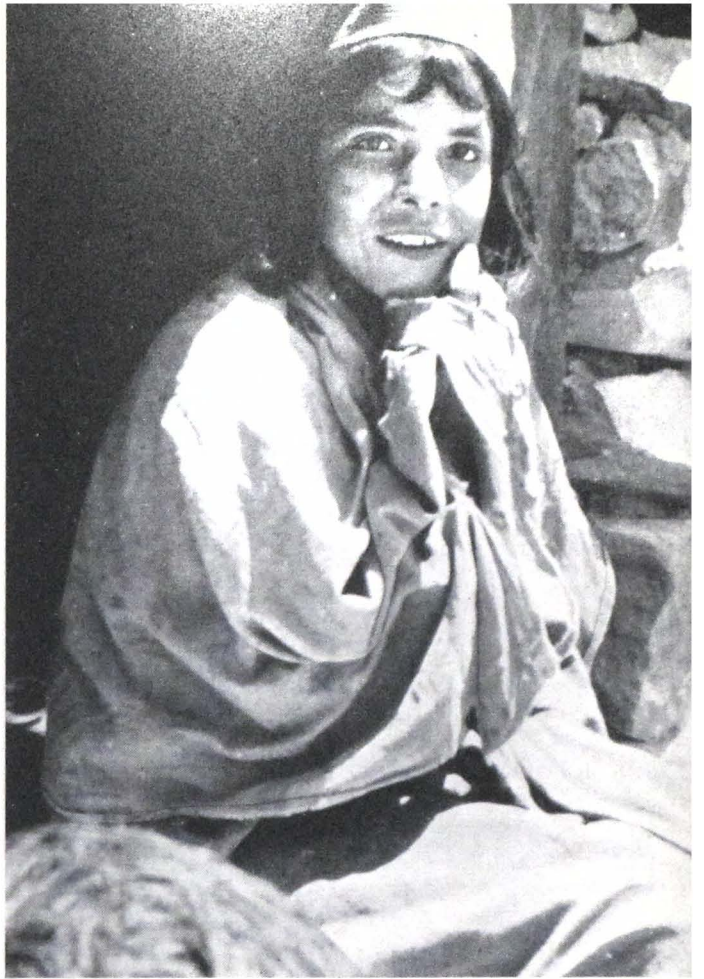
Es ist nicht viel, was der Hunzemann zum Glücklichein braucht. Er ist ja in der Lage, sich nahezu alles selbst herzustellen und so eine autarke Wirtschaft zu betreiben. Was er aus Gilgit bezieht, ist weiter nichts, als zusätzlich Stoff zur Bekleidung, Nähzeug, Eisen und einige Gebrauchsgegenstände wie Streichhölzer oder Kochgeschirr, dazu kommt gelegentlich Salz, Zucker und Tee. Für alles andere sorgt die Lebenskunst der alten Überlieferung. Schade ist es natürlich, daß die selbstgefertigten Kleiderstoffe heute schon von billiger, eingeführter Ware verdrängt werden.



Von allen Felsen und Hausdächern leuchtet in den Sommermonaten das „Gold der Hunzas“ auf den grauen Steinen, die in der trockenen Glut die besten Darren für die vitaminreichen Früchte bilden. — Das charakteristische Hunzahaus — die schlichte Steinhütte — ist hier deutlich zu erkennen.



Wochenlang ist die Bevölkerung mit der Aprikosenernte beschäftigt. Flinke Hände entkernen die Früchte, die zum Trocknen in der heißen Sonne leuchten.



Hunzamädchen.

Der Hunzemann kennt nur eine Sorge: seinen Acker und seinen Obstbaum. Fruchtbare Oasen finden sich bis zu 3000 m Höhe als hochentwickelte Terrassen-Ackerbaukultur seit 2000 Jahren.





Mit einer großen Kiepe ist die Hunzafrau unterwegs, um Früchte, Gras oder Holz zu sammeln, kostbare Güter in diesem Land der Steine. Obwohl sie von Natur scheinbar und sehr zurückhaltend sind, wurde ich bald gut freundschaftlich mit den Frauen, die mich immer wieder in ihre Häuser riefen, um Kranke zu behandeln.

In diesem Land der reinen Handarbeit ist der Pflug, der die Scholle aufreißt, noch immer ein hölzerner Dorn, der an einer Stange von zwei Ochsen gezogen wird; so wird das Spinnrad durch eine kleine Holzspule dargestellt, auf die geschickte Frauenhände den Faden drehen.

Beobachte ich die Frauen bei dieser Arbeit, so habe ich Mühe, mit den Augen zu folgen. Da sitzen zwei Alte in ihrer bunten Tracht auf der Erde, verwittert sind die Gesichter, verarbeitet die braunen Hände. Vor ihnen liegt die frisch geschorene, mit einem Stöckchen weich geklopfte Wolle. Während eine Hand die bauschige Schur hält, dreht die andere bereits flink den Faden über die Spule und zusehends schnell vergrößert sich das entstehende Wollknäuel: schöne weiße Schafwolle. Dann geht es ans Weben. Auf schmalen Webrahmen werden die langen Bahnen für Jacken und Mäntel der Männer angefertigt. Auch die flachen, an den Rändern aufgerollten Wollmützen, welche vom männlichen Geschlecht getragen werden, sind aus diesem Schafwollgewebe.

Meine helle Freude habe ich auch bei dem Besuch eines Goldschmiedes. Als ich an einem heißen Abend von einem langen Weg zurückkomme, bringt mich Sultan Ali zu einer versteckten niederen Hütte. Am Boden kauert ein alter Mann, der Goldschmied. Er sitzt vor einem Feuer, das ein Junge mit einem Blasbalg, einer Ziegenhaut – diesmal mit dem Fell nach außen –, eifrig anfaucht. Viele Büchsen und Tiegelchen stehen um den Alten herum, und in einer kleinen Kommode liegen allerlei Werkzeug und Steine. In aller Ruhe arbeitet der Mann an einem Stückchen Silber, welches er zuerst behämmert, um es dann zu einem Ring zusammenzuschmelzen. Das ist also echtes, aus dem Fluß ausgewaschenes Hunzasilber, das da abwechselnd in der Flamme glüht und zischend wieder im Wasser abgekühlt wird. Anscheinend ist dieser Ort ein beliebter Schauplatz, denn es drängen sich in die schmale niedere Tür immer mehr kleine neugierige Buben, die aufmerksam der alten Künstlerhand folgen. Schon wächst das Stückchen Edelmetall unter den geschickten Griffen zu einem hübschen kleinen Ring, dem zuletzt ein einfacher gelber Kieselstein eingesetzt wird. Nach einem kritischen Blick auf das vollendete Schmuckstück wendet sich der Mann an Sultan Ali und spricht sehr schnell auf ihn ein, worauf dieser mir im Namen des Goldschmiedes die fertige Arbeit überreicht: ich möge verzeihen, nur diesen einfachen Ring zu empfangen, er hätte leider kein Gold im Haus, um mir etwas Schöneres zu schenken, aber ich möchte dieses Andenken als Dank für die Ehre entgegennehmen, die er bei meinem Besuch empfand.

Meine Dankbarkeit kann ich ihm nur mit stummen Gesten und durch Sultan Ali übermitteln, worauf ich gebeten werde, nach seinem kranken Sohn zu sehen. Neben seiner Werkstätte liegt die Steinhütte, aus deren Türe ein beizender Rauch kommt. Die Frauen sind gerade beim Kochen. Ich versuche mit verbissenen Lippen das Haus zu betreten und zum Krankenlager vorzudringen, muß aber nach einigen Sekunden unter tränenden Augen aus dem

erstickenden Qualm flüchten. Die Untersuchung geht also im Freien vor sich. Ich stelle wieder eines der häufigen Darmleiden fest, deren Ursache nicht selten verunreinigtes Wasser ist. Sicherlich kann dieses schon durch die Ortschaften gelaufene Wasser zu akuten und chronischen Darminfekten führen. Auch der zu reichliche Genuß des frischen Obstes macht Beschwerden. Aber solche Leiden sind in diesen Ländern üblich, sie wird es i m m e r hier gegeben haben.

BRAUCHTUM UND GEWOHNHEITEN

Versuche, über Krankheitsmaterial und Todesfälle eine genaue Übersicht zu bekommen, halten schwer. Die Hunzas sind Analphabeten, sie kennen ihr Geburtsdatum genau so wenig, wie sie ihr Alter wissen. Tote werden nicht lange betrauert. Sind die Augen zum ewigen Schlummer geschlossen, so wird der Hunza bereits nach drei Stunden in die Erde gebracht. Nur vereinzelt sind Grabstätten zu finden, die durch viereckige, flache Steinplatten kenntlich gemacht sind. Am Wegrand erinnert ein wimpelgeschmücktes Grab an tibetanische Gebetsstätten. Totenkult ist dem Hunza fremd: Sterben ist Allahs Wille! Ein altes Sprichwort sagt: „Sterben meine Eltern früh, so werde ich ein reicher Mann.“ Ihr Glaube kennt nicht Schmerzen und Trauer, jedes Schicksal ist ja vorbestimmt. So ist auch die Stunde des Todes durch Allah bereits in der Geburtsstunde festgelegt. Das wird mir wieder klar, als mir Sultan Ali auf einem schmalen Wege eine Stelle zeigt, an der kürzlich eine Frau von einem Baum erschlagen und, wie er lächelnd erzählt, ganz platt gedrückt wurde. „Inshallah!“

Morgens und abends strömen die Männer zu der alten Gebetshalle, die unterhalb der Hunzaburg liegt. Dort verrichten sie, nach islamischer Sitte knieend und das Antlitz nach Mekka gewandt, ihre langen Gebete. Zur Zeit ist eine neue Moschee für Baltit im Bau; die alte zerfällt und kann den Ansprüchen nicht mehr genügen.

Heute dient sie Sultan Ali als Schulraum, in dem er einigen Hunzaknaben etwas Lesen und Schreiben beibringt und sie in den Anfangsgründen der persischen, arabischen und englischen Sprache unterrichtet. Wenn auch der Schulunterricht nicht regelmäßig stattfindet, sind die Schüler doch auf ihre Kenntnisse mächtig stolz. Ein kleiner Junge, dem ich täglich frühmorgens begegne, schmettert mir jedesmal schon von weitem ein lautes „good evening sir“ entgegen.

Die Schule selbst trägt den stolzen Namen „Aga-Khan-Schule“. Es ist ein alter Steinbau, eine Halle auf einfachen, geschnitzten Holzsäulen mit fächerartigem Giebel, eine Bauart, wie sie nur vereinzelt im Lande zu sehen ist. Ähnliche, aber kleinere Gebetshäuser finde ich noch zwei bis dreimal an anderen Orten, teilweise mit groben, ornamentalen Schnitzereien in den Holztüren oder an den Säulen.

Gerne nehme ich meinen Weg von der Schule zur alten, ungemein malerisch gelegenen Burg. Dort oben, hoch über dem Ort und dicht unter den steilen

Felsen, die in ewigem Schnee und Eis gipfeln, habe ich den schönsten Blick über das Land, über dieses einzigartige Tal. Schon der Anstieg zu dem alten Gemäuer läßt in meiner Vorstellung ein Stück asiatischer Geschichte entstehen. Hohe, steile Treppenstufen beanspruchen die letzten Muskelfasern der Beine, bis der Eingang zu dieser Festung erreicht ist. Imponierend stehen die unerschütterlichen Mauern. Von blühenden Geschlechtern dieser Perserkönige wissen die alten Steine zu sagen, von Kämpfen, Siegen, Raubzügen, Festen und von der Macht dieser Herrscher über ihr Volk. Aus einer Nische über dem Eingang blicken aus drei Meter Höhe einige große Steine auf mich nieder: Empfangsgrüße für unliebsame Gäste früherer Tage! Große kahle Räume liegen hinter verwinkelten Mauern und Treppen. An meterdicken kühlen Wänden hängen Zeugen vergangener Zeit: Musketen und Lanzen. Sie lenken unwillkürlich die Gedanken zu schwerbeladenen Karawanen, die hier vorbeizogen und mit den gefürchteten Kriegern der Hunzas ihre Waffen kreuzten. Peter Fleming schreibt in seinem Buch „Tatarennachrichten“, Seite 400, über die Bevölkerung von Hunza, daß „Neigung zu Raubzügen die Geduld der indischen Regierung auf eine allzu harte Probe gestellt“ habe.

Oben bietet eine Galerie einen umfassenden Blick über eng zusammengeschlossene Siedlungen der Bauern: Dach an Dach, aus deren Mitte überall das schwarze viereckige Rauchloch gähnt und rings um dieses die bunten Haufen der trocknenden Aprikosen. Welch ein Leben verleihen sie dem grauen Stein! Ich trete auf eine kleine verwitterte Holzaltane – sie klebt etwas windschief wie ein Vogelnest an der glatten weißen Wand des hohen Kastells – und stehe nun in einem offenen geräumigen Hof, dem alten Parlamentsplatz der Fürsten. Von einem nischenartigen Balkonplatz aus, dessen hölzerne Dachrahmen und Wände schwere Steinbockhörner zieren, hielt hier der König mit seinen Vezierern seine täglichen Beratungen. Der Mir, bei feierlichen Anlässen in kostbar besticktem Seidenmantel und mit federgeschmückter Kappe, nimmt die Wünsche, Beschwerden und Streitfragen seiner Untergebenen entgegen. Jedermann kann kommen, auch solche, bei denen eine Straftat vorliegt, werden hier verhört. Meist handelt es sich um kleinere Vergehen, wie z. B. unlautere Wasserbezüge, wobei klar zum Ausdruck kommt, daß die Sorgen des Hunzamannes sein Garten, sein Feld und sein Wasser sind. Als schwerste Strafe, die allerdings selten vorkommt, wird die Verbannung nach Shinshal ausgesprochen, einem ganz einsamen Tal im Karakorum. Steuern und Abgaben kennt er nicht. Tribute an das Königshaus, die er in früheren Tagen leisten mußte, sind durch Aga Khan abgeschafft. Sein Leben ist frei vom Existenzkampf und der Jagd nach irdischen Gütern, wie sie dem weißen Mann oft zum Lebensinhalt geworden sind.

Die sogenannten Veziere, alte, erfahrene und bewährte Hunzamänner, stehen dem Mir beratend zur Seite. In diesem Parlament nun werden alle internen Volksangelegenheiten geregelt, so daß die Regierungsform dieses

Herrschers über eins der letzten kleinen Königreiche als Autokratie (Selbstregierung) bezeichnet werden kann. Außenpolitisch jedoch ist das Land heute von Pakistan abhängig.

Oft wohne ich morgens von weitem diesem „Parlament“ bei, das nun im Hofe des neubauten Hauses des Herrschers stattfindet – jedoch in der gleichen Weise wie vor Jahrhunderten schon!

Unter den Alten sehe ich manch markantes Gesicht, wohl gute Siebziger und mehr; aber wenn ich das Alter ermitteln will, so werden Zahlen genannt, die oft um 10 bis 30 Jahre differieren. Das Durchschnittsalter liegt um 40 Jahre. Das Höchstalter mag zwischen 60 und 70, vielleicht gelegentlich bei 80–90 Jahren anzunehmen sein. Blutdruckmessungen bei manchen Alten sagen mir, daß das Herz mit zunehmenden Jahren auch hier an Elastizität verliert.

Nicht selten tragen diese prächtigen Männer einen mit leuchtendem Henna stechend rot gefärbten Bart. Mit diesem Pflanzenfarbstoff eines zur Schönheitspflege verwendeten Saftes aus Sträuchern, die in Asien und Afrika wachsen, kennzeichnen die Männer sich als Pilger gen Mekka, wiewohl sie das Land noch nie verlassen haben. Ja, die liebe Eitelkeit selbst bei den entlegensten Herren der Schöpfung! Dieser rote Farbstoff wird auch von den Frauen und Männern in ihre Handflächen und auf die Fingernägel geschmiert, die durch den braunroten Anstrich nicht gerade ansehnlich erscheinen. Unappetitlich wirkt für den Europäer in Asien das Betelkauen, das weniger hier als auf dem übrigen Kontinent gepflegt und verbreitet ist und als Geschmacksreizmittel dient. Die Frucht der Betelpalme, eine kleine Nuß, wird zerkleinert, mit Kalk vermengt und in die Blätter des Betelpfeffers gewickelt. Die nußgroßen, kaufertigen Happen werden so in den Mund geschoben. Eine verteuft scharfe Angelegenheit, unmöglich für unseren Gaumen. Der Saft, der sich beim Kauen mit dem Speichel bildet, ist von blutroter Farbe und wird von den unermüdlich Kauenden fleißig ausgespuckt. Fremd muten auch die an den Rändern tiefschwarz gefärbten großen Kinderaugen an. Böse Einflüsse sollen dadurch gebannt werden, dem unschuldigen Ausdruck geben sie leicht etwas geheimnisvoll-unheimliches.

Auf vielen Wegen und Begegnungen, bei Krankenbesuchen und Behandlungen versuche ich die Eigenart dieses seltsamen Volkes kennenzulernen. Obwohl es mir leid tut, daß ich die Sprache nicht beherrsche und oft zu gerne wissen möchte, worüber sie sich unterhalten, komme ich doch gut mit den Menschen aus, ja, meine sogar oft sie zu verstehen und aus ihren Gesten zu lesen, was sie sagen.

Eine eigentümliche Sprache ist es: das Buruschaski. Eine rhythmisch-gutturale, fast singende, oft schrille Redeweise, die in keinerlei Beziehung zu anderen Dialekten steht. Weder zum Russischen, noch zum Chinesischen

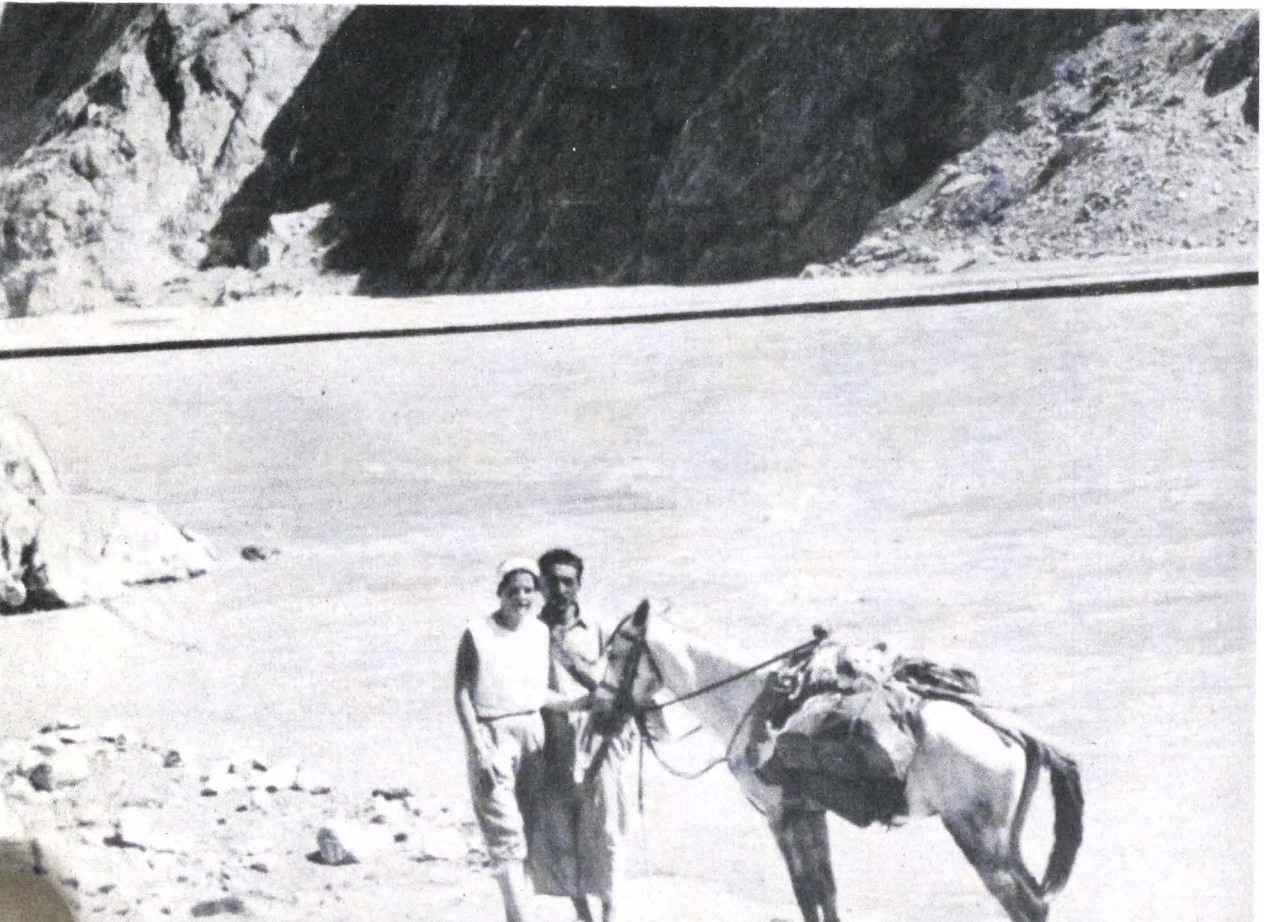


Im alten Königsschloß herrscht seit 600 Jahren die Dynastie der Hunzakönige. — Steile Stufen führen zu den leuchtenden Wänden des trutzigen Kastells, hoch über den Dächern von Baltit.



Eine schwingende Brücke verbindet Hunza mit Nagar. Unter ihr wälzt der tosende Fluß seine graubraunen, von eisiger Schneeschmelze hochgepeitschten Wassermassen zu Tale.

Am Ufer des Hunza.



oder zu einer der indischen (Sanskrit-)Sprachen hat sie Verbindung. Sogar dreierlei verschiedene Mundarten, die sich voneinander wieder durch eigene Idiome unterscheiden, finden sich in dem kleinen Hunzaland außer dem auch hier gesprochenen Urdu.

ICH MUSS KOCHEN

Eines Tages erklärt der Fürst mir, nachdem ich nun die Ernährung und Küchenführung der Hunzamenschen kennenlernte, möchte er auch einmal ein deutsches Essen haben. Ich solle in seiner Küche etwas nach unserem Geschmack zubereiten. Da der Mir für seinen Bedarf eine Menge von Lasttieren und Trägern hat, die ihm über den Luftverkehr mit Gilgit zu einer sehr zivilisierten Lebensweise verhelfen, nehme ich an, eine modern ausgestattete Küche mit Zubehör vorzufinden. Ich denke an die üppige Tafel auf blankpoliertem Holz, geschmückt mit silbernen Kerzenhaltern und kostbarem chinesischem Porzellan, und begeben mich voller Erwartung in die königliche Hofküche.

Ein kleiner, dunkler, sehr einfacher Raum mit einem aus Lehm gebauten Herd in der Ecke. Zwei Feuerlöcher dienen als Kochgelegenheit, unter der die offene Glut unterhalten wird. Eine Menge Diener stehen neugierig herum, aber ich muß den Oberhofmarschall jetzt bitten, mir Eier, Mehl, Zucker und Fett bringen zu lassen, denn ich mache einen echt bayerischen Schmarrn mit Aprikosenkompott. Als Beigabe bekomme ich noch einige kleine Köpfe Blumenkohl aus dem Schloßgarten. Es ist eine fürchterliche Arbeit, denn es fehlt an dem für unsere Begriffe erforderlichen Küchengerät. Ich bin nicht so gewandt wie die Köche, die eine Fülle von Speisen täglich auf den fürstlichen Tisch zaubern, aber ich koche, koche und arbeite im Schweiß meines Angesichts! Genau fünf Stunden brauche ich, um fertig zu werden. Dabei ist es wirklich nur ein einfaches Menu, aber, ich muß 25 Neugierige zufriedenstellen. Man erwartet etwas von meinem Speisezettel, das zeigen mir gelegentliche Besuche des Mirs mit seinem Gefolge, die stündlich einen Rundgang um das Küchenhaus machen, um zu sehen, was ich da zusammensetze. Beim Herstellen des Schmarrns, den ich auf winziger Pfanne in Aprikosenöl herausbacke, wird der Rauch in der Küche so unerträglich, daß ich mir draußen ein Feuer mache und nun dort – fast selbst zum Pfannkuchen gebacken – weiterschmore. Als endlich um 9 Uhr abends das Essen aufgetragen werden kann, bin ich ziemlich „fertig“. Zu meinem Vergnügen wird dann alles durcheinandergesessen und der Schmarrn mit dem Blumenkohlgemüse verzehrt. Angeblich schmeckte es „excellent“, aber die scharfgekochten Speisen wurden an diesem Abend bestimmt sehr vermißt.

Zu später Stunde – ermutigt durch die Würdigung meiner Kochkunst – frage ich, ob es dem Mir recht ist, wenn ich einen Besuch im Nachbarstaat am Hofe des Königs von Nagar mache, was er gerne gewährt.

BESUCH IN NAGAR

Da zwei Geologen der deutschen Expedition und die Frau des amerikanischen Hauslehrers ebenfalls den König von Nagar besuchen wollen, machen wir diese Unternehmung gemeinsam.

Das Nagartal liegt am östlichen Flußufer des Hunza, ist ebenfalls ein kleines Königreich unter dem Fürsten von Nagar, auch persischen Geblütes. Die beiden Fürstenhäuser sind zwar Erbfeinde, das hindert aber nicht, daß sie sich miteinander verschwägern. So ist auch die jetzige Rani von Hunza eine Prinzessin von Nagar.

Der Weg nach Nagar geht durch mehrere Hunzadörfer steil hinunter zum Fluß, über dessen tiefeingeschnittenes Bett, oberhalb seiner Vereinigung mit einem aus dem Nagartal kommenden Flußarm eine kleine Holzbrücke führt. Dann setzt sich der Weg über glühend heiße Geröllwüsten fort, auf denen wir nach Wasser lechzen, aber der Fluß ist tief unten, unerreichbar von dem engen Pfad aus, der auch in dieses Reich hinanführt.

Nach einigen Stunden kommen wir an eine Hängebrücke aus Latten und Drähten. Lustig schwingt sie bei jedem Schritt über dem tobenden Schaum des mit Geröll angefüllten, polternden Flusses unter mir. Mitten auf der Brücke bleibe ich stehen und blicke in die reißenden Wassermassen, über denen ich etwa 10 Meter hoch auf losen Brettern schwanke. Der Amerikanerin, die nicht schwindelfrei ist, wird es zuviel, so daß die Träger nachhelfen müssen.

Allmählich wird das Tal fruchtbar und bewohnt. Es ist enger und liegt weniger sonnig, aber Wohn- und Lebensweise der Menschen hier unterscheiden sich nicht wesentlich von der der Hunzas; wohl mögen Geschichte und Kultur der Buruschaski schon infolge ihrer Durchgangslage zwischen Indien und Zentralasien bedeutungsvoller sein, doch erscheinen mir die Nagarbewohner auch rassisch nicht so ansehnlich und kräftig und nicht so freundlich wie ihre besonders schönen Nachbarn.

Durch Aprikosenfülle und Terrassenbau wie drüben schlängelt sich der Weg durch das Land. Hoch oben – von ferne schon sichtbar – liegt der Sitz des Fürsten von Nagar. Endlich haben wir die letzten Höhen zur Residenz trotz sengender Hitze geschafft und genießen von hier einen weiten Blick in neue Gletschertäler des Karakorums. Ghulam bringt meinen Rucksack in das Rasthaus, vor dem ein Haufen von Burschen und Männern mit neugierigen Blicken wartet. Es warten auch viele schon auf Behandlung, ich finde gleiche Leiden wie in Hunza.

Der Mir von Nagar, eine lange nicht so eindrucksvolle Persönlichkeit wie sein Nachbar in Baltit, steht barfuß an der Treppe seines Hauses, zu dem Stufen für Riesen hinanführen. Es heißt wieder Schritte machen! Nach bekannter Sitte beginnt eine lange Unterhaltung, wobei der Mir mich sogar als die erste Europäerin an seinem Hofe begrüßt, ehe wir zum Essen gehen.

Wir bewundern seine Räume, die in bodenständigem Stil gehalten sind. Eine bunte, holzgeschnitzte Decke verrät die bäuerlich-asiatische Kultur, schwere alte Waffen, Lanzen und Schwerter hängen nebeneinander an den dunkel getäfelten Wänden. Gerne lernte ich seine Frau kennen, aber sie lebt ganz im Hintergrund. Einmal sehe ich einen flüchtigen Schatten im Nebenraum verschwinden; diese Frau ist noch nie aus den Grenzen ihres kleinen Landes herausgekommen und lebt in völlig untertäniger Abhängigkeit von ihrem König. Wie gerne würde die strenge Mohammedanerin sich wohl ein fremdes Gesicht angesehen haben – aber das darf sie nicht, denn Nagar ist nicht so glücklich, einen Aga Khan zum Gott zu haben.

Beim Abendessen, wieder Reis mit Hammel, aber ohne geistige Getränke, macht der Mir viele Worte über die Weltgeschichte. Wie im Rösselsprung fegt er durch die Politik und bemerkt, daß die Deutschen einmal einen Kaiser hatten.

Am Tage darauf erkunden wir den Weg zum Hispar-Gletscher, der weit in der Ferne das Tal wie ein Wachtposten abschließt.

Da ich hoffe, noch weiter durch Hunza zu reisen, halte ich mich nicht lange am Hofe des Mirs von Nagar auf und bin nach zwei Tagen schon wieder zurück.

PICKNICK IN ALTIT

Ich komme gerade zur Zeit, als der Mir ein Picknick für seine Gäste veranstaltet, und werde aufgefordert, daran teilzunehmen.

Es ist eine fröhliche „Schlange“, die sich am frühen Morgen zu einer nahegelegenen Festung, dem Fort Altit bewegt. Natürlich strenge Trennung der Geschlechter, die Männer sind bereits eine Stunde voraus, als die Rani mit ihren Töchtern und Gefolge aufbricht. Auf einem malerischen Sandweg geht es vorbei an den Feldern der Bauern, entlang an den zahlreichen Wasserkanälchen, die das Land befruchten, immer im Anblick der großartigen Bergwelt. Menschen, Landschaft und Weite des Tales gefallen mir doch wesentlich besser hier als in Nagar.

Nach einer guten Stunde sind wir in Altit angelangt, im schattigen Garten des kleinen trutzigen Forts, in dem sich unzählige Diener und diesmal auch Frauen, die Begleiterinnen der Rani, bewegen und zahlreiche Kinder herumspringen.

Neben einer Mauer ist ein Kochplatz errichtet, auf dem ein Haufen Männer arbeiten. Fleisch und Chappatis werden zubereitet, Gemüse gekocht und Fliegen verscheucht.

Die Gäste machen mit dem Fürsten einen Rundgang durch das alte Schloß mit seinem mächtigen Mauerwerk. Der Mir erzählt, daß er im Winter für einige Wochen seinen Wohnsitz hier aufschlage, um mit der umliegenden Bevölkerung in Verbindung zu bleiben. Es ist ein altes Raubritterkastell, steil

auf den Fels gesetzt, der senkrecht in den unten vorbeischäumenden Fluß abstürzt. Auf der anderen Seite sind die Siedlungen der Bauern mit ihren von Aprikosen lachenden Dächern, wie in Baltit. Wie ein Schutzwall liegen sie unter der offenen Seite der Burg, die ohne sie wohl leicht von daher zu erstürmen gewesen wäre.

Manch feindlicher Zug aus dem Inneren von Asien wird hier abgewehrt oder gar vernichtet worden sein.

Oben auf einem großen, flachen, dachähnlichen Hof leuchten ganze Berge zum Trocknen ausgelegter Aprikosen. Hier ist ein großer Vorratsraum für die königliche Familie, denn im Schloßgarten stehen Hunderte von Bäumen voll Hunzagold.

Dort unten im Garten sitzt später die ganze Hofgesellschaft mit den Gästen und vergnügt sich. Der Zeitvertreib besteht aus vielen anscheinend sehr lustigen Unterhaltungen, Erlebnissen und Begebenheiten, die sich die Männer untereinander zu berichten wissen. Ihren Handbewegungen beim Wortschwall und ihrem Gelächter mit vielen sich wiederholenden Redensarten kann ich ab und zu ahnungsweise den Inhalt entnehmen. Mit der Ruhe und dem Zeitbegriff des Asiaten erzählen sie lang und ausgedehnt, oft von lauten Lachsalven unterbrochen. Diese Menschen finden in der Gelassenheit, in der sie leben, immer Zeit zum Lachen und Fröhlichsein, ganz anders, als der vom Existenzkampf gehetzte, in unnatürlicher Abdrosselung seiner gesunden Gefühle und Lebensweise bedrohte und in Krampf verstrickte Westeuropäer!

Es grenzt oft an Einfältigkeit, wie genügsam sie auch im geistigen Anspruch sind, der ihrer fatalistischen Schicksalsergebenheit entspricht.

Und diese Ergebenheit ist es – ihr Inschallah –, die sie zufrieden, unproblematisch macht. Der feste Glaube an ihr durch Allah allein bestimmtes Schicksal läßt sie ruhig und ohne Zweifel jedes – noch so schwere – Geschick ertragen. Ja, der Islam hat es verstanden, mit seiner auf den Orientalen zugeschnittenen Lehre diesen Menschen das Leben zu erleichtern.

Die männliche Bevölkerung von Altit hat sich eingefunden, um ihren König zu sehen. In gebührendem Abstand lagern sie im Garten und haben sich unter die Männer des Hofstaates verteilt. Einige treten näher und küssen ihrem Herrscher die Hand. Als ich mit dem Mir das alte Schloß verlasse, wirft sich ein Hunzamann vor seine Füße und bittet ihn mit demütigen Worten – wie der Fürst mir übersetzt – um die Verlegung seiner Gartenmauer um einige Meter in die königliche Wiese, die an des Bauern Grund grenzt. Mit souveräner Geste bescheidet er den Untertan in kurzen Worten. Dann kommt das Mahl. Auf langen Teppichen sitzt die ganze Hofgesellschaft, mit der rechten Hand wird in das scharf gewürzte, fette Essen gelangt, wobei sich jeder nach Herzenslust auflädt. Der Mohammedaner benützt zum Essen ausschließlich die Rechte, mit der er geschickt jeden Bissen in die stets bereit liegenden Chappatis einwickelt und so zum Munde führt.

Nach dem Essen wird mit einem Luftgewehr auf Aprikosen in den hohen, über uns hängenden Zweigen geschossen, wobei sich die weiblichen Teilnehmer als Scharfschützen erweisen.

Der Mir ist ausgelassenster Stimmung, es ist das Abschiedsfest für seine Freunde. „Wenn sie abgereist sind“, sagt er zu mir, „dann machen Sie sich nur auf den Weg weiter hinauf in mein Land. Ich selbst reite in den nächsten Tagen mit meiner Frau und einer Tochter ins Tal und weiter, da sich die Rani einer Blinddarmoperation unterziehen muß, aber Sie können ganz beruhigt fort. In Rawalpindi sehen wir uns noch einmal auf Ihrer Rückreise, nach der Operation meiner Frau.“

Ich bin sehr froh über das erneute Wohlwollen des Mirs, und da ich gerne Land und Menschen nördlich Baltit kennenlernen möchte, warte ich nicht lange, sondern sehe mich gleich nach unserer Rückkehr nach einem geeigneten Begleiter um.

ALLERLEI GEDANKEN

Im Schloß werden Reisevorbereitungen getroffen. In der Abschiedsstunde, die ich mit dem Königspaar verbringe, danke ich für die Zeit, die ich in diesem einzigartig schönen Land erleben darf, in das ich schon einen so tiefen Einblick tun konnte. Natürlich spreche ich dabei nur von dem Schönen, das ich fand, ebenso von der interessanten Ernährungsweise, die den Menschen so viel Kraft und Zähigkeit verleiht. Lachend erklärt der Fürst mir, daß er wohl wisse, daß seine Leute gesünder leben als er und seine Familie, er ziehe aber das abwechslungsreiche scharfe Essen vor, dabei steckt er sich eine Zigarette an. Inshallah! Ich komme noch einmal auf das schon des öfteren erwähnte Problem einer Vorsorge, vor allem gegen Lungenerkrankungen zu sprechen. Ob es wirklich Tuberkulose ist, die ich bei verschiedenen Personen vermute, vermag ich ohne genaue diagnostische Hilfsmittel nicht zu sagen; die ungesunde Wohnweise bewirkt, namentlich beim weiblichen Geschlecht, eine erhebliche Schwächung der Atemorgane. Wie leicht aber könnten solche Menschen durch die Berührung mit Tuberkulosekranken infiziert werden, deren Domizil der ganze indische Subkontinent ist.

Auch der Herr des Landes beschäftigt sich mit solchen Fragen, wenn er von der Elektrifizierung seines Landes spricht, von der geplanten Straße, die eines Tages zu seiner Residenz führen wird, von einer größeren Krankenstation, die er zu bauen gedenkt. Betrübt gleitet mein Blick über das friedliche Terrassenland zu unseren Füßen, es ahnt noch nichts von den Zukunftsplänen, die es eines Tages in eine andere Welt verwandeln werden. Dann werden auch hier die Triebe menschlicher Unvernunft erwachen, wenn vielleicht, wie in Kaschmir, das Land dem großen Fremdenstrom erschlossen wird!

Dann ist es vorbei mit der Romanze von Hunza!

Hoffentlich werden – das ist mein verständlicher Wunsch für das Volk – noch lange nicht die Mittel zu diesen Projekten da sein!

Während ich meiner Hoffnung Ausdruck gebe, das Herrscherpaar möge auf einer nächsten Europareise auch Deutschland besuchen und zu uns nach München kommen, überreicht der König mir einen wunderhübschen handgehämmerten goldenen Ring aus seinem Land und einen dicken Ballen Schafwollstoff. Beides zeigt die natürliche Geschicklichkeit dieses handarbeitenden Völkchens.

In den allerersten Morgenstunden stehen die Pferde bereit, die den König, seine Frau und Tochter mit ihrer Dienerschaft ins Tal bringen.

EIN RITT NACH NORDEN

Auch ich mache mich auf den Weg, meine Reise in entgegengesetzter Richtung fortzusetzen. Dalip und Gulham sind meine Begleiter. Es ist ein wolkenloser Morgen, der mich in die schönste Landschaft begleitet, die ich mir vorstellen kann. Ich ziehe das Pferd einem Yak vor, es geht schneller und man sitzt bequemer. Das Yak, ein zottiges tibetanisches Rind, ist zwar ein ausgezeichneter Kletterer, aber viel träger als die zähen Bergponies.

Ein Pferderücken ist so recht dazu angetan, alle Erlebnisse und Eindrücke auf sich wirken zu lassen, zumal ich von schwindelnder Höhe in das schäumende Flußbett sehe, zur gegenüberliegenden Seite auf die ödbraunen wasserlosen Felsen des Nagartals, über denen die Sonne glüht, und im Norden auf die Ketten immer neuer Eisgiganten.

War die Landschaft bis Baltit von überwältigender Schönheit, so gewinnt sie jetzt mehr und mehr an unheimlicher Gewalt. Das Tal wird immer unbauter, die Siedlungen kleiner und verstreuter, bis ich ein wildzerklüftetes Felsental erreiche. Auf steilem, engem Pfad schiebt sich der Weg in schmalen Zick-Zack-Windungen langsam empor in der sengenden Glut. Hastig und schnell ringt das schweißbedeckte Pferd nach Atem, so daß ich wiederholt kleine Rasten einschalte. Je höher es geht, um so schwindelnder wird der Steig. Eine schwerbeladene Karawane quält sich mühsam vor mir durch den steilen Fels bergan. Was für Ware mögen sie bei sich führen und für wen? Vielleicht Material für einen an der Grenze liegenden kleinen Militärtrupp, vielleicht auch Güter für einen Offizier, einen Verwandten des Königs, der weiter nördlich in Gulmit seinen Wohnsitz hat?

Wo immer wir noch ein kleines Dorf oder eine einsame Hütte finden, machen wir Halt und lassen das Pferd verschnaufen. Die Hitze wird unerträglich, namentlich in den Steingebieten, die hier vorherrschen. Manchmal ist der Weg von Geröll und Fels verschüttet, dann müssen wir uns einen neuen suchen, oder ein wilder Gletscherbach hat den Pfad vermurt. Bis zum Bauch des Pferdes geht es nach anfänglichem Bocken durch das eisige schmutzgraue Gletscherwasser, wobei ich die Beine mit affenartiger Geschwindigkeit nach oben ziehen muß und froh bin, daß wir den Boden unter den Hufen behalten.

Vor einer einsamen Rasthütte in Sarat werde ich freundlich bewirtet und behandle danach allerlei Kinder mit Augenentzündungen. Die Mittagshitze ist drückend und das Pferd braucht eine Pause. Unter den schattigen Bäumen schaue ich in eine wilde Stein- und Felslandschaft, durch die sich der tobende Fluß sein Bett gegraben hat. An seinen steilen Wänden führt dann der Weg entlang, die letzte einsame Oase hinter sich lassend.

Vergeblich suchen die Augen nach einer Pflanze, einem Baum, nach menschlichen Behausungen, nach einem Gletscherabfluß. Ein einsamer rostroter Busch, eine Tamariske, ist der letzte Gruß am Wege für Stunden. Dann läuft der Pfad als einzigartige Karawanen„straße“ weiter, die sich hier in wilder Romantik an der glatten Wand entlang schlängelt. In der Höhe über mir im Fels tauchen hin und wieder Stücke eines gleichen Pfades auf; abgebrochen, verschüttet enden solche Teile an der senkrechten Wand und werden, wenn nötig, neu angelegt. Tieferschüttert betrachte ich die Stelle, an der kurze Zeit vorher der deutsche Geodät Karl Heckler von der Deutsch-Osterreichischen Himalaja-Karakorum-Expedition beim Fotografieren abgestürzt und im Hunzafluß ertrunken ist.

HERRLICHE EINSAMKEIT AUF GEFÄHRLICHEM STEIG

Nirgends im Land droht der Fluß in seiner naturhaften Ursprünglichkeit so mächtig wie auf dieser Strecke. Seine Gewalt ist ohnegleichen und wird von der zertrümmernden Macht des Schmelzwassers hochgepeitscht und tosend gegen die Felsen geschlagen, wobei er Gerölle und riesige Steinblöcke in seinen Wassermassen zu Tale wälzt. Nicht ohne Schauern denke ich an die mir berichtete härteste Strafe, die frühere Hunzakönige bei schweren Vergehen verhängten: für eine Viertelstunde in das eisige Wasser, aus dem niemand lebendig wieder hervorkam. Erst in kurzen Herbstwochen, wenn das Wasser sinkt, wird der Fluß ruhiger. Da besteht dann auch die Möglichkeit zu dem gegenüberliegenden Ufer zu kommen; dort sehe ich in den Steinwüsten hin und wieder ein einsames Gehöft, zwei, drei Häuser mit einem schmalen Streifen Acker am felsigen Hang, so leben die einsamsten Bauern. Nie aber fehlt der Obstbaum, die kraftspendende Aprikose! In Gedanken begegne ich auf unserem tollkühnen Pfad wieder schwerbeladenen Karawanen, wie sie vorsichtig über die Felsen ziehen, kostbares Porzellan und Seide – Tributware – mit sich führend, deren Fragmente in den ärmsten Hütten manchmal noch zu finden sind.

Bis in die dunkle Vorzeit reicht die Geschichte dieses Weges.

Der Ritt in der überwältigenden Einsamkeit gehört zu meinen schönsten Erlebnissen. Noch nie fühlte ich mich der Natur so nahe. Nie zuvor habe ich auch Ähnliches gesehen und frage mich, ob es Derartiges noch einmal gibt. Die ganze Mächtigkeit der Ketten eines der höchsten Gebirgszüge der Erde: des Karakorums, scheint sich hier aufzulehnen gegen alles Kleinliche und Schwache. Unwillkürlich verblassen die Enttäuschungen der Reise in dem

großen, unbeschreiblichen Erlebnis. Dabei wandern die Augen gespannt hin und her, um ja nicht den richtigen Augenblick zu verpassen, den Zauber dieser Welt, der doch nur im schwachen Abglanz wiederzugeben ist, mit der Kamera einzufangen. Ob die Belichtung stimmt, ob die Filme allen Anforderungen standhielten? Ich muß ins Ungewisse fotografieren, da hilft manchmal auch das Befragen des Belichtungsmessers nichts. Die Licht- und Schattenkontraste hier im hohen Fels sind so einmalig auf Höhen von 3000 Metern, dazu eine abnorm trockene Luft und grellflimmernde Reflexe über Wasser und Steinen.

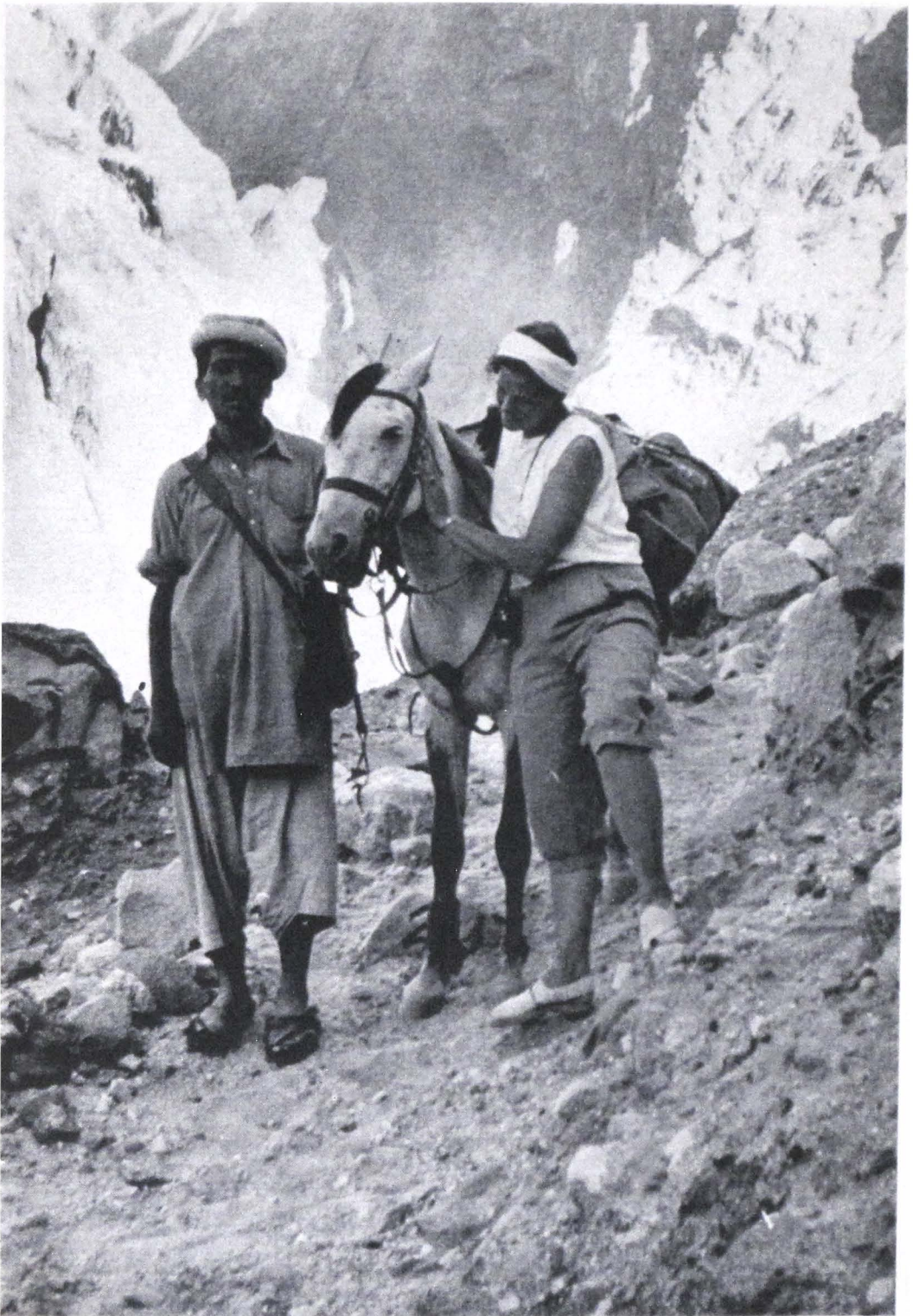
Immerfort schaue ich durch den Sucher, vorne hängt meine Diax für die Schwarz-Weiß-Bilder, auf dem Rücken baumelt die Retina für Farbdias. Es geht oft in Sekundenschnelle vom Pferd aus, da wäre ein Absteigen zu spät, und außerdem ist der Weg sehr schmal, es ist gerade Platz für die Pferdehufe. Unten im Flußbett ist weicher Sand, dort rasten wir. Ich versuche Gulham anzulernen, und wenn er nicht gerade den Daumen vor der Linse hatte, läßt sich später sogar auf einigen Bildern meine Gestalt erkennen.

Ich habe ein Gefühl, als müßten wir nun allmählich an das Ende der Welt kommen. Kein Mensch begegnet uns seit Stunden, aber auch keine Tiere bewohnen diese Gegend. Erst weiter oben in den Gletschern und Schneefeldern sammeln sich Steinböcke, jene starkhörnigen Hochgebirgsziegen, deren saftiges Fleisch der Hunzemann sehr liebt. Oder die Marco-Polo-Schafe, eine Bockart mit geraden Hörnern. Auch Lämmer- und Gänsegeier, Schnee- und Steinhühner und Wildtauben, Schneeleoparden und sogar ab und zu einmal ein Bär sollen sich oben blicken lassen. Zwei junge Schneeleoparden am Hofe des Mirs waren kürzlich gefangen und von den Gletschern heruntergebracht worden. Es sind entzückende Tiere mit grau-silber gesprenkeltem weichen Fell und breiten Tatzen, immer zum Spielen aufgelegt. Unten hat man ihnen allerdings einen Käfig gebaut, in dem die freiheitsliebenden Tiere großgezogen werden sollten. Das neue Leben aber hielten sie nicht aus, ich bekam später Nachricht aus Hunza, daß beide in einer kalten Herbstnacht an einer Lungenentzündung eingegangen seien.

Nichts an Vegetation ist hier zu sehen, nur nackter Fels. Doch auch dieser hat anderen Charakter. Weiter unten, südlich Baltit, fand ich im brüchigen Schiefer Wacholder und auch Berberitzen; an den Gletscherrändern wachsen Edelweiß und Enziane, hier aber herrschen Stein und Fels. Mächtige Urgesteinsbrocken hängen über den Weg mit vielen Einsprengungen von weißen Marmoradern.

In diesen Felsenschluchten kann ja auch nichts wachsen, hier ragt der Stein in seiner bizarren Urform, den elementaren Fluß in seinen Schranken haltend, steil in die Firne der Gletscher und in den blaugespannten Zenit.

Wenngleich dieses vom wildzerklüfteten Fels flankierte Durchbruchstal beklemmend wirken könnte, hier sprengt es alle Fesseln des überwältigten Beschauers, der unten am Fluß Zeit und Raum entrückt zu sein scheint.



Die Verfasserin unterwegs durch das nördliche Hunzaland.



Hängebrücke bei Gulmit, 30 Meter über dem 100 Meter breiten Fluß, auf schwankenden Brettern.



Kinder in Gulmit, dem Norden des Landes. Semitische und mongolische Einflüsse.

Der Weg verliert sich im weichen Ufersand des Hunza, dessen Strom, gehemmt durch ein breites Knie, von Westen kommend nach Süden rauscht und seine aufgewirbelten Wassermassen gedämpft gurgelnd vor sich herschiebt.

Von Durst gepeinigt, beugt sich mein Pferd über das eisige Wasser, Dalip aber reißt es brutal zurück und lenkt über den Steilgrad nach oben in die Felswände ein. Den Pferden wird jede Möglichkeit unterwegs zu saufen von den Trägern unterbunden. Das Eiswasser in den erhitzten Körper bedeutet eine zu große Gefahr, also müssen die Tiere sich gedulden bis zum Abend, erst dann läßt man sie ans Wasser und füttert sie.

Wieder sind wir hoch über dem Talgrund im blanken Granitfels mit seinen edlen Maserungen. Nahezu ins Bodenlose verliert sich der Weg unter mir, und ich muß lachen, als wir verschiedentlich an schwindelnde Stellen gelangen, über die windige kleine Holzbrücken führen, vielmehr sind es zwischen die rissigen Felsen verkeilte Baumstämme, deren Geländer hilfesuchend über dem Abgrund hängen und nicht einmal zur seelischen Sicherung dienen können. Nicht ein Mann auf dem ganzen weiten Weg vom Tal herauf, den ich am Ausbessern des Pfades finde. Erst, wenn eine Steinlawine den Weg verschüttet, wird er erneuert. An solcher Stelle ist es besser abzusteiigen und sich am Pferdeschwanz hängend über diese exponierten Stücke hochziehen zu lassen.

Die Sonne steht bereits im Westen und zieht lange Schatten über die Steilufer der anderen Seite, während ihre Strahlen die Wände vor mir reflektorisch in lilablauen Tönen aufblitzern lassen. Das sind Farbwirkungen, die stets wieder in mir die Frage stellen, ob es überhaupt möglich ist, ihre volle Schönheit im Bild wiederzugeben. Wird es mir gelungen sein – die Antwort kann ich erst nach meiner Rückkehr erfahren. Also geht es „auf gut Glück“ weiter.

Plötzlich stehe ich vor einer ganz neuen Landschaft, automatisch hebe ich den Apparat: nach einer scharfen Wende im Fels liegt fern im Nordwesten vor mir eine neue Gebirgskette. Quer, wie ein Riegel schließt sie das sich weithin dehnende Flußtal ab; hinter ihren dolomitenartigen Zacken ahne ich den einsamen hohen Mintakapaß, den Übergang nach Kaschgar in der chinesisch-turkestanischen Provinz Sinkiang. Von dort kamen bis vor kurzem noch die Karawanenzüge nach Hunza – nun wurde das Tor durch Rotchina gesperrt, und auch der Europäer kann hier nicht mehr in das geheimnisvolle innerasiatische Reich hinübergelangen.

Auf den über Geröllfelder und Sandwüsten sich hinziehenden Weg breitet die Dunkelheit jetzt schnell ihre langen Schatten und ich reite wie träumend durch dieses gespenstische Tal, dessen Stille durch die Unterhaltung meiner beiden Trabanten und den Hufschlag meines Pferdes nichts von ihrem Eindruck verliert.

Schade, daß ich die beiden nicht verstehen kann. Sie rappeln ohne Unterlaß, Was mögen sie, die ich nur wie zwei Schatten hinter mir ahne, in der Dunkelheit sich alles zu erzählen haben!

Ich drehe mich um. Beide grüßen und in die Ferne deutend rufen sie „Gulmit, Memsab, Gulmit!“ (Memsab = Madam Sahib.)

Dorthin möchte ich heute noch kommen: der Weg ist jetzt breit und nicht zu verfehlen, so setzt er sich in der Ebene fort. Ein großes Stück Eis, welches Ghulam aus einer Moräne geholt hat, kühlt unsere Hände und befreit sie ein wenig von dem dicken Staub.

Vor mir bewegen sich ein paar tanzende Schatten, tatsächlich, es sind Menschen. Einige Frauen und ein Mann steigen gerade in den Fels hinunter, von dem aus in etwa 30 Meter Höhe eine lange Seilbrücke über den Fluß gespannt ist. Wie an zwei Seidenfäden hängt sie, über 100 Meter lang, schwingend über dem wirbelnden Naß. Lose Bretter und Baumäste sind im Abstand von etwa $\frac{3}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ Meter durch unten laufende Seile gesteckt, noch viel romantischer als die Brücke nach Nagar. Sie ist nur für die menschliche Bevölkerung, ein Tier käme hier nicht herüber, aber die Bauern laufen mit ihren vollbeladenen Aprikosenkörben leichten Fußes hinüber. Es ist, wie ich auf dem Rückweg feststelle, eigenartig prickelnd, auf zwei knorrigen, schwankenden Knüppeln in so großer Höhe hier über dem Wasser zu stehen. Doch, wir müssen Gulmit noch erreichen und ich habe mich in der Abschätzung wieder einmal getäuscht. Die spiegelklare Luft hier oben läßt jede sichtbare Entfernung zusammenschrumpfen. Im Dunkeln stolpert das Pferd über Steine und Bäche, bis die ersten Felder des Ortes erreicht sind, hinter denen eine Anzahl von Steinhütten auftaucht.

Der Himmel ist übersät von Sternen, in Umrissen ragen die Gebirge um mich herum in die Höhe, nur das Aufschlagen des Pferdehufes ist hörbar. In den Hütten regt sich nichts; aber als ich um eine Häuserecke biege, sehe ich auf der Veranda eines größeren Hauses eine fröhlich lachende Gruppe im Schein einer Petroleumlampe sitzen: Deutsche Bergsteiger der Himalaja-Karakorum-Expedition 1954 nach ihrem Sieg über den Batura-Gletscher – eine nicht alltägliche Begegnung!

Umgeben von Hühnern und Hammelkeulen, Hunzapani und sogar Münchner Bier in Büchsen gebe ich meinem Herzen einen Stoß – und lege unter lustigem Austausch der persönlichen Eindrücke und Erfahrungen los!

Es ist das Haus des Captain Shah Khan, eines Verwandten des Hunzakönigs. Er bekleidet einen militärischen Posten, lebt aber einen großen Teil des Jahres als passionierter Jäger hier in der Bergabgeschiedenheit mit seiner nicht sichtbaren Frau und einem Töchterchen. Er hatte die deutsche Expedition in das Gletschergebiet begleitet und spielt nun nach vollbrachten Anstrengungen den großzügigen Wirt.

Es ist spät, als ich das Rasthaus aufsuche, vor dem meine beiden Träger längst in tiefem Schlaf liegen. Gerne hätte ich, müde und von den gewaltigen

Eindrücken erfüllt, ein paar Stunden Ruhe gefunden. Ein eigentümliches Kribbeln aber schreckt mich immer wieder hoch. Ich nehme meine Taschenlampe und finde die Luftmatratze über und über besät mit den lieben Tierchen, die Wilhelm Busch schon zur Lyrik anregten – aber nicht genug: sie sind begleitet von einer stattlichen Anzahl netter kleiner Wanzen. Eins-zwei-drei-vier-fünf-zehn-zwanzig, die Schlacht geht erfolgreich weiter, doch der Feind arbeitet mit immer neuen Reserven. Ich gebe es auf; der muffige, kleine, unappetitliche Raum hat keine weitere Anziehungskraft für mich, außerdem ist er stickend heiß. Neben meinen schnarchenden Männern gibt es Platz auf dem Boden, wieder einmal segne ich die Luftmatratze, nachdem ich das Ungeziefer abgeschüttelt habe. Im Anschauen der Sterne über den mächtigen Gipfeln dämmere ich in den Morgen.

Mit Fotografieren und sparsamer Verteilung meiner Medikamente an die mich umgebenden Patienten, mit Besuchen in einigen Hütten und kleinen Wegen um das Dorf verfliegt mir die Zeit. Für mich ist bemerkenswert, daß hier, fast am Ende des einsamen Hunzatales, die gleichen Krankheiten und Beschwerden herrschen wie in den anderen Orten und Siedlungen, obwohl Gulmit eine von zivilisatorischen Einflüssen ganz und gar und noch unberührtere Gegend ist als das schon so schwer zugängliche Baltit.

Die Bauern hier oben haben harte Arbeit. Das Land erscheint mir nicht so fruchtbar und üppig, aber es ist auch nicht so dicht besiedelt wie um Baltit, jedoch reicht es, um das Leben der Menschen zu sichern. Diese sind mit dem Einbringen des Getreides und dem Trocknen der Aprikosen beschäftigt. Ich klettere auf die Dächer und sehe in die ärmlichen Hütten, sehe die zu kleinen Paketen zusammengeschnürten Säuglinge als elende Bündel auf dem Arm ihrer Geschwister – fürwahr, hier muß eine gesunde Auslese herrschen: Wer diesem primitiven Leben mit seinen rauen Naturgesetzen nicht gewachsen ist, der muß gehen!

Zwischen den dunkelhäutigen ost- und westasiatischen Rassetypen finde ich immer wieder auch hier schöne, große blonde Gestalten, deren europäische Abstammung nicht zu verkennen ist. Griechen? Mazedonier? Wer weiß es?

Da schwere Wolken über den Gipfeln hängen, beschließe ich meinen Weg zu beenden und mache Gulham und Dalip klar, daß ich am folgenden Tage den Rückweg nach Baltit antreten will.

Der Himmel blickt nicht allzu freundlich, als wir am nächsten Morgen aufbrechen. Dort hinten einmal über die Pässe und dann hinein in die Tatarei bis nach China, das wäre eine Sache! Kannst du schon wieder nicht genug kriegen, denke ich beschämt, nachdem ich nun fast das ganze Land des Hunza-fürsten sehen und einen so tiefen Einblick in die Sitten und Gewohnheiten dieses eigenartigen Bergvolkes tun durfte – und außerdem ist ja meine Reise noch lange nicht beendet!

Die Wolkenschwaden, welche heute in den Bergen hängen, betonen die gewaltige Einsamkeit dieser vielgestaltigen Natur nur noch stärker. Schweigend ziehe ich durch das Herz der höchsten Gebirge der Erde. Schöner hätte mir nichts das Gesamtbild abrunden können.

ABSCHIED VON BALTIT

In Baltit bin ich auch fertig mit meinen Studien. In den folgenden Tagen rüste ich zum Abschied, wobei ich nicht unterlasse, einige Patienten aufzusuchen, die mir besonders am Herzen liegen, vor allem die mit schweren Infektionen.

Da ist das junge Mädchen mit einer durch einen Fliegenstich erzeugten schweren Lymphangitis. Elefantiasisartig ist das Bein angeschwollen und schmerzhaft entzündet. Die Kleine ist blaß, elend und verbringt Tag und Nacht auf einem Stuhl. Nachdem ich durch Sultan Ali den Eltern zu verstehen gab, daß sie liegen und das Bein mit nassen Tüchern umwickelt werden soll, halte ich es aber doch für angebracht, eine von den Amerikanern gestiftete Penicillin-Injektion zu verabreichen. Ich habe Mühe, mich auf die Haut zu tasten, sie ist über und über dick belegt mit Kuhmist, ein dem Lande entsprechendes Heilmittel!

Eine durch eine ähnliche Ursache hervorgerufene Nackeninfektion, ein schweres Karbunkel einer älteren Frau, macht mir ebenfalls Sorge. Das arme Wesen liegt stöhnend auf seinem Gesicht, ohne sich rühren zu können; dauernd müssen die Fliegenscharen von dem Hals ferngehalten werden. Die einzige Abwehr gegen diese Leiden ist die starke Widerstandskraft, die diese Menschen gegen solche Schmutzerkrankungen haben.

Schon der Säugling muß gefeit sein. Da ist noch ein Haus, zu dem ich meine Schritte lenke. Eines Tages hat der Mir mich gebeten, sofort einer schwergebärenden Frau beizustehen. In der Tat finde ich eine arg gepeinigte Bäuerin, die der Geburt ihres vierten Kindes entgegenseht. Während der qualvollen Stunden versuche ich, der Leidenden mit den wenigen mir zu Gebote stehenden Mitteln zu helfen und sie zu beruhigen. Wir halten uns im Sommerraum unter dem Dach auf, aber auch hier ist es dunkel und überheiß. Eine alte Nachbarin steht der Jungen zur Seite und um sie herum laufen mit sorgenvollen Gesichtern zwei ihrer Kinder. Die Frau, wie üblich barfuß, trägt ein loses langes Kleid zu dem roten Käppchen, unter dem ihre strähnigen dunklen Haare hervorthängen. Mein Blick geht durch den halbdunklen Raum. In einer Nische stehen zwei niedere Schlafpritschen, ein alter handgewebter Teppich aus Ziegenhaaren davor, eine kleine, sehr einfache Truhe, sonst kann ich nichts an Gegenständen wahrnehmen. Nach oben auf das Dach führt die Leiter, nach unten zum Winterraum und Stall ebenfalls. Ein typisches Hunzahaus, von denen ich viele, immer gleiche oder ähnliche sah. Die Frau redet mit schwach-weinender Stimme unaufhörlich

auf mich ein, aber ich verstehe sie nicht und bitte Sultan Ali, der sich in einiger Entfernung aufhält, zu kommen und zu helfen. Durch den Rauchabzug des Hauses erklärt er mir, daß die Frau mir mit ihren Worten Dankesbezeugungen mache. Die Hände beschreiben dabei kleine Kreise zu beiden Seiten der Schläfen, das ist ein besonderes Zeichen der Zuneigung bei Frauen. Ofters war es mir schon begegnet, es sieht reizend aus zu lächelnden Mienen der Kinder und Frauen.

Zum Glück geht die Geburt dann glatt vonstatten und die Mutter gibt sich alsbald wieder der gewohnten Arbeit hin. In den ersten Stunden schon bekommt das Kleine die Brust, die es zwei bis drei Jahre lang ernährt. Wie erschrecke ich aber, als ich zu meinem Abschiedsbesuch herkomme: in der viereckigen, harten Holzwiege liegt hinter zurückgeschlagenen Tüchern das Kleine, auf dessen vereiterten Augen sich sofort ein Schwarm von häßlichen Fliegen sammelt.

Die gesunde Abwehr dieser Menschen wird auch meist mit den härtesten Entzündungen fertig, nicht durch Hygiene und Körperpflege, sondern durch den Einsatz der Reserven, die ein unverweichlicher Körper bei gesunder Lebensweise den Anforderungen solchen primitiven Lebens entgegenzusetzen hat.

Auch gegen schmutziges Wasser und Fleischportionen, wie ich sie mir einige Male einverleiben mußte, braucht man diesen Einsatz. Fast hätte es mich erwischt! Einen Tag lang hatte ich eine üble Darmkolik, aus der sich bei ruhigem Liegen und Fasten zum Glück nichts ernsteres entwickelte. Ich habe einen meiner Träger stark im Verdacht, daß er mir trotz Verbot mit dem Wasser, das mitten durch Gulmit floß, in dem die Pferde badeten und die Menschen sich wuschen usw., Tee gekocht hatte, den ich am Morgen vor unserem Abzug, ungeachtet seines mir widerstehenden Geschmackes, noch genoß.

Zum letzten Male soll ich an einem üppigen Mahl der königlichen Tafel teilnehmen. Gesanfer, der Kronprinz, gibt in Vertretung seines Vaters ein Abschiedsessen für einige Teilnehmer der deutsch-österreichischen Expedition. Seiner kommenden Würde bewußt, erscheint der Zehnjährige als künftiger Herrscher im dunklen Shernawan und weißen langen Hosen, begleitet von seinem Vizevater, dem Oberhofmarschall, der in Abwesenheit des Königs mehr oder weniger die Geschäfte führt.

Mit dessen Hilfe habe ich mir für einen der folgenden Tage zwei Männer mit Pferden angeworben, mit denen ich meinen Rückweg durch Hunzaland durchführen will. Ich möchte in aller Ruhe durch das Land ziehen und bleiben, wo es mir gefällt. Beim Aufbruch geben mir beide Prinzessinnen das Geleit.

Als ich der älteren Tochter des Mirs die Hand reiche und den sehnsuchtsvollen Blick in ihren Augen sehe, muß ich an die Worte denken, mit denen sie mir einmal sagte, sie wolle nicht heiraten, um nicht das unterdrückte

Leben der Mohammedanerin führen zu müssen. Auch sie hat schon den Pulsschlag der neuen Zeit verspürt. Die alljährlichen Reisen mit den Eltern nach Karachi und anderen Großstädten Pakistans, der Unterricht des amerikanischen Hauslehrerehepaares und wohl manch ein Gast, der hier heraufkam, brachte den Atem eines freieren Lebens mit. Sie ist zu intelligent, als daß ihr das gleichförmige Leben in Baltit, am Hofe ihres Vaters, genüge.

Immer weiter entschwindet das Schloß des Mirs meinen Augen, noch einmal ein paar bunte Schleier: ein letzter Gruß. Ein wichtiger Abschnitt meines Lebens geht zu Ende. Ich habe das Hunzavolk kennengelernt! Was mir vor kurzem noch als Wunschtraum erschien, ist zur Tatsache geworden, hat mir greifbare Erfahrungen gebracht, ist mir zu Bestätigungen – aber auch zu Enttäuschungen geworden. Vollgesogen mit den zahllosen fremden Eindrücken dieser asiatischen Welt, in der andere Werte gelten als bei uns, erfüllt vom Anblick der gigantischen Landschaft mit den Kontrasten des üppigen Grünens neben toten Steinwüsten, reite ich talwärts. Den Blick gerichtet zu den firnbedeckten Häuptern der unbekannt 7000er über den goldschimmernden Äckern und Gärten, über dem mächtigen Durchbruch des dahintosenden eisigen Flusses mit seinen schwindelnden Brücken, über den Hütten der bedürfnislosen, zufriedenen Menschen in ihrer primitiven Lebensweise, die körperliche Schäden nach sich ziehen und zu Gebrechen und Leiden führen muß.

Ich denke an meine Empfindungen beim Entdecken der ersten Krankheiten, an das ständige Konsultieren der kleinere und größere Leiden vorweisenden Männer und Frauen und an den Mangel an Medikamenten, die ich geglaubt habe, hier entbehren zu können.

Ich denke an die Stimmen verschiedener Warner, nicht nur in Deutschland, sondern während meiner Reise durch das Land, die nichts von der beispiellosen Gesundheit der Hunzas wußten.

Ich denke an die Diskrepanz zwischen Birchers Buch und der Tatsächlichkeit und an den Fehler, die Hunzas nach europäischen Gesichtspunkten messen zu wollen.

Aber dennoch bin ich von vielen positiven Gedanken erfüllt durch die zauberhafte Eigenart dieses Landes. Allein die Bestätigung, daß diese Menschen mit ihrer einfachen Kost aus Vollgetreide und Früchten zusammen mit dem köstlichen Bergwasser alle anderen asiatischen Völker im benachbarten Raum an Gesundheit und Leistungskraft übertreffen, ist ein wertvoller Gewinn meiner Studienreise.

Doch, um all diese Gedanken zu ordnen, dafür bleibt Zeit für spätere Tage; noch befinde ich mich ja inmitten der Reise, die mir so viele wunderbare Eindrücke schenken soll. – Allmählich erst gewinne ich den notwendigen Abstand und Überblick, um die gesammelten Bilder und Erfahrungen richtig zu verwerten.

Bevor ich Baltit endgültig hinter mir lasse, nehme ich noch einmal die ganze Landschaft in mir auf: Hoch über mir die alte königliche Burg. Mächtig ragen ihre hohen, weißen Mauern aus dem steilen Fels unter dem Ulta-Gletscher und der einsamen Nadel des Bubuli, dem Hort der verlassenen Königsbraut aus verklungenen Tagen.

Oben, vom Poloplatz her, schallt heute Musik – ich nehme sie als Abschiedsgruß – sie erklingt zur Feier von Aga Khans Geburtstag. Ein wildes Polospiel, der Lieblingssport des Hunzamannes, ist im Gang; ein Spiel, das die enge Verbundenheit mit den Pferden zeigt und überall gespielt wird, obwohl die Zahl der vorhandenen Pferde nur gering ist. Der Blick schweift über das fruchtbare, weite Terrassenland und bleibt immer wieder an dem mächtigen Eismassiv des hohen Rakaposchi haften.

Endlich habe ich auch Zeit, mir meine beiden Männer näher zu betrachten. Es lohnt sich, sie von unten beginnend anzusehen, denn das Originellste sind die Schuhe. Schuhe? Das wäre zu hoch gegriffen: Stücke von Tierhäuten, die grobstichig zusammengenäht sind und aussehen, als wollten sie sich jeden Augenblick auflösen. Wie sollen diese selbstgewirkten Kunstwerke den über 100 Kilometer langen Marsch auf steinigem Felsweg aushalten, so denke ich bei mir. Aber ich werde eines anderen belehrt, sie halten vorzüglich.

Grobe, verblichene Leinenhosen schlottern um die Beine und werden der Einfachheit halber tagsüber heraufgezogen – nachts dagegen hinuntergelassen, eine höchst praktische Art des Kleiderwechsels.

Und nun stelle ich Assamkhan vor, den Typ eines Tiroler Bauern, mit blauen Augen und sogar einem stattlichen Kropf. Ein grüner Hut hätte das Bild eines echten Loislis vervollständigt.

Sarin dagegen ist von russisch-afghanischem Typ und entzückt mich in seinem verblichenen roten Hemd beim Gedanken an Farbbilder. Beim Sprechen zwickt er gerne eines seiner listigen blauen Augen zu, die von einem zottigen Schnauzbart und dem langen dunklen Haupthaar oben über der zerfurchten Stirn eingerahmt sind. Beide tragen weiße Hunza-Schafwollmützen und sprechen so perfekt Buruschaski, wie ich Deutsch. Auf diese Weise verständigen wir uns einfach großartig. Wenn sie gar nicht wissen, was ich meine, hebe ich eben meine Stimme, wie man es unwillkürlich dem Fremdsprechenden gegenüber tut und rede, langsam meine Worte wiederholend, mit Nachdruck. Meistens hilft das auch und als letzten Ausweg habe ich mein Notizbuch und versuche mich in Bildsprache. Für Notlagen kann ich nun mit einigen Worten dieser seltsamen, klangvollen Sprache umgehen. „Bas“ heißt halt und lenkt in jedem Fall die Aufmerksamkeit auf mich. Beide stammen aus Pasu, einem der kleinen Orte vor der Landesgrenze, und es ist ihr erster Weg bis hinunter ins Tal.

RAST IN ALIABAD

Meine nächste Station ist Aliabad. Hier will ich eigentlich den einzigen Arzt des Landes noch einmal sprechen, aber leider ist er mit der königlichen Familie gereist und wird von seinem Vertreter, einem pakistanischen Sanitäter, ersetzt. Schlecht und recht radebrecht dieser Antwort auf meine Fragen und lädt mich zunächst einmal ein, als sein Gast bei ihm und der einzigen Krankenschwester zu bleiben. Zu meinem Leidwesen trifft er stundenlange Vorbereitungen für eine Abendmahlzeit, die dann auch gegen 10 Uhr vor mir prangt. Ein Koch hat extra ein Huhn – ein seltenes Haustier hierzulande – geschlachtet und zubereitet. Als Nachtisch bringt die Krankenschwester – eine kleine, von der Natur etwas vernachlässigte Hunzafrau mit Käppchen, Kimono und weiten Hosen – die lange Hubble-bubble. Sie setzt sie neben dem Gastgeber auf den Boden und nun qualmen beide um die Wette. All mein Husten nützt nichts, ich muß diesen neuartigen Krankenhausgeruch auf mich wirken lassen.

Lange schon schnarchen meine Beiden vor meinem Fenster, als ich mich auf das Gurtengestell lege.

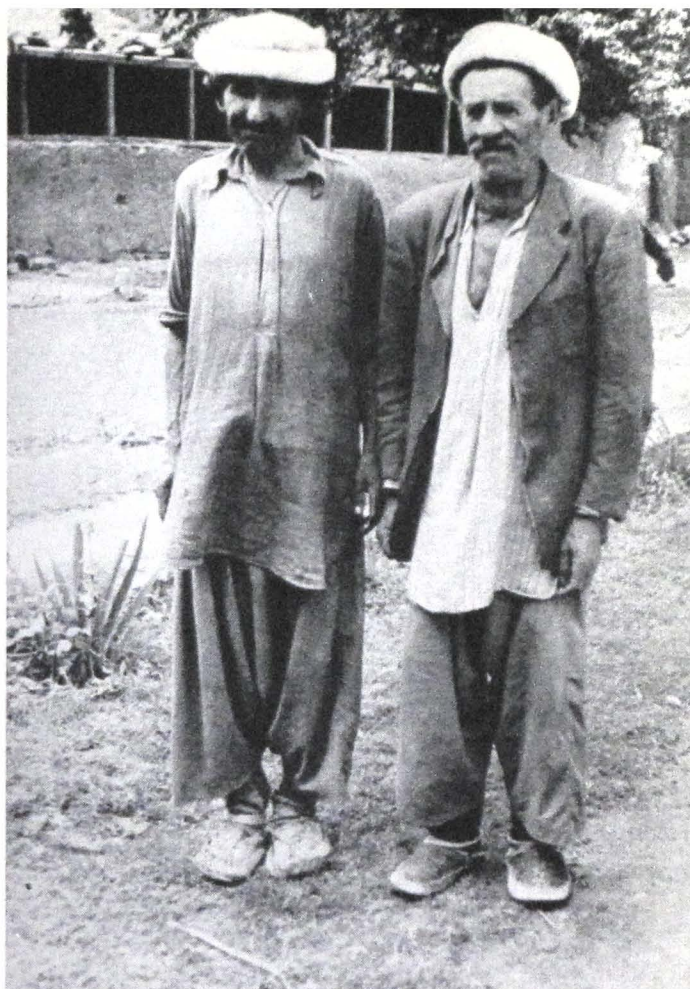
Vormittags hält der Sanitäter ambulante Sprechstunde ab. Als stationärer Patient ist niemand in dem kleinen dunklen Haus, das morgens nach einem starken Desinfektionsmittel und abends nach dem scharfen Rauch der Hubble-bubble riecht, die mit selbstgezogenem Tabak gespeist wird.

Zur Sprechstunde erscheinen eine Anzahl Patienten mit denselben Leiden, wie ich sie überall antraf. In Gesprächen mit meinem Gastgeber kann ich immer wieder feststellen, daß auch hier Zivilisationskrankheiten unbekannt sind. Die Auskünfte über Krankheiten und Todesfälle zeitigen aber ein lückenhaftes Ergebnis. Lungenentzündung, Darminfekte oder Unfälle werden als häufigste Todesursachen genannt, während die Säuglingssterblichkeit gering ist. Bei Messungen des Blutdruckes an ausgesucht alt erscheinenden Männern fand ich Hochdruckwerte, die vielfach auf einen übermäßigen Genuß des beliebten „Hunzapani“ zurückzuführen sind. Ein alter Bauer gibt auf Befragen die tägliche Menge mit 4 Litern an, was ich nun doch im Hinblick auf den beschränkten Vorrat und die Schwere des Getränkes bezweifle.

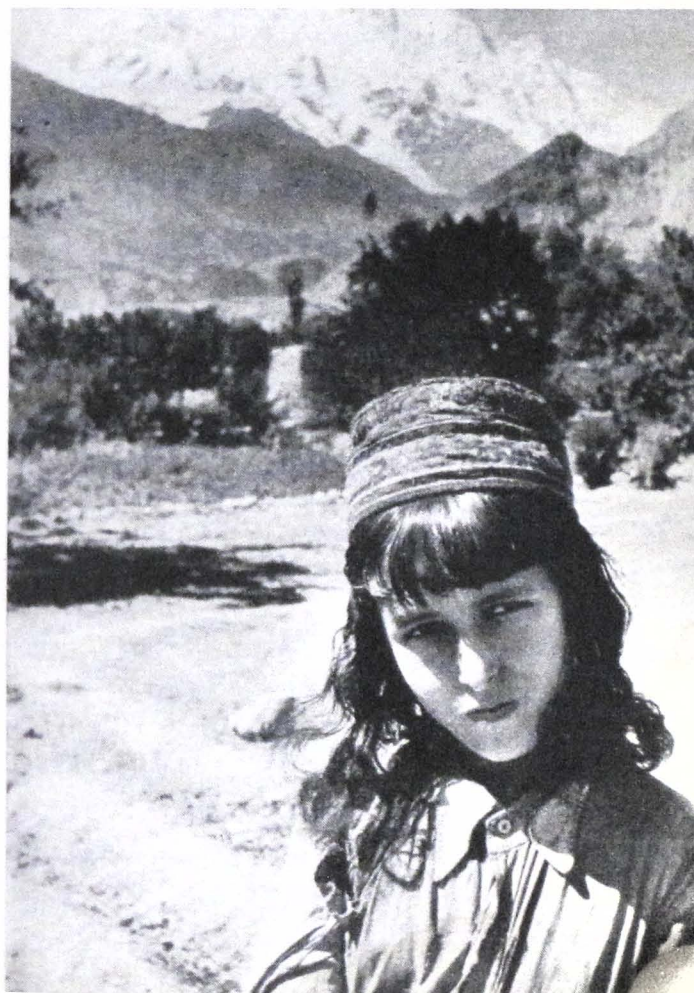
Es gefällt mir gut in Aliabad mit dem weiten Blick gegen Baltit und über das breite Terrassenland und seine verstreut liegenden Hütten. Mehrmals nehme ich meinen Weg über die steinernen Gäßchen und schaue in manches Haus. Auf der Suche nach schönen Menschen entdecke ich das nach meinen Begriffen hübscheste Hunzamädchen mit sehr edlen Zügen und ganz heller Haut. Es heißt Zerbano und bleibt zutraulich stehen, als ich rasch ein paar Aufnahmen mache. Ich freue mich an dem feinen Profil und bin überzeugt, daß sie sich ihrer Schönheit nicht bewußt ist.

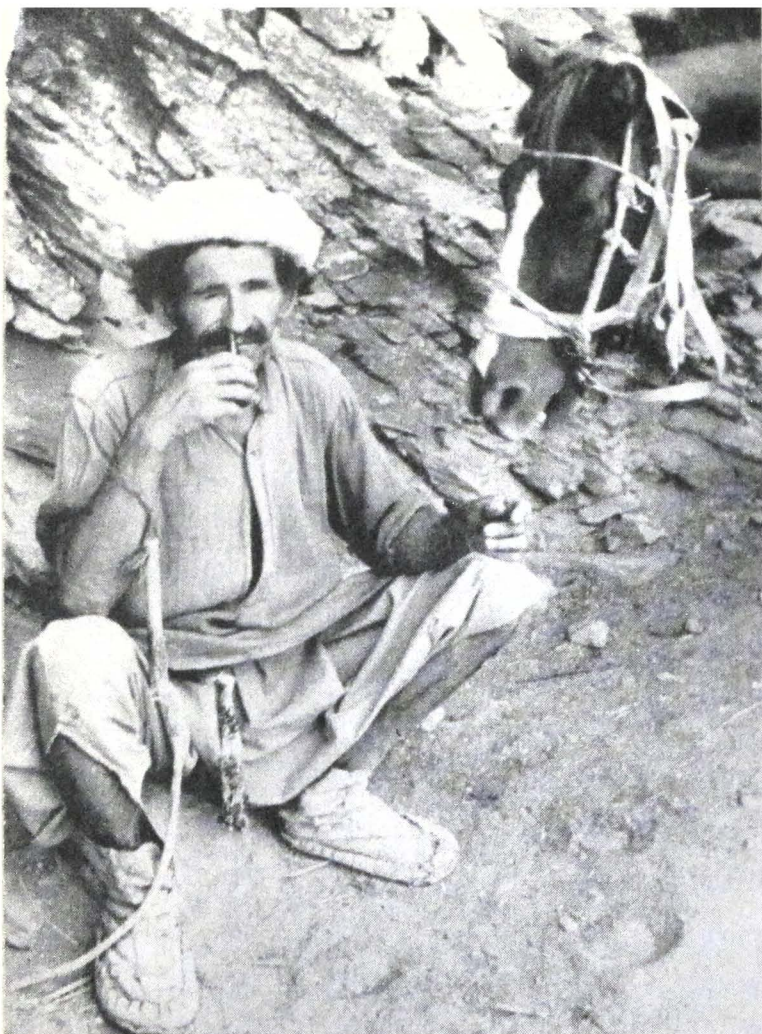
Eine Schale voller rotbackiger Äpfel hält sie mir zum Abschied hin. Ihre Eltern, die ich gerne gesehen hätte, waren beide tot.

Sarin und Assamkhan, meine
Begleiter durch Hunzaland. Sie
sprechen perfekt Buruschaski,
ich dagegen Deutsch – so
verständigen wir uns bestens!

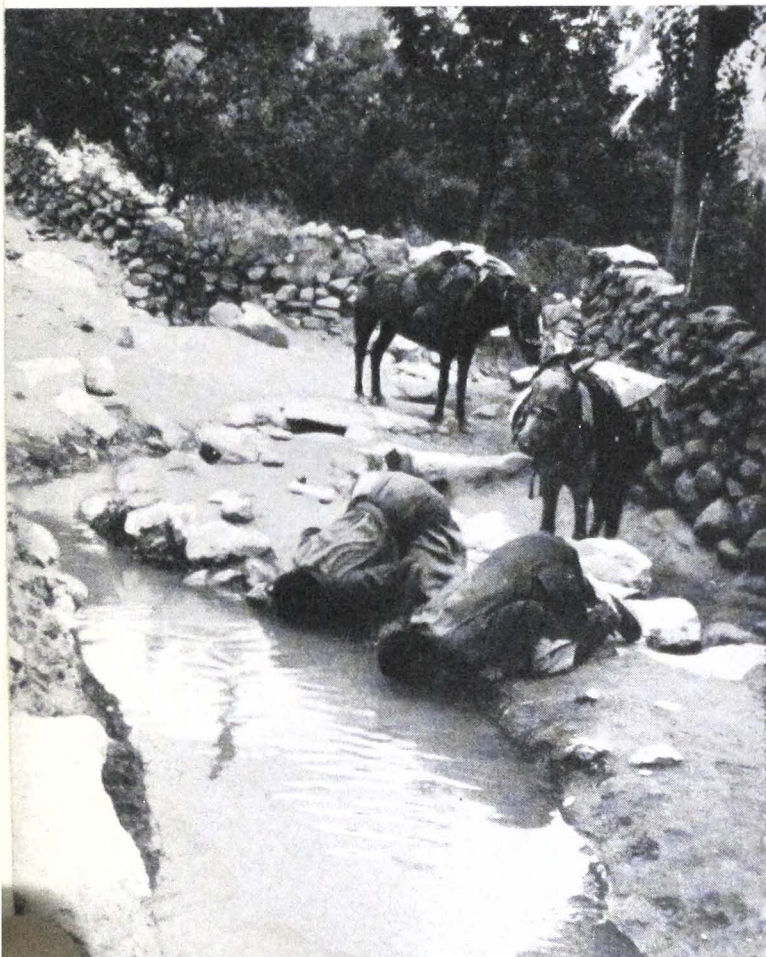


Das schönste Mädchen begegnet
mir in Aliabad. Sie heißt
Zerbano und trägt klassisch
nordische Züge. Bestimmt fließt
in ihren Adern arisches Blut,
aber, von der großen Welt mit
ihren zahlreichen Verlockungen
ahnt dies Kind einsamer Berge
nichts





Im Vorgefühl kommenden Genusses schnuppert Sarin tagelang an einem Fläschchen Underberg, aber ehe er den ersten Schluck zum Munde führt . . .



. . . verschwindet das Fläschchen beim Trinken in der Gletschermilch, dem besten Getränk von

Am Morgen meines Aufbruchs von Aliabad ist Ghulam aus Baltit erschienen, um mir zum letzten Male „Auf Wiedersehen“ zu sagen. Als er mir noch einen Dienst erweisen will, bitte ich ihn durch Zeichen und Gesten, meine Thermosflasche heiß auszuspülen und dann mit kaltem Wasser zu füllen. Ich wußte, daß unser Weg bei großer Hitze stundenlang durch wasserlose Steinwüsten gehen würde.

Vor dem Hause stehen die Bewohner Aliabads, darunter viele Kinder, und geben mir das Geleit aus dem Ort. Lange noch laufen die Schwester und der Sanitäter neben dem Pferd einher, am längsten harrt Ghulam aus, der sich erst gegen Mittag endgültig trennt, der letzte Gruß aus Baltit!

HITZE, STAUB UND KEIN WASSER

Nun sitze ich auf dem Pferde, endlich wieder allein und auf dem Heimweg – mir wird leichter zumute. An das Abwärtsgaloppieren und Gehen des Pferdes an der äußersten Wegkante habe ich mich längst gewöhnt. So kann ich mich ganz dem Genuß des Landschaftsbildes, der tiefen Farben hingeben und über das Erlebte dieser Wochen nachsinnen. Ich weiß schon jetzt, daß die Reise für meine Arbeit von außerordentlicher Bedeutung sein wird.

Gegen Mittag verspüre ich Lust einmal zu halten, aber es findet sich kein rechter Platz, an dem sich eine Rast gelohnt hätte, und so ziehen wir weiter, bis ich nach sieben Stunden endlich absteige, um meinen Durst zu löschen. Sehr heiß und verstaubt, wie ich bin, freue ich mich auf den kalten Schluck aus der Flasche.

Beim Öffnen entquillt ihr aber – o Schreck – ein Strahl kochend heißen Wassers! Oh Ghulam, wie soll ich Dich je vergessen!

Wir müssen weiter, es hilft nichts. Keinen Hunger, nur Durst verspüren wir, auch Sarin und Assamkhan, alle sind nach dem langen Marsch in brütender Hitze ausgetrocknet. Wenn ich genau hinhöre, so entnehme ich der Unterhaltung meiner beiden Begleiter, daß wir uns allmählich einer Quelle nähern müssen. Mit rührender Ausdauer können sie sich stundenlang mit dem kleinen Thema: Wasser in Kanabad – der nächsten Ortschaft – beschäftigen. Immer wieder höre ich: Pani – Kanabad – pani. Und dann kommen wir wirklich nach zwei Stunden in freundlicheres Gelände, aus dem eine grüne Oase unter dem Felsen leuchtet. Ein Bach mit Gletschermilch! jenem kostbaren Naß, von dem Wohl und Wehe des Hunzamannes abhängt.

Alle drei liegen wir über dem Wasser und schlürfen das beste Getränk von Hunza. Fröhlich setzen wir dann unseren Weg fort. Bald laufen meine besorgten Begleiter vor, bald hinter mir, meist freundlich grinsend. Sie befinden sich sichtlich in Hochstimmung. Noch nie hat sie ihr Weg nach Gilgit geführt, wo ein bescheidener Basar diesen anspruchslosen Gemütern wie eine Wunderwelt vorkommen wird.

Oft höre ich hinter mir ein rauhes „Memsab Gilgiiiiit“ – das ist Sarin, der, vor Freude in die Hände klatschend, hinter mir herzieht, nicht selten einen

mehr rauhen als melodiösen Gesang ausstoßend. Wenn wir rasten, zieht er ein kleines Fläschchen Underberg aus der Tasche, schraubt die Kappe ab, riecht mit verklärten Augen an dem Inhalt und reicht es Assamkhan. Dieses Fläschchen hatte ich von der Expedition geschenkt bekommen und meinen Trägern verehrt, die sich tagelang auf diese Weise im Vorgefühl des kommenden Genusses erfreuten. Doch – Allah war in ihrem Falle gegen den Alkohol: eines Tages stehen sie trauernden Auges vor mir und zeigen auf die leere Tasche. Ihre Hände erklären, daß ihr sorgfältig gehüteter Schatz nicht mehr vorhanden ist. Beim Trinken aus einem Bach ist er herausgefallen und vom Wasser fortgetragen worden. Wahrlich – ein nicht zu behebendes Unglück für sie.

So ziehen wir, miteinander kampfend und unser Brot teilend, zu Tal. Alles, was die Träger mit sich führen, ist ein kleines Säckchen, aus dem sie morgens ein paar Hände voll Ata nehmen und ein paar Chappatis zubereiten. Diese und ein paar Äpfel – die Aprikosen sind nahezu abgeerntet – bilden die Tageskost der Männer. Mit dem Rest meines Proviantes helfe ich nach, aber viel brauchen wir nicht. In Dörfern weiter unten erhalten wir die ersten Weintrauben, süße, herrliche Früchte. Ein alter Bauer steht am Wege und bietet sie mir an, dabei auf zwei Frauen deutend, die neben ihm kauern. Der Blick dieser armen Wesen ist trübverschleiert durch ein Glaukom, welches ihnen die Sehkraft genommen hat, das traurige Los vieler Hunza-frauen! Wird die Hornhaut täglich von dem scharfen Rauch geätzt, so entwickeln sich früher oder später diese Entzündungen, die meist in Erblindungen enden.

Ich habe noch einige Post zu erledigen und etwas zu schreiben und halte mich zu diesem Zweck auf der Raststelle von Maiun, wieder im Angesicht des mächtigen Berges, auf. Meine kleine Babymaschine hat alles gut überstanden, sie ist mir auch hier unentbehrlich.

Auf dem schmalen Saumpfad treffe ich hin und wieder auf einen der Bergläufer, die den Warenverkehr zwischen Gilgit und Hunzaland vermitteln, sozusagen die „Eilboten“. Diese Männer gehen die rund 120 km von Baltit bis Gilgit ohne Beschwerden bei einem Höhenunterschied von mehr als 1000 m in zwei Tagen. Sie sind meist stark – bis zu 100 Pfund – bepackt. Die Last wird lose gebündelt auf dem Rücken getragen (nicht im bequemen Tauernrucksack). Beim Eintreffen am Ziel zeigen sie nicht die geringste Spur einer Ermüdung, ein Zeichen ihrer hohen Leistungsfähigkeit.

EINSAME ABSCHIEDSFEIER

Immer weiter in das Tal geht es; leider ist das Wetter nicht mehr so strahlend, doch schwächt dies die große Hitze nicht ab. Heute werde ich Abschied von dem König der Berge, dem Rakaposchi, nehmen. In dichte Schleier ist sein Haupt gehüllt; aber als ich am Ende des langen Weges auf der kleinen Holzbrücke stehe, die in das Nagartal führt, und meinen Blick zum letzten

Male zu ihm in die Wolken schicke, reißt überraschend der Himmel auf und für kurze Augenblicke leuchten die schneeigen Gipfel wie zum Gruß unendlich hoch in den Himmelsraum. Ein Bild von Urweltschönheit.

Im Rasthaus von Chalt bietet mir der freundliche Chawkidar, der Wirt, einen Raum an, aber ich danke verbindlich und breite meine Matratze, welche die Träger mit kindlicher Freude aus vollen Backen unermüdlich und gerne aufblasen, draußen auf einer Wiese aus. Zum Zelten ist es zu heiß.

Meine beiden Getreuen ruhen längst auf ihren Mänteln in süßem Schlummer, als ich, von Eindrücken und Gedanken verwirrt, in dieser großmächtigen Natur liege, meine Erlebnisse ordne und nach Hause schreibe:

„Obwohl ich vor drei Stunden, als es dunkel wurde, in meinen Schlafsack kroch, kann ich keine Ruhe finden. Ich gebe Euch ein kurzes Stimmungsbild: Hier unter den leuchtenden Sternen liege ich und feiere Abschied von Hunza, dem Land meiner Wunschträume . . .

Jetzt am Schlusse meiner Reise ist ein Gefühl großer Befriedigung in mir . . . Ich bin froh, daß ich meine anfängliche Mutlosigkeit überwand. Enttäuschungen müssen durchgelebt werden! Sie bringen ja auch wieder Gewinn durch Erfahrung.

Eben kommt der Mond herauf: Hinter den Silberwolken taucht erst sein Schein auf und dann ist er plötzlich da – unser guter Freund – ebenso schnell, wie die Sonne untergeht. Riesenhaft stand die halbe Scheibe zuerst am Horizont, jetzt ist sie, beträchtlich verkleinert, rasch nach oben gewandert, während ich beim Schein meiner wackeligen Taschenlampe etwas mühsam schreibe.

Ich liege auf einer großen Wiese, ganz allein vor dem sogenannten "Rest-house", in dem man aber wegen Hitze und Schmutz nicht bleiben kann! Kein Laut in der Natur; außer dem rauschenden Gletscherbach, der etwa 10 Meter von mir entfernt vorbeifließt, ist alles still. Die Luft ist wieder ruhig, nachdem ich vergangene Nacht weiter oben fast vom Lager geweht worden wäre und der Sturm uns den ganzen Tag trotz der heißen Sonne begleitete.

Ab und zu fällt eine Sternschnuppe – so vergeht die Nacht in Gedanken an Euch – an die Zukunft! Sie vergeht im Anblick der schattenhaften Bergriesen um mich herum, in dieser wunderbaren, großartigen Gebirgswelt Zentralasiens. Kann man da schlafen?"

Der Chawkidar erklärt mir am folgenden Morgen, daß bestimmt ein Jeep käme, mit dem ich nach Gilgit zurückfahren könne. Das veranlaßt mich zu einem Versuch, das Haus des P. A. telefonisch zu erreichen, um meine Ankunft zu melden. Lange sitze ich mit dem herumfuchtelnden Mann vor dem altertümlichen Trichter, der sich Telefon schimpft, und höre mir seine Versuche an, die Leitung zu erwischen. Ein Surren und Brummen ertönt aus dem seltsamen Kasten, in dessen Draht sich ein Gewirr von Stimmen überschlägt. Geduldig sitzt der Chawkidar davor, er bläst unaufhörlich in den geheimnis-

vollen Apparat. Endlich ruft er: „Gilgit ist da, sprechen Sie“. Als ich mich beim P. A. melden will, höre ich eine Stimme vom entgegengesetzten Ende aus Karimabad: Prinzessin Durri Shawar will wissen, wie es mir auf meinem Rückwege ergangen ist. Ich freue mich, ihr nochmals „Auf Wiedersehen“ sagen zu können, gebe aber dann meine hoffnungslosen Versuche an diesem Modell auf. Da sich übrigens nichts wegen eines Fahrzeuges rührt, weise ich meine Männer an aufzusatteln. Am frühen Nachmittag verlassen wir das südliche Nagartal und damit das Gebiet zweier nahezu unberührter, letzter kleiner Königreiche unter den Gletschern des Karakorum.

Bald ist die Oase Chalt meinen Blicken entschwunden, hinter mir liegt Hunzaland – sonniges Hochtal in einsamer Bergwildnis. Welt in einer anderen Welt!

Heimreise mit Umwegen

Es wäre unverzeihlich gewesen, wenn ich diesen Weg wieder mit einem Jeep zurückgelegt hätte. Heute sehe ich nicht die Gefahr der kühnen Straße, sondern die großartige Formation dieses wilden Flußdurchbruchs mit den steil aufragenden Felsufern über der brausenden Wassergewalt. Die Natur in diesem Land ist von unvorstellbarer Macht und Größe; hier weht der Atem schöpferischer göttlicher Kraft und läßt nicht Raum für kleinlichen Zweifel. Jeden Daseinskampf vergessend, erlebe ich in tiefer Ergriffenheit die unvergleichliche Schönheit der Schöpfung.

Wo liegt die Welt von Haß und Neid, verstrickt im qualvollen Vernichtungskampf gegen die sinnvollen Lebensgesetze göttlichen Seins? Wo treibt es die hohlen Massen hinein in der Gier nach dem flachen, aufpeitschenden, gottfernen Schein trügerischer Güter? Ist nicht alles nichtig, wenn der Mensch das Band zu seinem innersten Wesen durchschnitten hat und auf der Suche nach seinem „Gott“ in der Welt der Selbstsucht, des Materialismus endet?

Zischend spritzt der Gischt des brodelnden Elements an den Wänden herauf bis zur Stäbe, welche dicht über dem Wasser Felsriff um Felsriff überquert und immer mehr Abstand zwischen mir und Hunzaland schafft. Hinter mir liegen die lachenden Aprikosenhaine zu Füßen der stummen Eisriesen, in deren Schutz die kleinen verstreuten abgeschiedenen Dörfer und Gehöfte kauern mit ihren unbeschwerten, zeit- und bedürfnislosen Menschen.

Mit überschäumender Kraft tobt prasselnd der jugendliche Indus vorbei und trägt meine Gedanken fort. Wie armselig mag einem die hastende, lärmende Welt mit dem sinnlosen Gewimmel vorkommen, in deren Labyrinth der Technik die letzten Fäden zur Natur durchtrennt werden. Aber natürlich, da ist der ganze Komfort des modernen Lebens mit vielen Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des hohen Standards der Hygiene. Viel hat der moderne Mensch gewonnen, ist er glücklicher?

Wieviel hat er verloren?

Wie aber, wenn einst dies abgeschiedene Tal von der Öffentlichkeit erfaßt wird? Wenn der erste Generator seinen Strom für dieses Eiland erzeugt, wenn das Land einem ausgedehnten Verkehr preisgegeben würde?

Werden die Hunzas dann glücklicher? Zufriedener?

Dort trotten sie vor mir: Sarin und Assamkhan. Sie haben es eilig nach Gilgit zu kommen. Sie reden und gestikulieren lebhaft miteinander. Sarin schiebt ab und zu mein Gepäck auf dem Rücken des Packpferdes zurecht und treibt das Tier mit seiner kurzen Peitsche zu eiligerem Gang an.

Bald werden wir uns trennen müssen, wie werde ich eure Gestalten vermissen!

Wenn ich euch ausgelohnt habe, dann wiegt ihr ein ganz schönes Bündel Rupien in der Hand. Und was werdet ihr damit anfangen in Gilgit? Vielleicht ein neues Hemd, eine neue Hose, ein Paar richtige Schuhe? Sicher wird euch die Wahl schwer fallen in den dürftigen Buden des Basars von Gilgit!

Fels auf Fels reiht sich vor uns auf und bleibt zurück, steile Serpentinaffen ziehen diesen Jeepweg hoch hinauf und – plötzlich befinden wir uns wieder dicht über dem schäumenden Wasser. Man war sparsam im Wegebau, er ist tatsächlich nicht breiter als die Jeepachse mißt.

Ein paar Gilgit Scouts begegnen uns, ein Treiber mit schwerbeladenem Tier, ein paar halbwüchsige, sehnige, dunkelhaarige Burschen. Sie kommen wohl aus dem Dorf, welches vor uns an den steilen Ufern des Flusses auf einer Stufe mit Grünland liegt. In einem spitzen Winkel ziehen wir um die kleinen steinernen Behausungen neben den Mais- und Gerstefeldern. Ein zerlumpter Junge starrt mich verlegen an, ehe er seine Schafherde weitertreibt. Ich blicke vor mich, sehe die Dämmerung nahen mit ihren blau-violetten Schatten und schaue noch einmal in die wundersame Gipfelwelt hinter mir, vor die sich langsam der Vorhang der Erinnerung senkt.

Der merkwürdige Zug einer bunten kleinen Karawane naht: was da auf mich zukommt, ist ein in weiß gehülltes Gespenst auf einem Esel. Beim Näherkommen erkenne ich die tief verhüllte Mohammedanerin. Auch hier beim Reiten auf einsamer Gebirgsstraße in zeremonieller Verschleierung!

Kurz darauf höre ich das Geräusch eines Motors. In der Dämmerung kommt uns ein Jeep entgegen, ich presse mich mit dem Pferd an den Felsen. Ein Gilgit Scout-Offizier hält und bietet mir seinen Wagen an. Ich solle noch nach Nomal, dem nächsten Ort, reiten, der Wagen käme in einigen Stunden zurück und ich könne dann den letzten Teil meines Weges mit dem Fahrzeug zurücklegen.

Sehr erfreut bin ich nun eigentlich nicht, der Abschied von meinen Getreuen und vom Pferderücken kommt schneller, als ich dachte; aber plötzlich überfällt mich so etwas wie Reisefieber und das Verlangen, ohne Säumen meinen Rückweg anzutreten, um so schnell als möglich in die Tiefebene zu gelangen und den stillen Plan der Weiterreise bis nach Indien zu verwirklichen.

Der Kalender schießt mir durch den Kopf und das Bewußtsein, daß nun jeder Tag sehr kostbar wird.

Breiter wird das Industal, tiefer werden die Schatten. In dunkler Nacht reite ich im Rasthaus von Nomal ein.

Von hier sind es noch 13 Meilen bis Gilgit, und wie ich mir den Ort genauer betrachte, bin ich ganz zufrieden, daß ich hier nicht zu nächtigen brauche.

Zahlreiche Soldaten liegen auf dem Boden oder hocken in großen heißen Zelten, welche auf dem Rastplatz aufgebaut sind.

Ich lasse mich, von Hitze und Staub gezeichnet, vom Pferd gleiten – das letzte Mal von meinem braven, kleinen Bergschimmel, der mich so sicher getragen hat.

Vor mir steht ein Zelt, in dem ich ein Telefon entdecke. Ob ich auf diesem eigentümlich losen Kabel vielleicht Verbindung mit dem Haus des P. A. bekommen könnte? Ein laut in unverständlichem Urdu auf mich einredender Soldat ist mir behilflich; nach einer Weile höre ich Chalidas Stimme in Gilgit.

Ob ich noch kommen dürfe, es würde spät in der Nacht sein, sie möchte aber ja nicht aufbleiben.

Ich werde in diesem gastlichen Hause erwartet.

MEMSAB - GILGIT

Beim Vorwärtstappen in finsterner Nacht stolpere ich über ein schlafendes Bündel. Es sind meine Beiden, die, an einem Baum lehnd, friedlich eingeschlummert sind, neben meinem Gepäck und den abgesattelten Pferden, denen ich einen stummen Dank sage.

Irgend jemand überreicht mir saftige Trauben, die gierig von meinem ausgebrannten Gaumen ausgesogen werden, während ich nach meiner Taschenlampe krame und dann in mattem Licht die Löhne für meine Begleiter zusammenrechne.

Von Sarins Schnarchen begleitet gehe ich auf und ab, überlege, wie es weitergehen soll. Ich möchte noch mehr sehen von dieser wunderbaren Welt! Auf dem Lagerplatz wird es immer ruhiger im Schatten dunkler Berge, die das Tal säumen. Nachdenklich lehne ich an meinem guten Grauschimmel, der seine Nachtruhe wohl verdient hat, als ich in der Ferne zwei Lichter aufblitzen sehe und leise das Motorgeräusch des Jeep vernehme, der sich langsam über die Kehren der schmalen Straße schiebt und doch viel zu schnell näherkommt. Grell und hart blitzen seine Scheinwerfer mich an. Er hält, ein Soldat fordert mich auf einzusteigen. Drei Säcke, der Rucksack, alles ist wohlbehalten aufgeladen, und dann sind Assamkhan und Sarin vor mir und nehmen mit vielen rührenden Bewegungen der Hände und einem Haufen sich überstürzender Worte Abschied. Ich glaube, sie sind zufrieden mit dem Lohn, den ich in möglichst viele einzelne Scheine geteilt habe, um dem Wert

sichtbaren Ausdruck zu geben. Große Scheine, das habe ich immer wieder erlebt, machen keinen Eindruck auf den Hunzamann, der wenig Gelegenheit hat, mit Geld umzugehen.

„Gilgit“ ist das letzte Wort, das sie mir zurufen, bevor der Wagen das Tal von Nomal verläßt.

Deutlich genug steht mir dieser kleine Ort vor Augen, Nomal, mit seinen grünen Weizen- und Reisfeldern und dem Ausgang in die Jagdgründe der Steinböcke und Marcos, den seltenen Hochgebirgsziegen und Schafen mit ihren starken, mächtigen Gehörnen. Ach, und jener kühnen Brücke über dem brausenden Fluß: ein Laufsteg mit zwei Halteseilen aus doppelt geflochtenen Birkenzweigen und Ziegenhaar, der jeden Winter, bei niederem Wasserstand, der Kurzlebigkeit halber, erneuert werden muß!

In der Finsternis kann ich nur das Industal unter mir ahnen; die Felsen am Weg mit ihren überraschenden Vorsprüngen leuchten im Scheinwerferlicht auf, während der Wagen auf schmaler Spur an ihnen vorbeirast. Dann fahren wir in das weite, sandige Flußbecken, an dessen Ausläufer Gilgit liegt.

Mitten in der Nacht hält der Wagen vor dem Hause des P. A. Wie erstaune ich, als Chalida mit ihren drei jüngeren Schwestern Salma, Azra und Sadiga auf mich warten. Die freundliche Kinderschar läßt es sich nicht nehmen, mir Gesellschaft bei meinem mitternächtlichen Mahl zu leisten. Die Eltern sind für einige Tage verreist, und die Kinder machen sich ein großes Vergnügen daraus, ihre Gastgeberrechte zu solch später Stunde auszuüben, was natürlich viel größeren Reiz hat als am Tage.

Mit lautem „Acha mandja“ begrüße ich mein Bett im Garten.

Am folgenden Mittag kommt der P. A. mit seiner Frau von einem Fischfang aus dem Khagantal zurück, und kaum sind die Eltern ihrem Jeep entstiegen, als ein lautes, ununterbrochenes Erzählen, namentlich zwischen Mutter und Töchtern anhebt. Bis ins kleinste wird berichtet und beschrieben, gefragt und geantwortet, wobei die Zungen sich förmlich überschlagen und kaum eine Sekunde Zeit zum Atemholen bleibt.

Etwas schwindlig ziehe ich mich zurück.

Der P. A. will nun über meine Eindrücke und Erfahrungen im Hunzaland hören. Ich empfinde es als glückliche Lösung, so manche Enttäuschung hinter ehrlich begeisterten Worten über das herrliche Land verbergen zu können.

Schließlich wäre es hier nicht am Platze gewesen, wenn ich die Beweggründe für meine Hunzabegeisterung und meine aus falschen Vorstellungen stammenden Enttäuschungen entwickelte.

Das wird mir besonders klar an diesem Abend. Außer dem P. A. und dem Arzt des Krankenhauses Gilgit findet sich zu meiner Überraschung auch Mr. S. ein. Ich muß darüber lachen, daß sich in einem so entlegenen Erdenwinkel zwei Menschen immer wieder begegnen, deren Ansichten, Interessen

und Reiseziele nicht unerheblich voneinander abweichen. Auch der englische Artemist hat seine Arbeit vollendet, und die Freude auf sein "good old England" leuchtet ihm, der wochenlang in heißen, öden Gebirgstälern unterwegs war, aus den whiskyverklärten Augen.

„Aber heute wird mitgetrunken“, erklärt er kategorisch und will mein Glas mit dem brennenden Zeug füllen – aber wieder ohne Erfolg. Bei Alkohol und viel Tabak entspinnt sich die Unterhaltung mit den drei über mich spöttisch lächelnden Männern.

„Also Rauchen soll schaden“, meint der pakistanische Kollege, indem er sich eine neue Zigarette anzündet. „Das können Sie mir nicht weismachen.“ Es käme vor, daß Nikotin Magenleiden erzeugen könne, er hätte hier nur einen Fall von Krebs gesehen und – das wäre ein Nichtraucher gewesen!

Ob West oder Ost – denke ich mir – überall der gleiche Widersinn und als Inbegriff der Genüsse: Nikotin und Alkohol!

Die nächsten Tage sind ausgefüllt mit Versuchen, einen Jeep zu bekommen, um über den 4000 m hohen Babusarpaß durch das Khagantal auf dem Gebirgsweg zurück nach Rawalpindi zu gelangen. Dieser Paß, die alte Handelsroute der Karawanen, die bis zur Einrichtung des Luftverkehrs der einzige Zugang nach Gilgit war, ist nur einige Monate im Jahr nicht vom Hochwasser der Gebirgsflüsse bedroht.

Leider entwickle ich kein Glück. Der einzige Jeep, der brauchbar gewesen wäre, muß überholt werden, auch der P. A. bedauert es, daß er mir keinen zur Verfügung stellen kann, seine beiden Fahrzeuge bedürfen dringend der Reparatur, außerdem wäre die Fahrt für eine Person zu teuer gekommen. Im Basar treffe ich zu meiner Freude Sarin und Assamkhan noch einmal. Sie „amüsieren“ sich immer noch in Gilgit; eigentlich hätte ich sie längst auf dem Rückweg vermutet, aber nun stehen sie in recht dürftigem Zustand mit bittenden Augen und leeren Händen vor mir. Nun – ich wußte Bescheid und lege ihnen noch einmal, bevor wir uns endgültig trennen, einen letzten Gruß in die Hände, was mir reiche, leider unverständliche Segensworte einträgt.

MIT TAHIR NACH KARGHA NALLAH

Zum Abschied reite ich am folgenden Tag mit Tahir, dem hübschen, vierzehnjährigen Sohn des Hauses, nach Kargha Nallah in ein herrliches Felsental östlich von Gilgit.

Er will mir zuerst ein altes Denkmal aus der Buddhistenzeit zeigen, und so führt uns der Weg an den Gärten von Gilgit entlang, über die Felder und Steinhalden ausgetrockneter Flußläufe zu dem Eingang eines romantisch-schönen, rechts und links von schrundigen Felsen flankierten Wildbachtals. Vor uns in einer steilen, etwa 100 Meter hohen Wand steht plötzlich eine aufrechte Buddhafigur, majestätisch in das Tal blickend.

„Sie ist 2000 Jahre alt“, erklärt mir Tahir; man weiß es nicht, wie damalige Bildhauer dieses Kunstwerk in der glatten Wand vollbrachten. Tatsächlich ist keine Spur von Sicherung oder Stufen im Fels zu sehen, von denen aus der etwa 20 Meter hohe Buddha ausgemeißelt worden sein könnte. Nur ein dachartiger Vorsprung über dem Kopf des Buddha könnte als Halt für eine Befestigung gedient haben, vielleicht aber auch zeugen die Löcher um die Figur von Gerüsten, die man zum Arbeiten benötigte. Auf alle Fälle ist es ein Zeugnis hoch entwickelter Kultur der frühesten Blütezeit dieses kraftvollen, kunstreichen Innerasiens.

Tahir will mir noch seinen Lieblingsplatz in den Bergen zeigen. Wir reiten auf bequemem Weg neben einem klarsprudelnden Gebirgsbach einige Meilen weiter hinauf in ein enges Felstal. Ärmlich bekleidete Bauern kommen uns entgegen, trotz der brütenden Hitze mit dicken Wollmänteln, Pelz- oder Wollkappen und Lederhäuten an den Füßen. Verwittert sind ihre Gesichter, rauh ihre Stimmen, und ich bemerke einen auffallenden Unterschied zwischen diesen Leuten und den Hunzas.

Für jeden hat Tahir ein paar freundliche Worte und scherzend bekommt er die Antworten zurück. Er ist der Liebling der ganzen Gegend von Gilgit, überall bekannt und gerne gesehen.

Nachdem wir einen steilen Serpentinweg erklettert haben, von dessen Windungen sehr schöne Ausschnitte des Tales und der gegenüberliegenden Bergketten zu sehen sind, gelangen wir auf ein Plateau, auf dessen hinterem Rand sich eine steile, etwa 1000 Meter hohe Wand senkrecht aufbaut. Wie verzaubert aber liegt zu ihren Füßen eine von Moosen und seltsamen Farnen umrahmte Grotte; von den feuchten Steinen ihrer Decke tropft Wasser in eine kleine Quelle am Grunde dieser märchenhaften Höhle – ein melodisches Klingen! Über uns schwebt ein Steinadler, dessen Schrei wir im Dämmerchein des sinkenden Tages lauschen.

Zufrieden mit dem schönen Tag, der den Abschluß meines Aufenthalts innerhalb dieses zauberhaften Hochgebirges bildet, kommen wir in später Abendstunde zurück.

Da die Aussichten auf einen Jeep noch geringer geworden sind, bereite ich meinen Abflug auf den nächsten Tag vor, vorausgesetzt, daß die Wetterlage, die nicht einwandfrei ist, einen Luftverkehr zuläßt. Es ist schon seit einigen Tagen keine Maschine mehr geflogen und auch am folgenden Morgen sieht es unsicher aus, so daß ich unschlüssig und zweifelnd den Vormittag verstreichen lasse. Plötzlich stürzt der Sekretär des P. A. in mein Zimmer und mahnt mich zu größter Eile: eben sei ein Flugzeug gelandet, das sofort wieder zurückfliegen werde. Hastig lege ich letzte Hand an mein Gepäck und nehme herzlichen und endgültigen Abschied von dem gastlichen Haus und seiner Umwelt, deren Bilder unauslöschlich in meine Seele gezeichnet sind!

Kurz darauf hebt sich die Dakota über das grüne Land von Gilgit, Kurs Süd auf die endlos erscheinenden Ketten des Himalaja.

Ich will diesmal den Nanga Parbat aus der Luft aufnehmen, habe aber leider Pech, denn die Besatzung dieser Maschine ist streng sachlich; als der Pilot meine Apparate sieht, beschlagnahmt er sie sofort und nimmt sie in die Pilotenkanzel mit. Dennoch verspüre ich die größte Lust, als wir uns dem gewaltigen Berg nähern, ihn auf einem Bilde festzuhalten. Frech begeben wir mich in die Kanzel, entdecke meine Apparate, verwickle den Bordfunker in ein Gespräch und ziehe mir von rückwärts aus einem Kasten die Retina. Aber als wir uns gerade der Flanke des Berges nähern, hüllt sich sein Haupt in eine dichte Wolkenbank. Er ist auf seiten des Piloten! In böigen Stößen tanzt unsere kleine Maschine über die letzten Vorberge Kaschmirs. Kunstgerecht placiere ich den Foto auf dieselbe Weise wieder an Ort und Stelle; ich bin erleichtert, als wir den Flugplatz von Rawalpindi erreichen!

WIEDER IN RAWALPINDI

Erbarmungslose Hitzel! Sorgfältig nehme ich meine Säcke in Empfang. Im Innern ist, dicht verpackt, mein Kapital, die belichteten Filme, und von nun an wache ich über alles mit Argusaugen.

Meine Reise durch Hunza ist beendet. Jetzt aber will ich weiter.

Für Rawalpindi nehme ich mir Zeit für einige wichtige Fahrten. Am Abend zuerst großer Kassensturz. Ich habe mehr übrigbehalten, als ich zu hoffen wagte, mein Leben in Hunza ist wesentlich billiger verlaufen, als meine Kalkulationen errechnet hatten. Auf alle Fälle will ich noch auf den Khyberpaß an die afghanische Grenze und nachher von Lahore aus versuchen, nach Indien zu kommen.

Die Zeit muß sorgfältig eingeteilt werden, vielleicht gelingt es mir in Karachi doch noch, einen Platz für das nächste Schiff zu erhalten.

Im Hause des deutschen Majors finde ich abermals herzliche Aufnahme; das Ehepaar ist zwar auf Urlaub in Deutschland, aber ein technischer Fachmann der Firma Siemens, die hier ein großes Telegrafenamnt erbaut, wohnt mit Frau und Sohn hier.

Wir sind am Abend eine lustige Gesellschaft, noch ein deutscher Ingenieur aus Karachi hat sich eingefunden, und gespannt lauschen meine Gastgeber auf die Berichte über meine Erlebnisse in der seltsamen Welt hinter den hohen wilden Bergen!

Ich muß erzählen und erzählen von dem sagenhaften Hunzaland bis tief in die Nacht.

„Was Sie alles erlebt haben, na wissen Se, nee und alles ganz alleene als Frau, na da können Se aber zu Hause was erzählen“ versichert mir der Ingenieur aus Karachi ein über das anderemal.

„Und da sitzen wir jahrein – jahraus in der stickigen, heißen Millionenstadt, ohne Abwechslung unter den größten Entbehrungen, und amüsieren uns mit Menschen, die weder den Begriff ‚Zeit‘ noch ‚Arbeit‘ kennen. Zu Hause,

in Deutschland, wachsen die Kinder heran und man wird sie kaum wiedererkennen, zwei Jahr lang schon habe ich meine Frau nicht mehr gesehen und nun soll ich noch das dritte Jahr hierbleiben, Siemens hat keinen Ersatz.“ Und aus seinem resignierten Lächeln spricht die Liebe des Familienvaters, der dieses nicht einfache und sehr entbehrungsvolle Leben auf sich genommen hat, um seinen Kindern eine anständige Ausbildung zu schenken und seiner Frau ein neues Heim, denn er ist in Berlin ausgebombt. Ich habe noch öfter Gelegenheit, mich von dem schweren Schicksal mancher Deutschen zu überzeugen, die meist aus finanziellen Gründen, getrennt von ihren Familien, einen Vertrag abgeschlossen haben, an dessen Ende sie buchstäblich die Tage zählen.

Von meinem Proviant kann ich meinen dankbaren Gastgebern einen kleinen Vorrat überlassen, wobei ihnen der Unterschied zwischen dem faden, gehaltenen Weißbrot englischer Machart und den herzhaften deutschen Schrotbroten aufgeht. Wenn ich auch versuche, den außerordentlichen Wert des Vollkornes begreiflich zu machen, so stelle ich doch leider immer wieder fest, daß das Interesse für eine gesunde Ernährung hier drüben weitaus geringer ist als bei uns, wo die unserer Volksgesundheit drohenden Gefahren in weiten Kreisen Alarm geschlagen haben, in Kreisen, die klar erkannten, daß von einer natürlichen Aufbaukost die Erhaltung der Gesundheit unseres Volkes maßgeblich abhängt.

Bei meinem Plan für den Khyberpaß finde ich sofort das Interesse meiner Gastgeber. Wir beschließen die Tour für das Wochenende.

Einige Tage bin ich bei einer deutschen, mit einem Pakistaner jung verheirateten Frau zu Gast. Als ich mit der Tonga eines Abends vor ihrem Haus ankomme, heißt sie mich freudestrahlend willkommen. Ich spüre bald, welch schweres Leben sie sich durch die Ehe mit einem Mohammedaner auferlegt hat. Am deutlichsten erscheint mir dies durch ihre Worte, daß sie – so sehr sie es sich gewünscht hätte – keine Kinder haben würde, da sie wüßte, in welch schwere Konflikte solche Mischlinge geraten. Sie ist bestrebt, einen sauberen deutschen Haushalt zu führen; ihr Mann, ein technischer Offizier der pakistanischen Armee, ist außerordentlich willig und vergöttert sie. Ihre große Reizbarkeit aber, die sie mit übermäßigem Zigarettenrauchen betäuben will, gibt mir Einsicht in die Gefahr ihrer Entwurzelung, unter der sie, aus einer echt deutschen Familie stammend, tief leidet. Um keinen Preis will sie ihr Innerstes vor mir zeigen, sie markiert im Gegenteil mit unverkennbar verkrampftem Gesichtsausdruck ein Glück, welches nicht vorhanden ist.

Nur manchmal, wenn sie ihren Unmut nicht mehr unterdrücken kann, klagt sie über die Familie ihres Mannes, von der sie sich – nach mohammedanischer Sitte – unmöglich ausschließen kann. Nicht selten z. B. erscheint frühmorgens eine Tante, setzt sich wortlos mit zu Tisch und legt sich nach dem Mittagessen mitsamt der ganzen wallenden Bekleidung auf ihr frischgemachtes Bett.

Oder mehrere Mitglieder der großen Sippe laden sich ein, ob erwünscht oder nicht, betrachten sich selbstredend als willkommene Gäste und bringen die Arme vollends zur Verzweiflung, wenn sie am Morgen ungewaschen mit den Kleidern, in denen sie die Nacht geschlafen haben, zum Frühstück antreten. Das ist zu viel für diese ästhetische Frau, die sich, ohne das vorher genauer überlegt zu haben, nun inmitten eines Volkes befindet und einer Familie angehört, deren Sitten und Gebräuche ihr den ganzen Unterschied zwischen Abend- und Morgenland schmerzlich klarmachen.

Wer da nicht bewußt die Stimme seines Erbgutes ersticken will, wer nicht kritiklos in dem Leben einer so anderen Welt aufgehen kann, der wird seines Daseins nicht mehr froh werden, wie ich es an verschiedenen Mischehen einige Male erleben mußte. Alle hatten etwas krampfartig Befremdendes, aus ihrem eigenen Wesen Gelöstes an sich, selten nur halten diese Bindungen ein Leben lang – wie oft aber ein Leben des Verzichts.

Deutsche Mädchen, die dem Ruf eines Andersfarbigen in seine Heimat folgen wollen, seid gewarnt! Die Verlockungen, die euch ein fremdes Land aus der Ferne bietet, stellen sich in Wirklichkeit als unüberbrückbare Gegensätze zwischen euren Vorstellungen und der Tatsächlichkeit dar. Kein Schiff – so erzählt man mir – soll den Hafen von Karachi verlassen, ohne daß deutsche Frauen enttäuscht und verzweifelt am Kai stehen und um Mitnahme flehen.

Auch Mr. K. sehe ich hier wieder, besuche seine Familie und die fünf kleinen Mädchen: Najma, Salma, Farida, Fahmida, Aziza mit den klingenden vokalreichen Namen. Sie haben an ein paar kleinen deutschen Spielsachen große Freude und stehen alle zusammen staunend mit weit aufgerissenen dunklen Augen vor mir, als ich den bunten Wasserball aufblase und vor ihnen springen lasse.

„Wenn Sie Delhi und Agra besuchen“, sagt Mr. K., „so denken Sie an uns alle, die wir nicht mehr zu unseren geliebten Grabstätten gehen dürfen, Sie werden verzaubert sein von Glanz, Schönheit und Größe dieser Baukunst.“

UBER TAXILA UND PESCHAWAR ZUM KHYBERPASS

Es war gar nicht so einfach, einen anständigen Wagen für die Fahrt zum Khyberpaß zu bekommen. Mit dem deutschen Ehepaar sind wir bis spät am Abend in Rawalpindi herumgelaufen, als wir endlich ein passendes Fahrzeug und einen ebenso zusagenden Chauffeur gefunden haben. Ubrigens ein sehr schöner Chevrolet, wie die meisten Taxis hier.

Mitten durch den Sandboden des nördlichen Punjab verläuft die gut geteerte Straße, auf der sich ein bewegtes Leben zwischen dem Verkehr von Fußgängern, Radlern, Ochsenkarren, Eseltreibern, Kamelkarawanen, Last- und Luxusautos und Tongas abspielt.

Schnell haben wir den Ort Wah mit seinen Fabrikgeländen und Vertriebenlagern erreicht, eine durch den Flüchtlingsstrom neu entstandene Stadt im heißen Sand dieser ertragarmen Gegend.

In eiliger Fahrt jagen wir auf ebener Straße dahin. Über dem Asphalt brütet die quälende Sonne; wenn auch alle Wagenfenster weit offen sind, so kleben die feuchten Kleider eng und erstickend auf der durstigen Haut. Viel Zeit dürfen wir nicht verlieren, aber ich möchte doch so gerne wenigstens einen Blick nach Taxila werfen.

Unweit der Straße liegen die Ausgrabungen der einstigen Hauptstadt Gandharas, eines blühenden Buddhistenzentrums im 4. Jahrhundert vor der Zeitrechnung. Seinen ganz besonderen Reiz erhält die Stätte durch die Verschmelzung und Begegnung des Hellenentums mit dem Buddhismus. Alexander der Große war auf seinem Eroberungszug nach Indien im Jahre 326 siegreich in das Fünfstromland eingezogen; wenn auch sein Aufenthalt dort nur ein kurzer gewesen ist, so hat er sich doch bestimmend auf die Kunst- richtung der hochentwickelten Vorzeit ausgewirkt.

In einem kleinen übersichtlichen Museum, welches 1936 von einem englischen Archäologen, Sir John Marshall, erschaffen wurde, finden sich, in ansprechender Verteilung geordnet, Funde aus jenen Tagen.

Neben wundervollen, edelgeformten Götterfiguren, die das indoarische Idealbild verkörpern, liegen Elfenbeinspangen, eingefasste Edelsteine, Schmuck- und Putzartikel der antiken Frau, prachtvoll ziselierte Münzen und schwungvoll geformte Tonvasen in reicher Auswahl zur Schau. Unwillkürlich schweiften die Gedanken hinüber in das sagenhafte Altertum, dessen Kraft nicht allein im Schwert, sondern in seiner ewig-zeitlosen Kunst gelegen hat.

Es ist ein schönes, solides Haus, welches der Engländer hier bauen ließ, mit einem lieblichen Garten, durch dessen schlanke Bäume sich die fernen Gebirgsketten abheben.

Aber wir müssen weiter; obwohl ich meiner Enttäuschung Luft mache, daß wir die Ausgrabungsstätten der Häuser, die einige Meilen weiter entfernt liegen, nicht mehr besichtigen können, kann mein Interesse die Mitfahrer leider nicht erweichen.

Während das Land bisher flach und abwechslungsarm war, fahren wir jetzt in das Nord-West-Frontgebiet hinein, dessen niedere Sandgebirge die Vorläufer höherer Gebirgszüge bilden. Entsprechend dem Tempo, das unser Fahrer herausholt, drückt er mit Freude minutenlang auf die schrille Hupe, was die vielen Kamele, die saumselig dahintrotten, nicht sonderlich aus ihrer Ruhe bringt. In jeder kleinen Ortschaft herrscht das gleiche buntlärmende Bild: ärmliche Basare, vor denen sich schreiende Händler und feilschende Käufer amüsieren. Durchdringende Geruchsschwaden belästigen die Nase. Am späten Nachmittag erreichen wir das Fort Attock am Ufer des Indus, gegenüber dem dort einmündenden Fluß Kabul. Auf einer Anhöhe über dem Wasser erhebt sich in breiter Front die mächtige, uneinnehmbar scheinende Festung aus der Mogulzeit. Ihre schweren Mauern mit unzähligen

Schießscharten ragen trutzig in die Luft, durch die bei manchen Eroberungs- und Kriegszügen gegen Indien dröhnender Geschützdonner hin- und hergegangen sein mag. Bekannt war Attock schon in Alexanders Tagen, als dieser hier den Indus überschritt, und von da an blieb es immer ein strategischer Punkt in Indiens Geschichte. Wie Hilfe suchend schmiegen sich die flachen Häuser der Bewohner an die Berglehne, die zum Wasser hinunterführt, aus dem nahebei Gold gewonnen wird. Hinter den verfallenen Mauern des ältesten Teils der Ruine balancieren wir über glühendheiße Felsblöcke und Steinhäufen und genießen einen weiten Blick über den breiten Strom, dessen flache Ufer direkt in das sandige Land überzugehen scheinen.

Von jetzt ab spüren wir deutlich das Grenzland. Schon vor der 180 Meter langen Brücke, die den Indus überquert, stehen bewaffnete Posten neben Verbotstafeln für Fotografieren. Ist das wirklich notwendig, oder herrscht hier nur der traditionelle Verteidigungszustand verklungener Tage?

Doch mit Afghanistans Front scheint es nicht so ganz harmlos zu sein, das Gebiet ist nicht umsonst von altersher umstritten gewesen. Ein Zunehmen des Militärs ist unverkennbar.

Durch fruchtbares Ackerland führt die Straße hinein in das 3000 Jahre alte Peschawar, die nördlichste Stadt Pakistans, einen der ältesten geschichtlichen Orte Indiens.

Wenn auch das Wort Norden hier fällt, so ist die berüchtigte Temperatur dort, selbst in den Nächten, alles andere als arktisch.

Wir sind Gäste eines Pathanen, eines Angehörigen der hiesigen großgewachsenen, schönen und stolzen Rasse, der sich als hervorragender Kenner und Führer seines Landes erweist. Dabei fällt es mir – wie so oft schon auf meiner Reise – fast ein wenig neiderregend auf, wie stark das Heimatgefühl und die geschichtlichen Kenntnisse dieser Menschen für ihr geliebtes Vaterland sind. Jeder einigermaßen gebildete Mann kennt die historischen Begebenheiten seiner Heimat bis ins kleinste, ja es scheint ihm Herzensbedürfnis, den Fremden zumindest auf die für die Entwicklung seines Landes bedeutungsvollsten Daten begeistert hinzuweisen.

So finde ich in Mr. B. einen unermüdlich antwortenden, mit Charme und selbstsicherer Höflichkeit ausgezeichneten Fremdenführer, einen Mann seines Volkes, das mir auf den ersten Blick als rassisch außerordentlich wertvoll und sympathisch erscheint.

Ogleich die Pathanen stark unter hinduistischem Einfluß stehen, bezeichnet man Peschawar als die strengste mohammedanische Stadt des islamischen Reiches, von Akbar dem Großen nach wiederholten Zerstörungen seitens der Perser, Inder, Afghanen und innerasiatischer Völker im 16. Jahrhundert wiedererbaut. Die Landessprache ist das Pushtu; die Stämme der Pathanen sind verzweigt bis in das westliche Afghanistan und hinein in das asiatische Rußland.

Zu später Stunde führt Mr. B. uns in ein Labyrinth von übervollen Gassen, in denen jetzt erst das Leben beginnt, d. h. der Handel, das Geschäft. Wir durchstreifen die alten Basars und nehmen eindrucksvolle Bilder von dieser kampferprobten, eigentümlichen Stadt mit. Noch immer scheinen Unruhestellen über sie herzugehen, und es ist noch nicht lange her, daß nachts die 16 Stadttore schwer bewaffnet und mit Scheinwerferlicht versehen wurden, um Menschenraub und Bandenkriegen, die hier immer wieder vorkommen, Einhalt zu gebieten.

Aber wehe dem Kauflustigen, der meint, einfach den Gegenstand seiner Wahl aussuchen und mitnehmen zu können – der zieht den kürzeren. Erst im Handel sinkt der Preis, was nicht nur geschicktes Auftreten, sondern vor allem Zeit erfordert. Wir können es uns natürlich nicht erlauben, tagelang um einen Teppich zu feilschen, wobei der Europäer als Gast des Händlers mindestens einmal in seinem Heim mit ihm Tee trinken und solche Gastlichkeit entsprechend erwidern muß. Nach Tagen mühevoller Arbeit hat man dann vielleicht den Preis auf eine dem Wert entsprechende Stufe gebracht. Wir können uns nur mit einigen Kleinigkeiten versehen, allerdings sind die Preise nicht hoch, besonders für Lederwaren und Teppiche oder die hübschen bunten baumwollenen Vorhänge, wie man sie statt der Türe zwischen den Räumen hängen hat.

Peschawar ist ein alter Umschlageplatz für Waren aus Afghanistan, Zentralasien, Pamir und dem indischen Subkontinent. Dorthin wird u. a. Öl, Weizen, Tee, Reis geliefert, während es von da Gold und Silber, Pferde, Schaffelle und Früchte erhält. Als vorgeschobener Posten gegen Afghanistan stand es von altersher in einem politisch-wirtschaftlichen Grenzgebiet, das heute noch der Reiz kriegerischer Verwegenheit umgibt.

Meine Neugierde, über den Khyberpaß zu fahren, wächst verständlicherweise immer mehr, denn dort ist einer der geschichtlich bemerkenswertesten Brennpunkte der Erde und ein Unruheherd erster Ordnung. Mr. B. will uns über den berühmten Paß geleiten.

Als wir am frühen Morgen die Stadt verlassen, sehen wir zunächst die großen Anlagen um die Universität von Peschawar, das Islamiah College. Es liegt, umgeben von heißen Sandflächen, drei Kilometer außerhalb der Stadt. Dieses Viertel ist in großzügiger Planung aufgeteilt. Hier wird man in Zukunft eine moderne Siedlung finden. Die Einteilung des Landes ist erfolgt und eine Anzahl von Bürgern der Stadt haben bereits Grund erworben, um hier zu bauen. Bewässerungsanlagen vom Kabul her sind im Werden, es soll sozusagen das geistige Viertel von Peschawar hier erstehen.

Die moderne Universität, eine Mischung zwischen englischem Tudorstil und indischer Palastbauweise, ist ein ausladender Bau, abermals ein Beweis britischer Werte hierzulande. Im Islamiah College werden 1500 Studenten, natürlich nach Geschlechtern streng voneinander getrennt, auf Englisch unterrichtet. Sportplätze und Anlagen ringsherum ganz nach englischem Muster.

Nur die Moschee der Universität verrät den islamischen Glauben. Sie liegt in einem herrlichen Garten von blühenden Büschen und Bäumen.

Mr. B. ist übrigens der einzige Inder, den ich kennenlerne, der zugibt, daß der Engländer das Land zu schnell verlassen hat. Er sieht die große Verantwortung, die seinem Volk seit der Selbstregierung erwuchs, die es vor viele schwerwiegende Aufgaben stellte. Ich kann die Sorge, die sichtbar um seine Stirne spielt, verstehen.

Nun fahren wir durch steppenartiges Land gegen die im Morgendunst sich bläulich heraushebenden Khyberberge.

Bevor wir das Fort Jamrud, den Zugang des Passes erreichen, mahnt mich Mr. B., einen Foto verschwinden zu lassen; vorsichtig versenke ich ihn in die Tiefe meiner Tasche. Die Paßkontrolle ist sehr genau, unser Pathane erledigt alles für uns. Der Wagen ist umlagert von großen kräftigen Gestalten, nur die wenigsten sind uniformiert, aber alle Männer sind Wächter ihres Landes. Unter den bunten breiten Turbanen blitzen kriegerische Augen, auch zwischen diesen Menschen fällt mir manch nordisch geschnittenes, blauäugiges Profil auf. Alle tragen sie breite Patronenriemen über den Schultern und hinter dem Kopf sticht, schräg am Rücken hängend, das Gewehr in die Luft.

Die Revision ist beendet, die Fotos sind abgegeben! Wir dürfen passieren. Mr. B. ist hier bekannt, es geht anstandslos weiter. „Lassen Sie um Himmels willen Ihren Apparat nicht sehen, es kommen noch andere Kontrollstellen.“ In vielen Windungen geht es nun dem 53 Kilometer langen berühmten Paß entgegen. In breiten Serpentinaen führt eine gute Teerstraße immer höher hinein in das kahle Schiefer- und Sandsteingebirge. Von manchem Gipfel blickt ein kleines Fort herab: befestigte Außenposten, zu denen der Engländer mitunter von einem Hauptpumpwerk aus Wasserleitungen errichtete. Nichts muß trostloser sein, als der Postendienst in dieser erbärmlich heißen, öden Landschaft, welche dem Besucher nur durch ihre einsame Monotonie imponiert. Je höher wir klettern, um so freier wird der Blick hinunter in das Flachland mit seinen Hügelketten, die sich fern im zarten Rosa des Horizonts auflösen. An den freiesten Punkten halten wir und atmen trotz früher Morgenstunde schwer die Schwüle dieser ausgebrannten Gebirgslandschaft, dieser nackten, baum- und strauchlosen Felsrücken. Die Schritte eines bewaffneten Grenzers verhalten. „Machen Sie schnell eine Aufnahme“, ermuntert Mr. B., und gleich wird der Blick über die gelben Berge, über die einsame Straße und die von den Engländern errichtete, bis zur Paßhöhe führende Eisenbahnlinie zwischen tiefen Schluchten und vielen kleinen Tunnels festgehalten.

Diese ganze Gegend, erzählt Mr. B., wird von wilden Stämmen bewohnt. Sie war immer und ist auch heute noch ein gefährliches Aufstandsgebiet in Indiens Geschichte. „Sehen Sie dort die vielen Höhlen im Fels, das sind

Gänge, wie von Wühlmäusen angelegt, aus den zahlreichen Verteidigungskämpfen des Passes. Immer wieder erheben sich die Stämme und gerade in jüngster Zeit lodert der alte Kriegsmut wieder auf: sie wurden nach 1947 zu Pakistan geschlagen, fühlen sich aber rein blutmäßig gebunden an Afghanistan und fordern durch schwere Unruhen von Zeit zu Zeit die Regierung heraus.“

FOTOGRAFIEREN GEFÄHRLICH!

Nicht unweit der alten Straße liegen vereinzelte Dörfer gegen den Paß hin. Merkwürdige Gestalten kommen auf uns zu: von oben bis unten in Schwarz gehüllte Frauen, die auch nicht den geringsten Teil ihres Gesichtes freigeben. Aus dem dunklen Sack streckt sich nur eine braune Hand heraus, sie hält den mit kostbarem Wasser gefüllten, auf dem Haupt balancierenden Topf. Eilig schreiten sie an den Fremden vorüber zu ihren seltsamen Hütten. Ein jedes Haus gleicht eher einer kleinen Festung. Aus den dicken Lehmmauern, die mit vielen Schießscharten versehen sind, ragen Befestigungstürme und Aussichtserker. Hier ist kein Pathane, der ohne sein handgefertigtes Gewehr das Haus verläßt, denn es herrscht noch Blutrache, welche ganze Familien, ja sogar die Bewohner ganzer Dörfer vernichtet. „Schießen liegt ihnen im Blut, kleine Jungens schon können Ihnen die Armbanduhr zertrümmern“, erzählt Mr. B.

Ich kann es nicht lassen, mich an eines dieser Gehöfte hinzupirschen, noch dazu stehen mehrere Frauen um einen Brunnen, ihre Kannen füllend. Vielleicht gelingt es mir, eine Aufnahme von ihnen zu machen. Ich stehe mitten in einem kleinen Festungswall vor einer Pathanin. Sowie sie mich bemerkt, fällt sie in die Hocke und wirft ihr Gewand über sich. Ich stehe und warte. Hinter mir höre ich das seltsame Gekicher der anderen Weiber. Schußbereit halte ich den Apparat ans Auge, da – – plötzlich springt sie auf, ergreift einen dicken Stein und fährt auf mich los, mit wütenden Funken aus ihren dunklen Augen. Blitzartig kann ich mich hinter einer Mauer gerade noch in Sicherheit bringen und hinter mir das heisere Gelächter dieser Pathanentöchter nachklingen hören. Ängstlich stehen meine Begleiter an der Straße und Mr. B. warnt mich, die Menschen hier zu fotografieren. Aus dem Wagenfenster gelingen mir aber doch einige Bilder dieser kampflustigen Frauen. Trotz Blutrache und Aufständen ist hier ein Männerüberschußgebiet, 830 Frauen auf 1000 Männer.

In Landikotl, dem letzten Markt und Karawanenpunkt in Paßnähe, machen wir Halt und besuchen abseits der Straße einen wilden Basar. Ich halte mich dicht hinter unserem Führer, denn ich verspüre keine sonderliche Lust, unter diese Männer zu geraten. Das ganze ungebändigte Kriegerblut liegt in den urwüchsigen Zügen dieser leidenschaftlichen und zum Teil sehr rassigen Männer. Ich hätte etwas darum gegeben, ein paar Aufnahmen von dem Treiben dieses seltsamen Fleckchens Erde zu machen, aber das ist voll-

kommen unmöglich. Jede Bewegung wird mit scharfen Augen verfolgt und die Händler lenken die Aufmerksamkeit bald hierhin zu den Verkaufsständen mit allerlei Stoffen, Gurten, selbstgefertigten Bastmatten und Fächern, den kleinen am Hinterkopf zu tragenden Kappen aus geflochtenem Stroh und Bast oder mit Silberfäden reichlich verzierten bestickten Mützen, wie sie das männliche Volk trägt – bald dorthin zu den Buden mit fauligem Obst und Fleisch, mit schmutzigem gebranntem Zuckerzeug, auf dem sich eine Unzahl von Fliegen herumtreibt. Über dem Ganzen schwelt ein Gestank süßlicher Verwesungsgerüche bei bengalischer Hitze.

Unberührt vom Fremdenstrom sind auch die Preise. Ich kaufe einen Bastfächer und ein paar entzückende mit echten Silberfäden bestickte Kappen für nicht mehr als ein paar Annas (einige Zehner).

In Dorkham haben wir die Paßhöhe erreicht. Ein Pathane mit wallendem Bart begrüßt uns – als er hört, daß wir Deutsche sind, nimmt er uns sofort mit in das Grenzhaus, in dem er seit 15 Jahren Dienst tut, und bewirtet uns auf das herzlichste. Tee und schönstes Obst aus Afghanistan, Granatäpfel, die mit ihrem süßsauren Geschmack so erfrischend gegen den Durst sind . . . , am liebsten hätte er uns den ganzen Tag dabehalten. Aber wir wollen noch etwas „über den Zaun“ sehen und stehen auf afghanischem Boden mit dem Blick in die unheimlichen kahlen Gebirgszüge, in denen sich alsbald die Straße auf steinigem Lehmboden verliert. Ächzend wühlen sich mit Obst schwerbeladene Lastautos, von Kabul kommend, durch das von hier ab straßenlose Gelände. Die Fahrt bis Kabul soll einem die letzten Knochen auseinanderreißen.

Hier also ist das alte Einfallstor nach Indien, durch das schon die gewaltigsten Eroberer der Erde zogen, um sich der sagenhaften Schätze Indiens zu bemächtigen. Alexander der Große lenkte von hier seine tapferen Truppen hinunter bis in den Punjab, Dschingis Chan, der gefürchtete Mongolenkaiser, erweiterte sein Reich bis tief nach Indien hinein und Timur Lenk, der Grausame, dessen Mausoleum die bedeutsame Inschrift trägt: „Wäre ich am Leben, so sollten die Menschen zittern“, dehnte seine Eroberungszüge bis zum Ganges aus. Alle zogen sie über diesen von Krieg und Mystik umwitterten Paß!

Komme ich mir auch nicht wie ein Alexander vor, so bin ich doch sehr glücklich, diesen in der Geschichte der asiatischen Völker bedeutungsvollen Punkt kennenzulernen!

Vor uns befindet sich ein Trupp Afghanen beim Ausheben eines tiefen Grabens. Sie sehen uns und beginnen ein lautes Singen und Lachen, trotz der schweren Arbeit in brennender Glut. „Das ist Propaganda“, bemerkt Mr. B. „Die Männer, ebenso wie die Soldaten, die Sie hier sehen, stehen alle im Dienste des jungen Königs Zahir Shah. Sie müssen ‚freiwillig‘ arbeiten, Löhne beziehen sie nicht, Afghanistan ist ein armes Land!“

Doch können es die hohen Randgebirge nicht verhindern, daß allmählich die Technik hier einzieht. Siemens baut auch in diesem Land mächtige Bewässerungsanlagen und Kraftwerke, und die Söhne der wenigen Wohlhabenden studieren heute schon in Paris und München.

Noch aber lebt das Volk tief im Mittelalter, noch ist nach seinem Glauben das Schicksal eines jeden in der mächtigen Hand Allahs. Noch ziehen die langen Kamelkarawanen über den gefährlichen Paßbrücken bis hinunter zum arabischen Meer. Tag um Tag 20, 30 Kilometer zurücklegend, wochenlang, ja monatelang auf der Wanderschaft. Noch herrscht hier unbegrenzt das glückliche Wörtchen: Zeitlos!

Auf unserer Rückfahrt durch Peschawar zieht es uns noch einmal in den berühmten Quissakhani-Basar. Könnte ich nur die Gerüche, die aus den engen Gassen strömen, mitfotografieren! Verbranntes, ranziges Fett, gemischt mit den Gärungs„düften“ verfaulten Obstes und dem widerlichen Gestank der Exkreme in einer Stadt, die so heiß ist, daß hinter den Fassaden dieser unheimlichen Häuser unter der Erde Räume gegen die unerträgliche Hitze eingebaut sind.

Hier ziehen einen die bunten handgewebten Teppiche, dort die Reihen der Gold- und Silberschmiede an, und zwischen dem Gewimmel der schreienden, kauflustigen Männer bietet der Friseur auf offener Straße beim Rasieren der Achselhaare eines Kunden ein ebenso interessantes Bild wie der danebenstehende Dresseur eines Bandwurms oder eines Skorpions. Dort türmen sich Berge von Trauben und Pfirsichen, hier backen die Chappatis am schwelenden offenen Feuer – alles mitten auf der Straße!

Aber die Wahl fällt schwer beim Anblick des herrlichen Kupfermarktes, dessen Gewirr von Kannen, Töpfen und Gefäßen in jeder Größe das grelle Mittagslicht zurückwirft. Ich suche zwei edelgeformte, handgehämmerte Kupferkannen aus und bezahle ganze fünf Mark dafür!

Wir nehmen nun Abschied von unserem liebenswürdigen klugen Führer, von dieser alten Stadt, von einem bis in unsere Tage wirkenden Kampfplatz der Geschichte mit seinen stolzen, aristokratischen Gestalten, deren vorder- und innerasiatisches Blut mit arischen Rassen gekreuzt ist. Daß es wirklich ausnehmend gesunde, gut gewachsene Menschen sind, wie sie Mr. K. beschrieb, davon durfte ich mich nun selbst überzeugen.

Wenige Tage aufschlußreichen Erlebens sind zu Ende.

Bei kurzer Rast am Kabul nehme ich mein einziges Freibad auf diesem Kontinent, wobei ich nur mit Aufbietung aller Kräfte am steilen, glitschigen Lehmufers wieder an Land komme, aber immerhin ein klein wenig abgekühlt die abwechslungsreiche Gegend betrachten kann, ehe wir in tiefer Nacht nach Rawalpindi zurückkehren.

WOHLTUENDE KUHLE IN MURREE – ICH TREFFE RANI UND MIR

„Wenn es hier allzuheiß ist“, sagen meine deutsch-pakistanischen Freunde, „dann fährt man mal für eine Nacht hinauf nach Murree, zum Höhenluftkurort der reichen Welt, in den Vorbergen Kaschmirs.“

Nahezu zwei Stunden lang winden auch wir uns mit dem Wagen auf ausgezeichnet gepflegter Straße immer höher, die glühende Landschaft unter uns lassend. In 2300 Meter Höhe liegt die Bergstation hart am Steilhang inmitten von Föhren- und Fichtenwäldern. Allein der frische Bergduft ist köstlich, ebenso schön aber der weite Blick über die Bergwelt Kaschmirs, bis zu den schneeigen Ketten des Himalajas, die fern im Dunst ganz schwache Silhouetten in die Luft zeichnen. Sicher ein unvergeßlich schönes Bild für den aus dem Flachland kommenden Fremden. Für mich, die ich gerade aus jenen Bergen zurückkehre, ist es nur ein schwaches Abbild dessen, was ich gesehen habe. Ich suche die Umrisse der fernen Gletscherwelt zu erkennen und nehme hier oben noch einmal einen bewegten Abschied von ihr.

Die vielen kleinen Bungalows zwischen Gasthöfen und Hotels verraten den beliebten Ausflugsort der nach Kühlung suchenden Bevölkerung. Mehr als einmal vernahm ich die sehnsüchtigen Worte tropenmüder Europäer: „Nur eine Nacht in Murree schlafen können!“

Gerne finden sich auch in der heißesten Jahreszeit hohe Regierungsbeamte hier oben ein; als wir ein Kaffeehaus besuchen, fällt uns die Unmenge neugierig Herumstehender auf, die sich auf der Straße gesammelt haben. Der pakistanische Generalgouverneur Mohammed Ghulam, der eine kurze Erholungspause von seinen Regierungsgeschäften in der Hauptstadt genießt, trinkt gerade hier Tee. Das Staatsoberhaupt, über dessen großer Adlernase die schwarze Lammfellmütze sitzt, befindet sich im Kreise eines engen Stabes, begleitet von seiner Masseurin. Als der wenig über sechzigjährige Mann, auf seinen Stock gestützt, mit der anderen Hand zitternd seine Zigarette haltend, hinausgeht, wird er von einer jubelnden Menge umringt.

Hier, im Militärhospital von Murree, möchte ich die Rani besuchen. Ich finde die Fürstin, von einer erfolgreichen Operation genesend, von ihren Dienerinnen, Hunzafrauen mit besonders fein bestickten bunten Käppchen, umgeben. Ihre Freude ist offensichtlich, sie bedauert nur, daß der Mir noch nicht zurück sei, den ich gerne auch noch einmal gesehen hätte. Die Rani ist froh, bald zu ihrem Wohnsitz zurückzukehren und der Sorge eines vielleicht plötzlichen Blinddarmdurchbruches auf verlorenem Posten in Baltit enthoben zu sein.

Nur wenige Schritte habe ich nach Verlassen der Krankenstation getan, als ein eleganter Chevrolet neben mir hält: Seine Hoheit und der Bruder des Mirs. „Auf Wiedersehen in München“ sind die letzten Worte, bevor das große Schild: Hunzastate Nr. 1 des schweren, weißen, lautlos fortgleitenden Wagens im Abendlicht verschwindet.

Langsam gleiten auch wir die lange, lange Bergstraße hinunter – der brütenden Nacht in der heißen, schlaflosen Stadt entgegen.

Am nächsten Tag verlasse ich Rawalpindi, den Ort, der meiner zweifelnden Ungeduld aufreibende Tage bescherte, an deren Ende jedoch das Glück des Kaschmir-Visums, der Gepäckrückgabe und der Bekanntschaft zahlreicher hilfsbereiter Freunde stand. Mr. K. begleitet mich zum „stationbus“, einem fünfsitzigen Wagen, mit dem ich nach Lahore fahre.

LAHORE – STADT DER GROSSMOGULE

Aus meinem Tagebuch: „In wilder Fahrt über Pakistans Hauptstraße Peshawar-Karachi. Meine Gedanken konzentrieren sich auf das indische Visum. Werde ich es bekommen? Unter unaufhörlichem Hupen rasen wir an kleinen Lehmbergen, Maisfeldern, Sandsteppen, spärlichem Weideland mit schmutzigen, kleinen Hütten vorüber. Die Sonne sinkt, die Menschen werden wach. Abendstimmung am Jhelum (Fluß aus den Kaschmirbergen). Neben den Schienen sitzt der Bahnwärter im rosa Hemd und raucht aus langer Hubble-bubble. Süßlicher Gestank aus Basars und Straßen. Menschen, braun, sehnig und abgezehrt, baden im Fluß, neben ihnen massige, glänzende Leiber von Büffeln. Kurze Rast im Basar von Gujarat. Kleiner Handel um ein Bastkörbchen von 4 auf 2 Rupien! Heiß, Gesang, Gerüche, Sterne. Einst zog Alexander diesen Weg . . .“

Gegen 10 Uhr halten wir auf dem Busplatz von Lahore. Hier soll es noch heißer sein als in Rawalpindi! Ich besteige eine Tonga, halte einen Orientierungsplan meiner deutsch-pakistanischen Gastgeber in Rawalpindi in der Hand, bei deren Eltern ich wohnen soll. „Ganz leicht zu finden“, hatte Captain H. erklärt, als er mir eine „exakte“ Skizze überreichte. Mein Fahrer versteht kein Englisch. Lahore ist groß, das Leben in den Straßen auf Hochtouren. Man feilscht, man handelt, man singt, musiziert und kauft. Basar an Basar, Straße an Straße. Menschenwogen zwischen den Petroleumlampen der Verkaufsbuden. Die Brücke haben wir überquert, die Eisenbahnschienen links liegen gelassen, die zweite Querstraße hier, das müßte es sein. Ich nenne: Shalimar Gardens Road, frage verschiedene Passanten, niemand versteht mich. So fahren wir eine gute Weile unter spärlichster Straßenbeleuchtung des Außenviertels der Stadt im Kreise herum.

Schon entschieße ich mich, ein Hotel aufzusuchen – mir ist es peinlich, zu solch später Stunde als Gast in dem unbekanntem Haus zu erscheinen –, da tritt ein junger Pakistani an den Wagen, ein Neffe der Familie, die vollzählig versammelt auf mich wartet. „Die Zeichnung ist allerdings sehr genial, das sieht meinem Sohn gleich“, lacht der Vater des Hauses, dann stellt er mir seine Frau, vier erwachsene Töchter, einige Tanten und Neffen vor. Ich fühle mich sofort warm in der großen, gastfrohen, vom neuzeitlichen Leben erfaßten mohammedanischen Familie. Besonders gefällt es mir, daß die Töchter des Hauses, obwohl in Stil und Sitte an althergebrachter moham-

medanischer Überlieferung festhaltend, dennoch im öffentlichen Leben stehen, mit eigenen Berufen und selbständigem Denken – emanzipierte Frauen des modernen Ostens. Eine Tochter ist Lehrerin im Islamiah College von Peschawar. Sie erzählt mir von dem freien Leben, welches sie dort genießt. Drei Vorlesungen am Tag, die übrige Zeit kann sie Sport treiben und ihren Interessen nachgehen. Viele ihrer Studentinnen seien älter als sie selbst, was sie – wohlverstanden aus Autoritätsgründen – geheimzuhalten weiß. Die jüngste Tochter beendet eben ihre letzte Schulklasse und wird bald darauf heiraten. Auf meine Frage nach ihrem zukünftigen Mann antwortet sie lachend: „Ich kenne ihn nicht, am Hochzeitstage erst werde ich ihm zugeführt.“

Da es im Haus betäubend nach scharfen Desinfektionsmitteln riecht, ziehe ich, wie es alle tun, das Nachtlager im Garten vor.

Ich kann mich jetzt – ganz anders als auf der mit dauernden Schwierigkeiten verbundenen Hinreise – dem Genuß aller interessanten Eindrücke unbeschwert hingeben. Freilich sind es nur oberflächliche Erlebnisse, aber ich will in den wenigen Tagen, die mir noch bleiben, versuchen zu sehen, was zu sehen ist.

Dank der guten Führung durch die Töchter des Hauses lerne ich einige alte Bauten und Anlagen dieser Stadt kennen. Die Gründung von Lahore geht bis auf das 1. Jahrhundert nach der Zeitrechnung zurück. Später gelangte es unter hinduistische und mongolische Führung, um im Mittelalter einen Schwerpunkt im Reiche der Großmogule zu bilden. Aus jener Blütezeit heben sich die – nach Aussage meiner Gastgeber – größte Moschee der Welt, die Badschahi-Moschee, das alte, mächtige Fort, das Herz der Stadt, und die berühmten Shalimar-Gärten mit ihren entzückenden Wasserterrassen und den Hunderten von Springbrunnen heraus. Wir besuchen das Mausoleum Kaiser Jehangirs aus schwarzem und weißem Marmor hinter filigrierten Marmorgittern. Der Sarkophag ist mit kostbaren Edelsteinen besetzt, kleine leere Vertiefungen im Stein waren früher mit Gold gefüllt, das, wie mir erklärt wird, und wie ich es auch an anderen Gräbern immer wieder sehe, im britischen Weltreich andere Verwendung fand.

Am stolzesten vielleicht sind die jungen Mädchen aber auf das Grab ihres Dichter-Propheten Iqbal, welcher, eine islamische Renaissance anstrebend, der Urheber der Trennung zwischen Mohammedanern und Indern war. Und der Stolz der errungenen Selbständigkeit der freien, indischen Islamen leuchtet jedem Pakistaner gleichermaßen aus den Augen.

Stöhnend vor Hitze – die unvermeidliche Thermosflasche im Arm – nehme ich Bilder dieser alten, vom Glanz vergangener Mogulepochen umwobenen Kulturstadt in mich auf und sehe in das emsige Geschäfts- und Militärleben dieser in den Außenrändern als modern zu bezeichnenden Großstadt. Banken, Geschäfts- und Regierungsgebäude, aus der britischen Hoheitszeit

stammend, sowie breite, verkehrsreiche Straßen geben diesem Teil der Stadt den westlichen Anstrich, wie allen Orten, in denen der Engländer einst seine Fahne aufpflanzte. Aber das Klima – Lahore ist verrufen wegen seiner lähmenden Glut – die farbige Welt, die fremdländischen Läden und Laute um mich herum und nicht zuletzt der Schutzmann, der auf niederem Podest mit am Bauchriemen befestigtem Regenschirm „unkoordiniert“ den wirren Verkehr regelt, lassen mich nicht vergessen, wo ich bin.

Wie gerne hätte ich mich mehr in die Sehenswürdigkeiten dieser einst so bedeutungsvollen Tatarenstadt vertieft – aber mein Kalender mahnt unnachgiebig.

Beim Indischen Hochkommissar hatte ich bereits wegen eines Visums vorgesprochen. Es war eine fragwürdige Sache, denn die Beamten in der Botschaft gaben mir zu verstehen, daß es mehr oder weniger von der Laune dieses Herrn abhängt, ob er das Papier ausstelle, wobei man auch nie sagen könne, wieviel Zeit dies in Anspruch nehmen würde. Als ich den ersten Versuch machte, war der hohe Beamte dienstlich unterwegs. Das Glück steht mir aber bei, als ich ihn, begleitet von der reizenden Tochter meines Gastgebers, beim zweitenmal in der Hochofenglut dieser Stadt sprechen kann. Wir haben ihn schnell in irgendein nebensächliches Gespräch verwickelt, in dem der Inder mir so ganz nebenbei und selbstverständlich das Visum für Indien ausstellt; und nicht genug: als er von meinem Vorhaben eines Besuches in Agra hört, gibt er mir als besondere Gunstbezeugung eine Empfehlungskarte an die indische Regierung mit für den Fall, daß ich irgendeine Hilfe beanspruchen würde.

„Wieder mal Glück gehabt“, denke ich froh mit dem geheimnisvollen dicken Stempel im Paß! Mit dem Flugzeug ist es an sich von hier „ein Katzensprung“ hinüber nach Indien, ich will natürlich auch den schnellsten Weg wählen. Auf dem Büro der „Indian Airlines“ aber ist dieser Tage kein Betrieb, geflogen wird erst Ende der Woche wieder, heißt es. So muß ich leider meinen Aufenthalt bei meinen überaus liebenswürdigen Gastgebern schneller, als es mir lieb ist, abrechnen und den Zug nach Karachi benützen, um dort die Maschine nach Delhi zu erreichen. (Ein kleiner Umweg von 1000 km.) Auch jetzt zeigt sich wieder der Vorteil des ungebundenen Alleinreisens, das schnelle Umdisponieren ermöglicht.

EINE WUSTENFAHRT

Ich stehe im Gewimmel des Bahnhofs der großen Nord-Südbahn der Orientstrecke Pakistans. Ängstlichen Auges suche ich meine Kulis, die nach Empfang meines Gepäcks lautlos wie Katzen mit den großen Säcken auf dem Kopf im Trubel der Reisenden entschwunden sind. Ein weißgekleideter Kontrolleur verlangt meinen Fahrschein, der Zug ist brechend voll. Das Volk fährt dicht zusammengedrückt in langen, offenfenstrigen Wagen; mir graut es ein wenig, mit wem ich die fünfundzwanzigstündige anstrengende

Fahrt zusammen machen werde. „Passen Sie ja gut auf Ihr Gepäck auf“, hatte man mich gewarnt, „es kommt vor, daß der Zug auf einsamen Stationen nachts von Banditen angefallen und ausgeraubt wird!“ Voll Sorge spähe ich immer wieder in die Menge nach den Trägern, die durch rote Hemden und Turbane leicht kenntlich sind. Unmerklich, wie sie mir entwischten, stehen sie plötzlich wieder neben mir. Ich bin noch kein Asiate geworden, denke ich, da vernehme ich die Stimme des freundlichen Schaffners: „Sie haben Glück, Madam, hier ist gerade noch ein Platz frei“, wobei er mich achtsam in eine Türe schiebt, hinter der eine junge Mohammedanerin auf ihrer Liegebank sitzt. Ich beuge mich aus dem kleinen Fenster und blicke in einen Haufen von Menschen, die laut schreien und gestikulieren, fast ausschließlich männliche Reisende, Verkäufer, Bahnbeamte „in weiß“. Eine magere Hand reckt sich durch das Fenster: „Bakschisch!“ und gleich darauf ein zweiter verkrüppelter Arm, darüber ein erloschenes Gesicht: „Bakschisch“.

Pünktlich um 19.25 Uhr verläßt der Zug den Bahnhof, Lahore verschwindet im Abendschein, die Stadt mit der größten Moschee und dem herrlichen Marmorgrab eines Königs, der das Erbe Dschingis Chans antrat. Die Stadt mit dem modernen Leben und den alten Basarstraßen, mit dem Elend und dem süßlichen Schmutzgeruch. Erschöpft sinke ich auf meine Bank, es gibt keinen trockenen Faden an mir, in Strömen rinnt das Wasser aus allen Poren. Ein Blick auf meine Saftflaschen – drei, vier –, das wird hoffentlich genügen. Ich befinde mich in bester Gesellschaft. Meine Mitreisende ist eine achtzehnjährige hübsche Pathanin, sie fährt zur Geburt ihres ersten Kindes zur Schwiegermutter nach Karachi. Ihr Mann, der auf den Stationen ab und zu verstohlen ans Fenster tritt, wechselt gerne eine paar kurze Worte, er muß sich streng getrennt von ihr halten. Wir haben Platz uns auszustrecken. An den Wänden des Abteils befinden sich übereinander je zwei mit Wachstuch überzogene Liegen, von der Decke surren unablässig zwei große Ventilatoren, eine Tür führt in ein kleines, wenig anziehendes Waschabteil. Meine Mitreisende ist zutraulich und gesprächig; sie erzählt mir von ihrer Schulausbildung in Peschawar, ihrer Heimatstadt und der jungen Ehe, in der sie glücklich ihren Aufgabenkreis zu erfüllen sucht. Ich bedaure, daß ich den Punjab nicht bei Tage sehen kann – draußen ist es inzwischen stockdunkel geworden, nur glühende Kohlenstaubteile von der Maschine fliegen wie kleine Blitze vorbei und vermischen sich mit dem unablässig durch alle Ritzen und Öffnungen des Abteils hereinfliegenden Sandstaub von draußen. Wieder sind mir meine Luftmatratze und der Schlafsack obenauf als Bett willkommen, auf dem ich nun versuche, es mir für die Nacht einigermaßen bequem zu machen. Meinen Kopf habe ich auf das offene Fenster gelegt, um auf diese Weise ein ganz klein wenig Kühlung zu erhalten, jedoch die quälende Hitze bleibt selbst bei rascher Fahrt durch die sternklare Nacht unvermindert.

Auf irgendeiner Station draußen schallt es „Kana“ (Essen), für den Europäer aber würde es nicht ungefährlich sein, von den auf dem Erdboden der Bahnhöfe von schmutzigen Eingeborenen zubereiteten Mahlzeiten etwas zu genießen. Wie meine Mitreisende überhaupt bei dieser Hitze unentwegt die scharfen Gerichte verzehren kann, bleibt mir ein Rätsel. Versuche, zu schlafen, scheitern restlos, nicht zuletzt an einem ekelhaften Geruch, der aus der schadhafte Tür des Waschraumes dringt, dessen Boden Reisende, in Unkenntnis des sich dort befindlichen Abtritts, als solchen benützten.

Der Zug hält an jeder Station, auch die Gegenzüge sind gesteckt voll von dicht zusammengedrängten Menschen, manche gehören immer noch dem langen Flüchtlingsstrom an – ein bedrückender Anblick! Ich bin abermals froh, allein mit dieser jungen Begum zu fahren. Die Gedanken kommen und gehen, gerade so wie die Züge der Gegenseite, und immerfort rasselt die Bahn gradlinig weiter. Der Staub im Abteil, auf Kleidern, Gepäck und im Gesicht wird immer dicker, die Limonade in den Flaschen immer wärmer, und als es tagt und wir auf der ersten Station halten, rennen alle Männer unter lautem „Pani“-Geschrei zu den spärlichen Leitungen auf den Bahnhöfen. Nach heroischem Entschluß erstehe ich eine Tasse Kaffee, der lediglich an seiner braunen Farbe zu identifizieren ist; essen kann ich nichts, trotz dem Anblick der Portionen, die mein Gegenüber verschlingt. Draußen liegt die monotone Steppe von Sind unter einem fahlen bläulichen Himmel, der am Horizont in der Wüste untertaucht. Arm das Land und ärmer noch seine Bewohner, die in dürftigen Lehmhütten auf dieser durch Glut und Trockenheit zerrissenen Erde ihre Bleibe fanden. Selbst den Kamelen, die verlassen im braunen Sand stehen und ihre langen Häuse melancholisch in den Himmel strecken, selbst diesen genügsamen Tieren kann der Boden nichts bieten.

Aber oft genug wird die eintönige Fahrt von den bunten Bildern auf den Stationen unterbrochen, und jedesmal eile ich mit der Kamera zum Fenster, denn immer neue Typen tauchen auf. Ein Wogen von dicken Turbanen aller Schattierungen über der dunklen Haut, den schwarzen Augen, oder über Hennabärten, deren Träger barfuß oder in heruntergetretenen, an den Spitzen aufgebogenen Pantoffelschuhen stecken. Kellner in ihren weißgrünen Uniformen, schwere Tablettts von Chappatis, gewürzten Fleisch- und Gemüsespeisen auf den Köpfen balancierend, winden sich durch Gruppen sich ängstlich unter dem Schleier verbergender Frauen, alten klassischen Gesichtern von Bauern und Pilgersmännern oder zwischen verlumpten, oft verkrüppelten Bettelkindern hindurch. Und wie flitzende Irrwische die roten, schwerbeladenen Kulis im Gedränge der Massen. Ich kann keine Fotos machen, ohne daß nicht neugierige, erst wie ein Weltwunder mich anstarrende, dann grinsende Mannsgesichter vor mir stehen und miterfaßt sein wollen. Ein Jüngling reicht mir beflissen seine Adresse durchs Fenster, da er sich ein schönes Bild von sich erhofft.

Gegen Mittag bin ich aufgelöst vor Hitze. Meine letzte Wasserflasche ist angebrochen! Die Leitung im Nebenraum gibt nur noch ein paar Tropfen warmer Brühe ab, um sich das Gesicht zu benetzen. Draußen wird das Land durch einige Kokospalmen belebt, in Khaipur stehen graue Jute-Fabriken, irgendwo brennt ein Palmenhain. Der Zug hält immerfort auf freier Strecke, einmal steige ich aus und verfolge die Geleise: vor und hinter uns eine schnurgerade Linie. Ich kann es aber nur für Sekunden draußen aushalten, selbst unter den Ventilatoren ist die Luft wie unter einer stark geheizten Frisierhaube. Um 15 Uhr sind wir in Nawabshah, einem kleinen grauen Wüstenort, dessen Glut von der leer gedörrten Steppe auf das Metall unserer Stahlkammer zurückgeworfen wird, die sich immer gieriger daran erhitzt. Das ist die Wüste Sind, die ich auf meinem Weg in das Hochgebirge so eilig überflog.

Nachdem wir schon andauernd auf freier Strecke gehalten haben, gibt es plötzlich einen starken Ruck, und wir bleiben mitten in der Einsamkeit stehen. Über den flimmernden Geleisen ist die Lokomotive hoffnungslos außer Gefecht gesetzt. Hunderte von Männern sind hinausgeklettert, um entweder ihre Notdurft zu verrichten oder im spärlichen Schatten der Wagen Platz zu nehmen. Ein Beamter verschwindet auf dem Schienenstrang, um nach einer neuen Maschine – von wo weiß ich nicht – zu telefonieren. „Wie lange das dauern kann, bis wir weiter können?“ „Inschallah, vielleicht eine Stunde!“

Nach vier Stunden setzen wir die Fahrt langsam fort. Mit den letzten Sonnenstrahlen wird Haiderabad, die älteste Stadt Pakistans, erreicht. Von nun ab macht sich eine ganz geringe Luftzufuhr vom Meer herüber bemerkbar. Die Stadt macht einen ärmlichen Eindruck, das furchtbare Wohnungselend ist allzu deutlich schon von weitem zu erkennen. Unter geflickten Zeltplanen oder hinter ein paar Brettern hausen die in Lumpen gehüllten Flüchtlinge auf offener Straße.

Obwohl wir noch zwei Stunden zu fahren haben, fängt meine kleine Pathanin an sich zurechtzumachen, wobei ich ihr aufmerksam zusehe. Zuerst werden die langen geölten Zöpfe geflochten und mit kostbaren Schleifen gebunden, was sie mit einer kulthaften Hingabe ausführt. Aus ihrem Koffer nimmt sie dann ein nagelneues Gewand und eine gleichfarbige lange Hose, deren überdimensionale Oberweite mich in Staunen versetzt. Ich darf alles genau betrachten, die Bekleidung ist aus schwerer Seide, am schönsten ein breiter, sehr kostbarer Chiffonshawl, der nun über den Kopf und die Schultern gelegt wird. Wie wird sie ihren Liebsten beim Aussteigen entzücken! stelle ich mir vor – da holt sie vom Haken ihre schwarze, verstaubte Purdah und läßt die ganze Pracht unter der abstoßenden Hülle verschwinden!

Während sich unser Zug langsam, nicht fahrplanmäßig um 19 Uhr, sondern spät nach Mitternacht, dem Bahnhof der Hauptstadt nähert, esse ich den

letzten Staub. Wie eine gebrannte Lehmfigur beende ich die seltsame, schier mörderische, aber doch so unerhört interessante Fahrt.

Mit einer Viktoria, einem etwas zivilisierteren Gespann, als es die Tonga ist, fahre ich in das mir genannte Hotel, das mich zu später Stunde in einem fensterlosen, trostlos stickigen Raum aufnimmt; aber eine Dusche nebenan schenkt mir trotz bleierner Müdigkeit den Genuß einer ausgiebigen Säuberung.

EIN SPRUNG NACH INDIEN

„Wenn wirklich ein Platz frei wird, dann haben wir schon Hunderte von Vormerkungen, denn wir fahren nur sechsmal im Jahr von Hongkong nach Genua – leider können wir Ihnen mit einer Rückfahrt nach Europa nicht helfen.“ Das war die Antwort auf meine Frage, die ich gleich nach der ersten Landung in Karachi im Büro der Schiffslinie Lloyd Triestino gestellt hatte.

Nun stehe ich wieder in derselben Agentur und frage, ob es nicht doch eine Möglichkeit für den nächsten Dampfer gebe. „75 % Wahrscheinlichkeit“, sagt der kleine Italiener, „daß zufällig ein Platz frei wird; ich würde ihn für Sie ausnahmsweise zurückhalten, endgültig kann ich es aber erst zwei Tage vor Abgang des Schiffes sagen.“ Gut, wenn ich aus Indien zurückkomme, wird mein erster Weg hierher sein. Ich habe das Gefühl, daß es klappt und bin trotz der fehlenden 25 Prozent glücklich in dem Gedanken, daß meine Rückreise zur See erfolgen könnte.

Aber nun ist es höchste Zeit, mich um den Flug zu kümmern. Auf dem Büro der Indian Airlines hole ich meine Flugkarte. „Wann geht die Maschine nach Delhi?“ „Um 13 Uhr heute mittag.“ „Möchten Sie mir bitte einen Platz geben?“ „Bedaure, Madam, alles besetzt, der nächste Flug ist kommende Woche, die Karten müssen ein paar Tage vorher gebucht werden.“

Ich erstarre zu Eis trotz Wüstenhitze und eile zum Manager. Er hat meinen Schock bemerkt. „Finden Sie sich auf alle Fälle beim Abflug an der Maschine ein, vielleicht gelingt es doch einen Platz freizumachen.“ Und ob ich mich einfinde! Auf dem schnellsten Weg natürlich, 15 Minuten vor dem Start bin ich da.

„Es ist fraglich, wir erwarten die Mannschaft einer anderen Linie, zwei Herren, welche dringend nach Delhi müssen, in fünf Minuten sollen sie hier sein.“

Vier Minuten, die Fluggäste sind längst verstaut.

Drei Minuten, die Motore brummen. Schauderhaftes Gefühl, genau so wie damals beim Abflug in den Himalaja.

Zwei Minuten. Tief atmen, nicht aufregen!

Eine Minute. „Der Platz ist frei, Sie können mitfliegen.“

Ein kurzer Freudenschrei. Das Gepäck auf die Waage.

„Kosten?“

„Aber, Sie können doch nicht mit pakistanischem Geld bezahlen, das nimmt die Indian Airline nicht an.“

„So hören Sie doch, woher soll ich denn indisches Geld haben?“

„Bedaure, kann ich nicht machen!“

„Geben Sie mir umgehend den Manager Ihres Flugbüros in der Stadt.“

Es dauert – eine Minute – die Leitung ist belegt – zwei Minuten – – ein kurzes Gespräch: Ausnahme wird gemacht.

Man drängt mich hastig durch eine kleine Türe, ich schnalle mich fest, wir starten!

Zum Nachdenken bleibt keine Zeit an diesem stürmischen Vormittag, noch immer halte ich das Bündel Post von zu Hause in Händen, irgend jemand von der deutschen Botschaft hat es für mich abgegeben.

2000 Meter über der indischen Wüste öffne ich die ersehnten Briefe. Aber – da schießt es blitzartig durch meinen Kopf: Jetzt ist ja dein pakistanisches Einreisevisum erloschen, dieses harterfochtene Kleinod; Himmell! Wie kann ich mir das in Indien nur so schnell wieder verschaffen, die Behörden mit ihrem mißtrauischen Tempo, und ich darf ja keinen Tag verlieren! Der Steward verteilt große Formulare: „Bitte genau ausfüllen.“

Wieviel pakistanisches Geld führen Sie bei sich?

Höchstbetrag 50 Rupien.

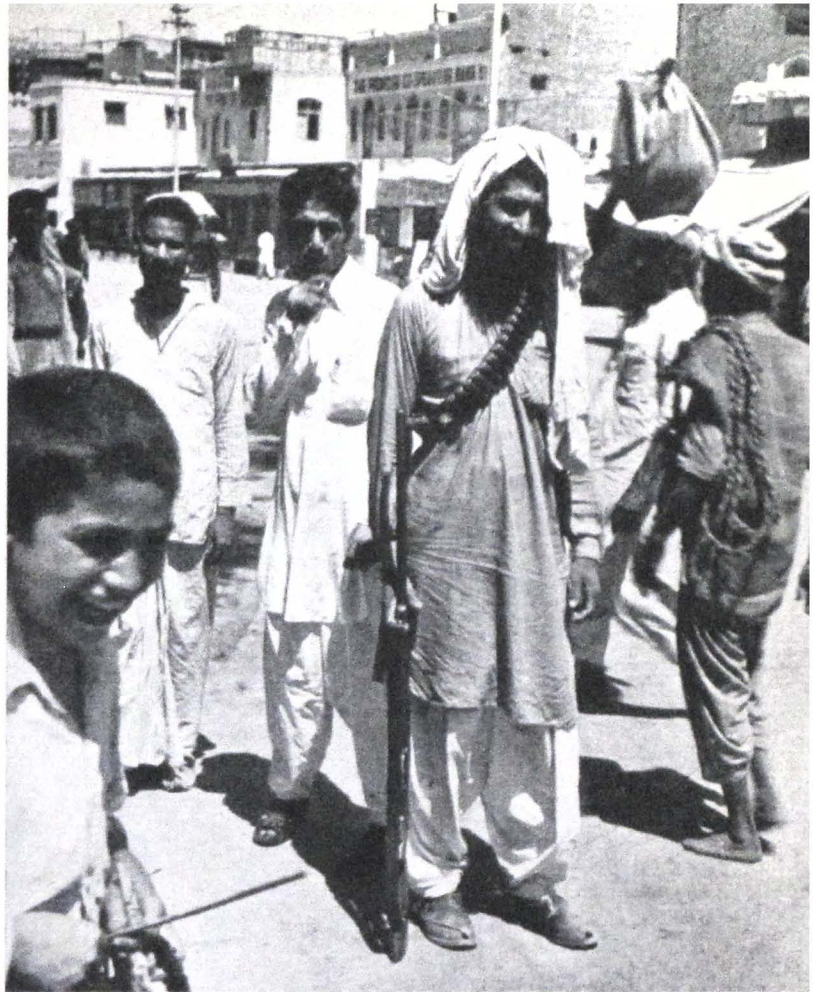
Ich habe das Zehnfache bei mir! Die Kontrollen sind sehr streng. Was mache ich bloß?

Ich schiebe mich durch den schmalen Gang nach vorne in die Pilotenkabine. „Please take seat“ (Bitte nehmen Sie Platz), bietet mir der Kapitän den Sitz neben sich an, indem er den Co-Piloten zurückschickt. Ein rassiger, etwa dreißigjähriger Inder fliegt. Sein schönes glattes Gesicht wird von einem krausen, dunklen Bart umrandet, dessen Koteletten unter dem schwarzen, klassisch geschlungenen Turban verschwinden. Über den dichten Augenbrauen sieht ein kleines, rotes Dreieck aus dem Winkel der Tuschlingen hervor. Der übrige Teil dieses Menschen einer alten Welt steckt in der modernen kurzärmeligen Khakiuniform.

„Kann ich irgend etwas für Sie tun?“ lautet seine Frage in einem akzentfreien Englisch und ich zögere nicht, diesem sichtlich hilfsbereiten Mann zuerst meine Geldsorgen, dann meine Visumnot zu unterbreiten.

„Vor allem geben Sie mir Ihr Geld“, ruft er mit Stentorstimme in mein Ohr; wir haben inzwischen die planmäßige Höhe erreicht und die beiden kleinen Motoren arbeiten auf Hochtouren, was die Luft mit dröhnendem Lärm erfüllt, eine normale Verständigung ist kaum mehr möglich. Sorgfältig verstaut er das Paket Rupienscheine in den Brusttaschen seiner Uniform. Für ein neues Visum in Indien sieht er nicht schwarz. Dann geht unsere Unterhaltung schriftlich weiter. Mit wenigen Strichen erklärt er in meinem Notiz-

Mit breiten Patronenriemen und geladenem Gewehr zeigt sich der Pathane, stolze kriegerische Kämpfer im nordwestlichen Frontgebiet Pakistans.



Meine indischen Gastgeber: Der Pilot mit seiner jungen Frau, ein Sikh, Nachkomme fanatischer Hindukrieger.





Anmut und Grazie kennzeichnen die in alter Tradition gekleidete Inderin im langen weichfließenden Sari, dem 4 Meter langen, kunstvoll gewickelten Stoff, oft aus erlesensten Geweben mit Gold- und Silberfäden durchwirkt.

buch unsere Position: Wir fliegen Kurs Ost über das gelbbraune Sandmeer Indiens, das dort endet, wo die großen Radschputenstaaten, alte, von hohen Hindukasten regierte Fürstentümer beginnen. Noch liegt die gleißende Wüste grenzenlos einsam unter uns, Andeutungen von Wohnstätten heben sich lehmfarbig aus dem Sand heraus: Zigeunersiedlungen, das Ärmste vom Armen.

„Wissen Sie schon, wo Sie in Delhi bleiben?“ Noch ehe ich antworten kann, donnert sein Organ mit Bärenstärke: „Wollen Sie nicht mein Gast sein, meine Frau wird Ihnen Delhi zeigen. Mit pakistanischem Geld können Sie in Indien gar nichts anfangen, niemand wird es Ihnen wechseln.“

Ich sehe mir meinen bärtigen Piloten von der Seite an – seine Frau? denke ich – und ahne nicht, daß sich hier oben auf 2000 Meter über Indiens Wüste mein Schicksal der kommenden Tage und ein gut Teil der Eindrücke, die ich von diesem mythenumwobenen Weltreich mitnehmen werde, entscheiden wird.

„Wir lieben die Deutschen, und wir sind stolz“, erklärt der Inder, „daß im Indoarier unser gemeinsames Blut fließt, aus dem gemeinsamer Geist und gemeinsames Denken entspringen.“ Wenn ich auch die in wesentlichen Punkten verschiedene Lebensart schon rassisch und weltanschaulich als weit voneinander entfernt betrachten muß, so freue ich mich uneingeschränkt an der Achtung, die der Deutsche trotz seiner tragischen Vergangenheit unter diesen Völkern genießt, in denen die Haßpropaganda der Westmächte seit 1914 gearbeitet hat. Wie fruchtbar könnte sich ein völkerverwandtes Zusammenarbeiten der politischen Welt, die heute als ein großes Ganzes betrachtet werden muß, auswirken. Statt dessen droht der zersetzende Machtkampf offener und geheimer Interessengruppen mit ihrem Ränkespiel in steigendem Maße die Völker auseinanderzureißen und zu vernichten.

„Wir lieben die Deutschen, jedoch – wir tragen den Stempel des Engländers, wir sprechen englisch, aber es zieht uns zu euch.“

Ob ich es nicht furchtbar schmutzig in seinem Land fände? Er hoffe, mich seiner Familie vorstellen zu dürfen.

Die Seiten meines Notizbuches füllen sich, mein Pilot ist ein guter Zeichner, wir fliegen im spitzen Winkel zur Linie Karachi–Lahore gen Nordosten.

Mittlerweile haben wir Jodhpur erreicht. Gegen das braune Hügelland, das von mageren grünen Weidestrichen durchzogen ist, fällt der Blick auf den kuppelgezierten Palast eines der letzten noch lebenden indischen Maharadschas vom größten Radschputenstaat, dem Maharadscha von Jodhpur.

Kurz darauf geraten wir in ein Unwetter. Der Himmel, eben noch licht und klar, verfinstert sich, Blitze zucken aus schweren Wolkenarmen, die Sturm und Wasser hinterherjagen und für Momente unseren kleinen Vogel bedrängend hin- und herwerfen. Dabei spielen dunkle, lila Schatten über

den Wolkenpaketen, und wenn diese auseinanderweichen, ist die Erde geziert mit grünschillernden Edelsteinen: viele kleine Seen zwischen Hügeln und Wiesen, hinter denen der Fluß als ein Streifen flüssigen Metalls ausgegossen scheint. Der natürliche Wasserreichtum hier, im Gegensatz zum Wassermangel in Pakistan, fällt mir während der Flugstrecke auf. Wenn sich auch das Wetter schnell verzieht und wir ohne weitere Gefahren hindurchschwanken, geht es fast uns allen, die wir in der kleinen Maschine zurückgelehnt sitzen, ähnlich: Wir kämpfen mit den nicht unbedingt an derlei Schaukelkünste gewohnten empfindlicheren Teilen unserer Eingeweide. Als wir den Flugplatz von Jaipur verlassen, strahlt ein klarer Abendhimmel über niederen, gefalteten Bergzügen, senken sich schnell die dunklen Nachtschatten über spärlich bewachsenes Land, und, vom leuchtenden Sternemeer kommend, kreisen wir immer näher gegen das unter uns liegende phantastische Lichtermeer von Indiens Hauptstadt: Neu Delhi.

Nur wenige Passagiere, aber die Kontrolle ist gründlich und dauert, dauert. Kritisch mustert mich die letzte Instanz: „Wieviel pakistanisches Geld haben Sie?“

Ich zeige meine Geldbörse.

„Acha“ (in Ordnung)!

Wo ist mein Captain, mein Geld, denke ich und suche mit den Augen ängstlich die runde Halle ab. Er ist fort! Beklommen nähere ich mich dem Ausgang des Gebäudes, da zieht ein Lufthafenbeamter aus der Schublade seines Tischchens ein Bündel, drückt es in meine Hand: „Mit freundlichen Grüßen von Captain B., er fuhr nach Hause, Sie möchten ihm folgen.“

Ich nehme mir ein Herz und ein Taxi, mit dem ich nach wenigen Minuten in einem neuerbauten Villenviertel Neu Delhis lande, vor einem schneeweißen, zweistöckigen, flachen Haus mit vielen großen Fenstern, die auf eine von kleinen Vorgärten eingefasste Straße hinausgehen.

Lautlos öffnet ein barfüßiger Diener, und gleich darauf sitze ich mit dem jungen Paar vor einem köstlichen Apfelsinengetränk. Die bezaubernd aussehende zierliche Frau hat es mir sofort angetan; auf den ersten Blick sage ich mir: Wenn du noch einmal aufgefordert wirst, hier Gast zu sein, sagst du sofort ja. Der Captain hat sich inzwischen in leichte Sommerkleidung geworfen, sein dunkles, krauses Haupthaar hängt lose in den Nacken; die feingliedrige, malaiische Züge tragende Frau ist in einen leichten, hellgrauen, mit Silberfäden durchzogenen Sari gehüllt. Mit ihren tiefschwarzen Haaren und Augen über dunkelroten Lippen gleicht sie in ihrer anmutigen Haltung einer zarten Lotusblüte.

Ein zweites Mal zögere ich nicht mehr, die herzliche Bitte dieser charmanten Gastgeber anzunehmen – ich hätte viel versäumt, wenn ich mich prüde zeigte. In Captain B. lerne ich die Umkehr der Flüchtlingsfälle kennen, wie ich sie bereits in Pakistan erlebte. Sohn eines reichen Landlords, lebten seine Väter

bisher, als stolze Sikhs, jene fanatischen Hindukrieger, im Westen des Reiches. Ich sehe das schöne Bild seines selbstbewußten Vaters, dessen Sohn als Ebenbild vor mir steht und sagt: „Meinem Vater hat der Umbruch das Herz zerrissen, er ist tot. Wir Jungen müssen leben, und wenn wir unsere alte Erde nie mehr sehen dürfen, so lieben wir sie bis zum letzten Atemzug. Aber, wir lieben auch unsere indische Heimat, auf der nun das große brahmanische Reich errichtet ist . . . und in dem wir ohne die Übergriffe fremder Macht heute unter Nehrus Führung eigenen Wünschen und Zielen entgegengehen – frei geworden sind.“

„Sie waren in Murree? Dort oben lebte ich als Kind, dort gehörten uns viel Land und mehrere Häuser. Hergekommen bin ich mit nichts.“

Ich sehe mich in dem stattlichen Raum um. Einfache, nach westlichem Stil gehaltene Möbel auf einem kostbaren roten Teppich. Ein eleganter Wagen steht vor der Tür.

„In England machte ich meine Pilotenausbildung, Verdienst ist gut, 2000 bis 3000 Mark nach Ihrer Währung monatlich. Ich werde mir wieder neuen Boden schaffen. Mein Beruf ist Fliegen. Wenn ich nicht alle paar Tage in die Luft hinauf kann, werde ich mürrisch und ungenießbar.“

Seine Ahnen kämpften gegen wilde Bergvölker des Himalaja, er kämpft mit dem Wetter und der unerloschene Kampfgeist blitzt aus den verwegenen Augen. „Fliegen ist meine Leidenschaft.“ Dabei führt er mich vor zwei recht gute, an der Wand hängende Pastellbilder in zartesten Farben.

„Wie gefallen Ihnen die?“

Es sind Gipfelbilder aus dem Himalaja. Luftige Ketten verlieren sich mit den Häuptionen in den Wolken, während ein zarter Schimmer von Freiheit und Weite aus dem ganzen Motiv atmet.

„Meine zweite kleine Leidenschaft“, sagt er, „Malen“!

Alles, was dieser Mann tut, geschieht mit temperamentvollem Schwung, wobei er sich, wie ich in den kommenden Tagen öfter beobachten kann, vom Moment hinreißen läßt, sei es bei der Rebhuhnjagd aus dem sausen den Wagen, oder bei einem scharfen Wortwechsel mit einem lästigen Besucher, immer zeigt sich sein ungebändigtes, jugendliches Feuer in seinem raschen Handeln.

Nie widersprechend und auf alles gefaßt, so ist die junge Frau – er konnte keine passendere finden und – er fand sie alleine, erzählt er mir freimütig: „Ich ließ sie mir nicht von anderen aussuchen!“

Es ist ein entzückendes Paar, welches mir nun Delhi zeigt, mit dem ich herumfahre und -laufe, mit dem ich zu Gast eingeladen bin und ein klein wenig in das Herz Indiens hineinsehen darf. Glücklicherweise hat mein Pilot gerade einige Tage Urlaub und da er selbst unternehmungslustig ist, machen wir täglich Fahrten und Besichtigungen. Trotz Temperaturen bis zu sechzig, ja siebzig Grad Celsius!

„Natürlich zeigen wir Ihnen Agra, zunächst aber bringen wir Ihr Visum in Ordnung . . .“ Reibungslos erhalte ich durch die Gunst eines ihm nahestehenden hohen Beamten auf der Paßstelle in wenigen Stunden ein neues Durchreisevisum durch Pakistan, ohne mich die kostbaren Tage mit den Behörden herumschlagen zu müssen, was mir schon im Geiste vorschwebte.

Neu Delhi, großzügig und verschwenderisch von den Briten als Regierungssitz erbaut, mit seinen breiten, parkgesäumten Verkehrsstraßen, lenkt den Blick auf zahlreiche staatliche Prachtbauten, die Universität und die in rötlichem Stein erbaute, in monumentalem Ausmaß erstrahlende frühere Residenz der indischen Vizekönige, heute der Regierungssitz Nehrus.

Modische, saubere Läden hinter weißen Säulen, neuzeitliche, luftgekühlte Restaurants und Bars beschließen das Außenviertel. Das Leben aber im alten Delhi, einige hundert Meter hinter diesen weißen Fassaden, ist arm und elend wie das ganze, von 360 Millionen bewohnte und unheimlicher Volksvermehrung ausgesetzte Land.

Wir parken. Mrs. B. und ich bleiben im Wagen sitzen. Es vergehen kaum einige Sekunden, da steht rechts ein junger Leprakranker, sein armes Gesicht bis zur Nasenwurzel vom Aussatz zerfressen. Er hält einen Napf für Bakschisch in das Fenster. Meine Gastgeberin wendet sich spontan ab. Neben ihm taucht unter einem zerschlagenen lila Turban das finstere Gesicht eines Wahrsagers auf, der seine schmierigen Blätter anpreist und – im Falle der Verweigerung – uns eine böse Zukunft voraussagt. Auf der anderen Seite steht ein größeres Kind mit gierigen Augen, es hebt einen Säugling an das Fenster und murmelt unaufhörlich „Memsab Bakschisch, Bakschisch Memsab, Bakschisch“ – wie einen Rosenkranz vor sich hin.

Mrs. B. richtet vier Worte an sie, das Kind nickt eine Antwort. „Bakschisch Memsab!“

„Was fragten Sie?“

„Ob es ihr eigenes Kind ist. Das sind nämlich professionelle Bettler. Vierzehn Jahre ist diese Mutter; nicht selten stehlen sie fremde Kinder, verunstalten sie und treiben Bettelei mit ihnen; ist Ihnen noch nicht die Anzahl der Bettlerkrüppel aufgefallen? Wir sind immer in Sorge wegen unseres Babys, das wir nie ohne die Amme lassen können.“

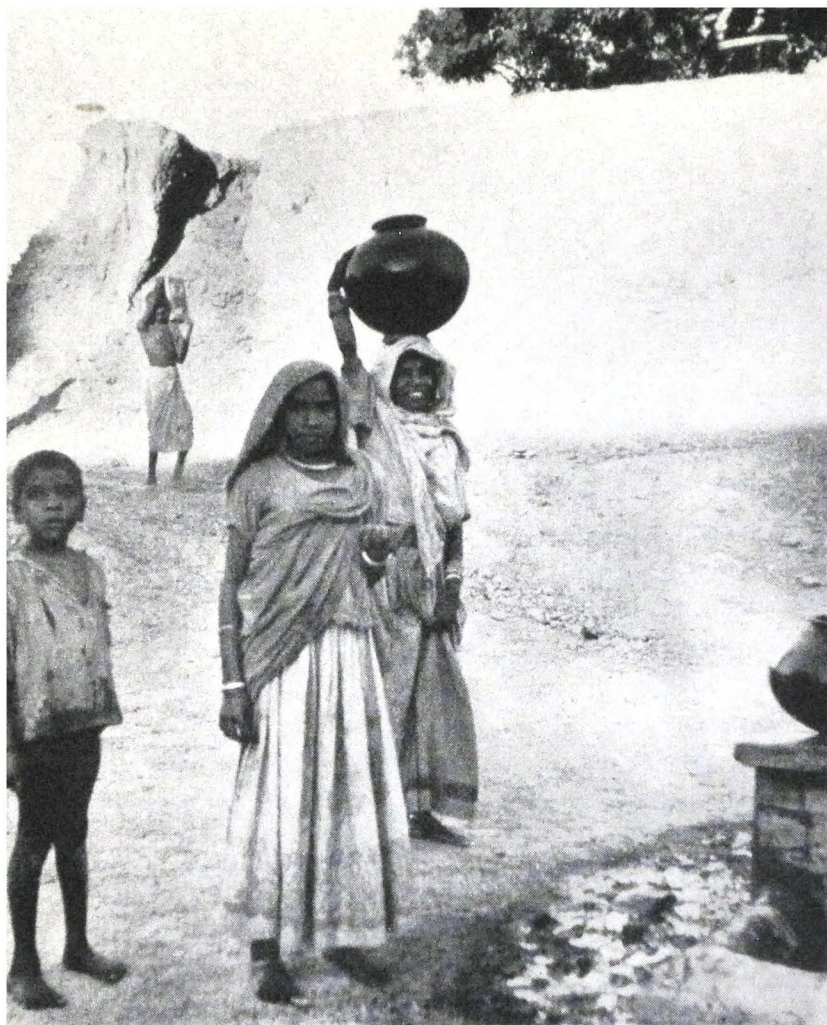
Offensichtlich spricht sie nicht gerne über diese Zustände des Landes, wohl ebenso ungern, wie mich das Ehepaar durch die Elendsquartiere des alten Delhi führt, die mein besonderes Interesse erregen. Grauenhafte Bilder der Armut, Schmutz und Krankheit, Vegetieren niederster Lebensstufen, niederster Kasten zu Füßen einer aus dem prunkhaften Mittelalter stammenden Moschee. Behausungen aus zerrissenen Reisstrohmatten, alten Fetzen – wie sie auch die Kleidung dieser Ärmsten darstellen – zwei Latten, die das Ganze halten. Penetrante Gerüche, Bakschisch und die Gesichter erloschener Kreaturen.



Vierzehnjährige professionelle Bettlerin und Mutter in Delhi. In ihren Zügen spiegelt sich die Not des 360-Millionen-Volkes.

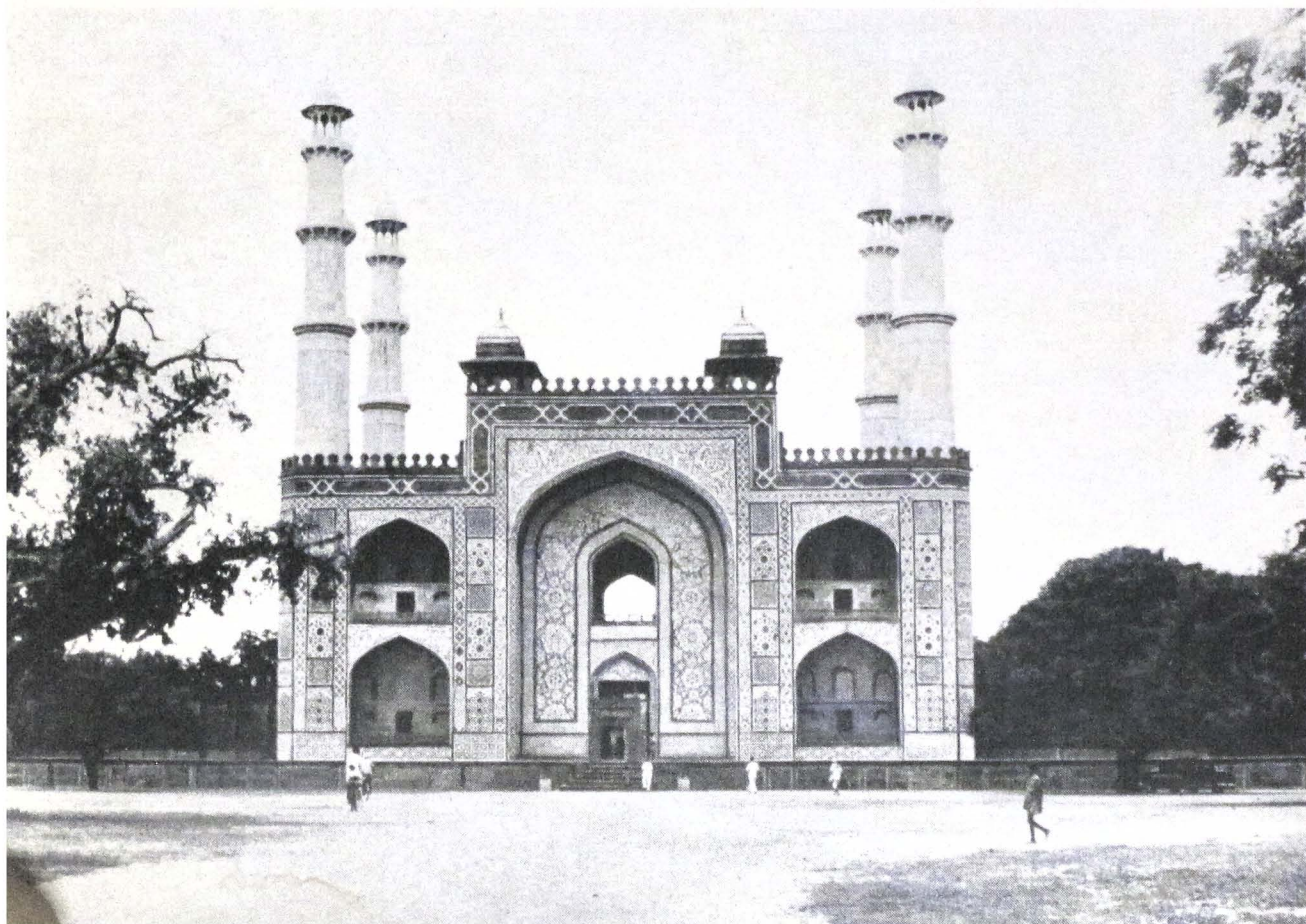
Selbst der moderne Großstadtturbel kann dem Lebensrhythmus des Inders nichts anhaben. Sein Besitz — das Bett — läßt sich überall aufstellen.





Das Volk Indiens ist arm und seine Vermehrung stellt die Regierung vor schwerwiegende Aufgaben; dennoch zeigen die Mienen der Menschen den Ausdruck natürlichen Frohsinns.

An glanzvolle Tage erinnert das Mausoleum Kaiser Akbars des Großen in Sikandra.



Das Durchschnittsalter ist 26 Jahre. Seuchen, Hungerkrankheiten, Elend. Dazu die beängstigende Vermehrung des Volkes. In Kürze sollen Strafgesetze verabschiedet werden, um dieser Massenvermehrung Einhalt zu tun. Wir fahren durch das Land. Auch hier, wenngleich in abgeschwächerem Maß, herrscht Armut, Hunger. Aber der Mensch ist froher draußen auf seinem kleinen Feld, selbst auf der trockenen, geborstenen Erde seiner kärglichen Scholle.

Dann geht es wieder durch grünes üppiges Land mit Korn, Palmen, Bananengärten. Wir kaufen eine lange Staude saftiger – ungespritzter – Früchte, zu Dutzenden hängen sie am Stock für eine halbe Mark! Das ist der östliche Punjab; wasser- und niederschlagsarm, aber verhältnismäßig reich an gutem Boden, dessen Vegetation nach Norden hin immer besser wird.

Wir fahren zu den Wunderbauten Agras. Die Straße gleicht einer rollenden Woge farbigen Lebens. Da ziehen Hunderte von Ochsenkarren, ungefederte, hochrädige Wagen, das Hauptbeförderungsmittel des Inders. Zwischen ihnen Bettler und Pilger, nackte Kinder und Gruppen von Frauen in den buntesten Farben. Oft tragen die Menschen nur Andeutungen von Bekleidungsstücken, alles läuft barfuß. In der Nähe ist ein Jahrmarkt, der hier, wie überall in der Welt, seine Anziehung ausübt. Zwischen den laut schreienden Schaulustigen hat der Händler seine Ware ausgebreitet und die Frauen suchen sich zu ihrer buntgeflackten Festtagskleidung schillernde Glasringe aus den ärmlichen Ständen aus, um ihre schon mit unzähligen Ringen behangenen Arme und Füße noch mehr zu schmücken. Wiegenden Ganges, wie er der Inderin eigen ist, kehren sie lachend heim in ihre Lehmhütten mit derselben Anmut und Gelassenheit, mit der sie den schweren Wasserkrug auf dem Kopf tragen, oder die Ochsen um den Ziehbrunnen treiben.

Dann stehe ich in Sikandra vor dem mächtigen Mausoleum des großen Mogulkaisers Akbar, dessen weiße Marmoreinlagen im roten Stein gegen den gnadenlos heißblauen Himmel aufleuchten. Durch seine Ehe mit einer Radschputentochter, also einer Hindu, habe sich seine despotische Strenge im Zauber dieser Frau in Liebe und Güte gegen seine Untertanen verwandelt. Sein Erbe trat sein Sohn Jehangir an, dessen Gebeine in dem prunkvollen Grabgebäude von Lahore ruhen. Schon zu Lebzeiten entwarfen die indischen Fürsten ihre eigenen Grabmäler, welche bis ins Kleinste getreu nach ihren Wünschen errichtet wurden. Daß hierbei nicht gespart wurde, zeigt wohl am eindrucksvollsten der „Traum in weißem Marmor“, Taj Mahal in Agra. Durch das Tor eines – ebenfalls in rotem Stein errichteten – Kolossalgrabes des Großveziers des Kaisers Shah Jahans schreitet man auf eine Terrasse, von der aus das herrliche Bauwerk einen überwältigenden Eindruck macht. Rührend ist die Geschichte um dies Grab der Kaiserin Mumtaz Mahal; Captain B. berichtet sie mir in kurzen Worten:

„Shah Jahan, wiederum Sohn des großen Jehangirs, hat im Andenken an seine Lieblingsfrau diese bekannte Erinnerungsstätte erschaffen. Ein General seiner Armee entdeckte unter den Gefangenen eines von ihm geleiteten Feldzuges ein ausnehmend schönes Zigeunermädchen, welches er sogleich zur Frau beehrte. Als sein Kaiser dieser jungen Frau begegnete, verliebte er sich ebenfalls in sie und befahl sie zur Gemahlin. Unglücklich über diese Wendung habe die Kaiserin jahrelang in Feindschaft mit ihrem Gebieter gelebt, bis sie eines Tages ihre Liebe zu ihm erkannt und eine überaus glückliche Ehe mit ihm geführt haben soll.“

Glanz und Größe strahlen von den schneeweißen Marmorwänden wider. Vier hohe Minarette beschützen den Tempel, an dem 20 000 Arbeiter 22 Jahre lang gebaut haben. Der Marmor im Werte von 25 Millionen englischer Pfunde wurde aus allen Teilen Indiens herbeigeschafft. Die Hauptkuppel mißt 19 Meter im Durchmesser, während der ganze Bau auf einem 18 Meter hohen Sockel ruht. Nur barfüßig darf das Innere jedes indischen Tempels betreten werden, in dem wir zu den mit Gold, Jade und Türkisen geschmückten Sarkophagen hinabsteigen, von denen der unvorstellbare Prunk verklungener Tage strahlt.

Außerhalb dieser märchenhaften Glanzzeit aber, jener islamischen Epoche, die Indiens Kulturgeschichte entscheidend beeinflusste und heute noch deren Nimbus erhält, steht der Gegensatz, die Errichtung eines neuen, sozialpolitischen Staates, eines Blockes, der sowohl seinen Lebensimpuls im Osten erhält, als auch neuen Atem aus dem Westen schöpfen muß, dessen Kultur und Technik im fernsten Asien einen neuen Rhythmus erzwingt. Den Übergang von der alten in die neue Zeit bildet sozusagen der in seiner Tradition verharrende Inder, das asketisch genügsame, ausgezehrt Volk, die Schar der Pilger und Bettler, denen der Komfort des modernen Lebens für immer unerreichbar bleiben wird.

Kaum verlassen wir die großartige Bühne, sehe ich einem anderen Leben ins Gesicht: Bakschisch! Freudlose Kinderblicke und gleichgültige, schicksalhaft ergebene Hinduaugen!

Jede Stunde bietet Neues. Wenn ich auch immer wieder gegen die lähmende Schlappeheit, die sich allzu gerne meiner bemächtigen will, angehen muß, stimme ich doch in jeden Unternehmungsplan ein und kämpfe mit aller Kraft gegen die auszehrende Tropenglut. Jede Bewegung verursacht Schweißausbrüche, und ich ahne nun, wie es sein muß, langsam unter Luftabschluß gedünstet zu werden!

Feste Nahrung kann ich schon länger nicht mehr zu mir nehmen, wenn sie auch mit aller Liebe und Fürsorge von meinen Gastgebern geboten wird. Nur Limonade und Obst, und überall habe ich Knäckebrötchen und Zwiebacke bei mir. Den Indern schmecken sie ausnehmend gut, sie überlegen ernstlich, ob man dieses Brot nicht aus Deutschland einführen könnte! Mein Gewichtsverlust macht sich gerade bei den anstrengenden dauernden Touren als sehr

angenehm bemerkbar. Wer in diesem Land dick ist, hat nichts zu lachen, oder sehr viel Geld und Dienerschaft!

Captain B. hat das zehnte Rebhuhn während der Fahrt aus dem offenen Wagenfenster erlegt. Der Chauffeur springt hinaus, wirft es in den Gepäckraum und wir rasen weiter! Das Gewehr steht vorne neben dem Piloten, die Mündung auf mich gerichtet. „Das wäre bei uns verboten“, sage ich scherzend, „keine Sorge“, erwidert der Scharfschütze und öffnet den Lauf, um mir zu zeigen, daß er leer ist. Wir müssen unser Tempo verlangsamen, die Straße ist übersät mit heiligen Tieren: Hunderte kleiner Affen, die in und unter den Bäumen ihr schreiendes Unwesen treiben. Gierig greifen sie nach unseren Bananen, um uns gleich darauf von oben mit den leeren Schalen zu segnen. Am Straßenrand stehen wie stolze Verkehrswächter prächtig bunt-schillernde Pfauen, über den Wipfeln der alten Mangrovenbäume erheben sich Geier kreischend in die Luft, während einige Schakale lautlos über den Weg huschen. Kamele und Esel und ein buntes Wandervolk auf Indiens Straßen.

Auf die schlammigen Tümpel fallen letzte Lichtstrahlen und lassen die massigen Leiber der großen, stark gehörnten Büffelkühe erglänzen, die dutzendweise in der Brühe nach Kühlung suchen.

Die kleinen Nester am Weg wachen auf, abends, nachts. Die engen Gassen sind verstopft. Eintöniger Hindugesang klingt aus den von Öllichtern erhellten, schmutzigen Teestuben. Teppiche, Schmuck, bestickte Lederpantoffeln, kitschige Buntdrucke neben zauberhaften Elfenbein- und Sandelholzminiaturschnitzereien liegen zur Auswahl bereit. Von der Decke des Basars hängt der göttliche Büber im Lendenschurz: Gandhi – Sinnbild der Einigkeit, des Friedens. Der Atem stockt nahezu unter der beklemmenden Atmosphäre schwelender Weihrauch- und süßlicher Parfümhölzer, gemischt mit dem Rauch des Ghees – ranziges, jahrzehntealtes Butterschmalz (je älter, desto besser!). Dort, wo die Menge am dichtesten, kauert der Schlangenbeschwörer am Boden und lockt mit seiner dudelsackartigen Flöte meterlange Riesenboas aus dem geheimnisvollen Korb. Mit tanzenden Bewegungen schlingen sie sich um den Hals und Körper des Mannes, der durch die Entfernung der Giftdrüsen diese unheimlichen Tiere für sieben Jahre unschädlich machte.

An einem Abend sind wir Gäste im Hause der Schwester meines Piloten. „Sie werden echten indischen Tanz und Musik dort kennenlernen“, versichert er mir stolz. Und dann sitze ich auf dem Boden zwischen anmutigen Inderinnen in ihren erlesenen Saris über der getönten, geschmeidigen Haut, sehe, mit welcher Grazie die von Schmuck glitzernden Arme und Hände in die Saiten alter, kostbarer Instrumente greifen, und höre die nicht endenwollenden, sich fast überschlagenden Kehlkopfgesänge, deren eigenartig gezügelter Rhythmus wie klagend durch den Raum schwingt. Keine der Frauen, die nicht singt und in langen Liedern den gespannt lauschenden

Hörern Klänge echt asiatischer Musik darbietet, die auf mich in ihrer pausenlosen monotonen Wiederkehr wesensfremd wirkt.

Spät nach Mitternacht wird endlich das Mahl gereicht. Auf langem Tisch bietet die Folge sehr scharfer und sehr süßer Speisen den flink danach greifenden Händen reiche Auslese, auch der Alkohol wird nicht verschmäht. Erst auf ein Zeichen der Männer brechen wir todmüde in früher Morgenstunde auf.

Aus irgendeinem Grunde hat sich meiner eine gewisse „Platzangst“ bemächtigt. Vielleicht durch die grausame Hitze, die anstrengenden Unternehmungen oder den Widerwillen gegen das Essen, jedenfalls lastet ein unbestimmter Druck auf mir, daß ich – vielleicht, weil ich gar so schwer in das Land einzudringen vermochte – ebensolche Ausreiseschwierigkeiten befürchte. Doch mein Flugplatz für den folgenden Tag scheint gesichert und auch das Transitvisum für Pakistan halte ich in Händen. Was sollen da die dummen Aufregungen!

„Morgen fliege ich nach Srinagar, der schönsten Stadt, die es gibt, in den hohen Kaschmirbergen, von schneeigen Ketten des Himalaja bekränzt, zu denen kristallene Seen und üppige Wälder emporlachen. Kommen Sie mit, ich möchte Ihnen gerne die Perle Indiens zeigen.“

Wie gerne käme ich mit, aber die Zeit drängt zum Schluß, in wenigen Tagen geht das Schiff in See. Ich muß es erreichen!

„Dann sehen wir uns Kutab Minar noch an“, sagen meine Freunde und bringen mich außerhalb Delhis zu einer herrlichen Anlage. Hoch in die Luft steigt ein sich nach oben verjüngender roter Sandsteinturm. Seine plissee-förmig gemeißelten Wände bauen sich schachtelartig übereinander bis nahezu 80 Meter Höhe auf. An den einzelnen Absätzen sind Reliefs und Ornamente in bunter Vielzahl angebracht. In 300 Jahren schufen mehrere Herrscher an dem fünfstöckigen Minarett, dessen Bau im Jahre 1100 begonnen wurde. Im Mittelpunkt eines schönen antiken Rundganges aber steht eine schlichte acht Meter hohe Eisensäule, das älteste Kulturzeugnis Indiens. Aus der Zeit der frühesten indischen Mythologie stammend, soll ihr Kapital dem Standbild des Adlers: dem Sonnenroß des Gottes Vischnu gedient haben. Eine Sanskrit-Inschrift im unteren Teil der Säule weist auf das dritte Jahrtausend vor der Zeitrechnung hin; die geriffelte Glocke am Kopfstück ist die Bestätigung der nordindischen Gupta-Kultur aus jener Zeit. Ursprünglich befand sie sich vor einem Vischnu geweihten Tempel, später wurde sie aber, wahrscheinlich von Mohammedanern, hierher versetzt, wobei die glatte Oberfläche der Säule über ihrem Fuß zu Schaden kam. Das Erstaunlichste ist, daß genaue Analysen des seltsamen nicht rostenden Materials Spuren hinterließen, welche der heutigen Wissenschaft nicht bekannt sind! Die außerordentliche Reinheit des Metalls lehnt die Annahme einer Gußarbeit ab, wahrscheinlich handelt es sich um ein Schmiedewerk.

5000 Jahre – und diese unvergängliche Leistung von Menschenhand! Um die alte Eisensäule bei Delhi weht immer noch die Größe höchster Kunst frühester Zeit!

Aus dem 20. Jahrhundert halte ich ein Fernglas in Händen, ein kleines Kunstwerk vom Geist des technischen Zeitalters. Made in Germany!

Ich glaube, mein Gastgeber findet Gefallen an dem optischen Auge, das – verkehrt gehalten – die alte Zeit so weit, weit hinter uns erscheinen läßt. Wir plaudern ungezwungen, meine Freunde, die ich in kurzer Zeit ehrlich lieb gewann, und ich, als ob wir uns sehr bald wiedersehen würden.

AUFREGUNG BIS ZULETZT – KARACHI IM BANN DES MUHARRAMFESTES

Leibhaftig – dort steht er, der kleine Wüstenvogel, den ich in der dummen letzten Nacht, von Hitze hin- und hergeworfen, nie mehr zu erreichen fürchtete – schon hat er mich geschluckt! – Lebt wohl! ihr Freunde, ihr Menschen verwandten Blutes, leb wohl „Mutter Indien“! Werde ich euch je wiedersehen?

Dröhnend steigen wir in die flimmernde Luft.

Regelmäßig surren die Propeller an den Flügeln. Mit jedem Meter nähere ich mich Europa. Der Flug geht heute ganz glatt. Viele neue Bilder drehen sich auch in meinem Kopf, alle darf ich mitnehmen nach Hause – nach Deutschland.

Warum ist nur wieder das dumme Gefühl in mir? Was soll denn sein? Alles hat so wunderbar geklappt bisher, jetzt bekomme ich doch sicher auch noch den Schiffplatz. Mein erster Weg morgen früh wird der zum Schiffsbüro in Karachi sein.

In Jaipur fliehe ich in den Schatten der Flughalle und betrachte die einzigartigen kleinen Schnitzkunstwerke, bezaubernde naturgetreue Tiere, und Schmuckstücke. Das Sandelholz! Wie es duftet, nie verliert es seinen herb-süßen Geruch.

Ich versuche es!

„Ausnahmsweise“, sagt der Inder und holt mir aus der Glasvitrine ein paar Tierchen heraus. Ganz schnell verschwindet das pakistanische Geld!

Der Flug geht weiter – ich muß eilen.

Da legt sich von hinten eine Hand auf meine Schulter: ein Polizist hält mich fest:

„Sie wissen, daß das strengstens verboten ist, Madam?“ Ich erschrecke, tue aber, als ob ich es nicht verstanden habe und steige ein. Mir ist sehr ungemütlich. Dann landen wir in Jodhpur. Wenn man mich . . . Ach, dummes Zeug . . . Die Startbahn – das kleine Gebäude – Stop. Neben der Maschine stehen zwei bis an die Zähne bewaffnete Polizisten und öffnen die Türe.

Ich erhebe mich bleischwer aus meinem Sitz... Vier abenteuerliche Burschen werden aus dem Flugzeug geholt! Verwegene Männer mit schmierigen Turbanen und schweren Blechkoffern, sie wollten mit falschen Pässen nach England!

„Es gab eine kleine Verzögerung, wir bitten um Ihre Nachsicht“, entschuldigt sich der Zollbeamte mit großer Höflichkeit.

„Aber bitte sehr“, sage ich und steige leichtfüßig wieder ein. Man wird mich doch nicht in Karachi belangen? Ich habe immer noch ein schlechtes Gewissen! Es war Einbildung, Überanstrengung.

Über der Wüste hängen schwere Monsunwolken. An den Fenstern laufen dicke Tropfen herunter, riesige Seen schwimmen über dem Sand. Das große Gebäude im Flughafen von Karachi ist durch herabfallende Wasserschnüre in Schleier gehüllt. Treibhausschwüle mit warmer Brausel

Unter einem unwahrscheinlich großen Monsunschirm bringen uns die Kulis zum Bus. Unterwegs muß ich hellauf lachen, wie sich die Jungens schwimmend durch die Straßen bewegen. In zwei Tagen entstand ein verkehrswidriges Hochwasser und die Stadt hat keinerlei Einrichtungen für Kanalisation. Entsetzlich – der halbe Meter über dem Boden, die Region der Flüchtlinge ist total unter Wasser!

Morgen werde ich Bilder von dieser Hochflut in Karachi machen.

Im Hotel habe ich noch einen Brief zu schreiben, den ich vor Mitternacht unbedingt aufgeben muß. Wie komme ich nur zur Hauptpost? Sie liegt ein ganz schönes Stück weit im Zentrum. Nirgends ein Vehikel, so mache ich mich auf den Weg, Schuhe in der Hand, Rock hochgerafft und wate bis zu den Knien tief durch die graue Flut von Pakistans Hauptstadt zum Briefschalter, wo ich durch persönliche Stempelkontrolle dieses Schreiben bestimmt außerordentlich beschleunige.

Am nächsten Morgen ist der ganze Spuk vorbei, das Wasser nahezu verdunstet. Die Sonne brennt wieder lähmend.

Ich finde einen Brief von der Deutschen Botschaft vor, in dem mir mitgeteilt wird, daß die Indische Gesandtschaft in Lahore nicht ermächtigt sei, mir ein Visum für Indien auszustellen, ich könne mich nur mit Fragebogen usw. usw. . . .

Ich habe den Schiffsplatz!!

Karachi gleicht einem aufgestochenen wildwimmelnden Ameisenhaufen. Man feiert Muharram, das religiöse Märtyrerfest, einen Buß- und Trauertag, welchen eine Sekte der Mohammedaner, die Schiiten, zu Ehren ihres Nationalheiligen Hussain, eines Enkels des Propheten Mohammed, unter tollen Zeremonien begeht. Schon mitten in der Nacht bewegen sich Gruppen von Männern und Jünglingen mit fanatischem Feuer in den brennenden Augen unter lautem Geschrei und Gesang vorwärts. Sie führen schwere Ketten und

scharfe Geißelinstrumente bei sich, mit denen sie sich im Gedenken an ihren Heiligen, der seiner Überzeugung folgend den Märtyrertod starb, blutige Wunden zufügen. Den ganzen Tag rennt das Volk wie besessen herum. Eine Art großer Monstranzen aus Gold- und Silberpapier werden unter dumpfem Trommelwirbel durch die – wie es scheint – wahnsinnig gewordene Menge getragen. Seltsamste Gestalten tauchen auf: Finstere, bärtige Muselmänner, Gruppen von vermummten Frauen, ihre Säuglinge in Reiterstellung auf der linken Hüfte haltend (die typische, wenig ermüdende Babyhaltung der Inderin), symbolische Schwertertänze, unter wildem Klingenschwingen sehniger Burschen, dazwischen nackte Kinder mit ihren großen randgeschwärtzten Augen, entstellte Bettler und Büber und der umringte Wasserträger, aus dessen schlieriger Kuhhaut warmes Naß für die brennenden Kehlen strömt. Ich muß meine Kamera fest an mich pressen, beinahe wird sie schon von den wütenden Blicken gegen die weiße Eindringlerin heruntergerissen. Schnell und vorsichtig versuche ich hier und da Bilder der vom religiösen Fanatismus getriebenen Menge zu erwischen. Mehrfach bin ich umgeben von laut schreienden Gesichtern – – meine Güte, bloß nicht von dieser rasenden Menge angegriffen werden! Aber so etwas bekomme ich doch nie wieder zu sehen! Es ist ein todernstes Fest, kein freundliches, kein lachendes Gesicht; dazu eine grauenvolle Luft, ein Gestank ohnegleichen über den Straßen, die sich unter den heißen Füßen schier aufzulösen scheinen. Schweißgebadet erreiche ich ziemlich erschöpft mein Hotel.

Einige deutsche Herren von Siemens wohnen auch hier, wir versuchen mit einem Wagen zum Meer durchzukommen – man hat nur noch das Bedürfnis nach Wasser, und am Meer ist ein schöner Badestrand. Wie es mir aber schon bei meiner Herreise nicht gelang, so habe ich heute wieder kein Glück, die Straßen sind zu sehr verstopft, an ein Durchkommen mit dem Wagen ist nicht zu denken. Vom breiten, palmengesäumten Boulevard des modernen Stadtviertels führt mich mein Weg noch einmal zu den trostlosen Elendsquartieren, wo sich das Wasser bemüht, allmählich von dem schlammigen Boden abzufließen. Kreischend fliegt die Gesundheitspolizei auf: widerliche, struppige Geier. Ihrer Pflicht an Aufräumarbeiten verwester Stoffe und Abfälle genügend, üben sie sogar einen nicht zu unterschätzenden hygienischen Dienst in der Großstadt aus. Die Parsen z. B., eine islamische Sekte, legen ihre Leichen den Vögeln zum Fraß hin und überlassen sie den gierig kreisenden Räubern als Beute.

Die Abwicklung meiner Ausreiseformalitäten hat sich reibungslos vollzogen. – Die Abschiedsstunde naht, ich fahre mit meinen zerschundenen Expeditionssäcken zum Hafen an die Pier. Zwischen einigen beachtlichen Frachtern werfe ich den ersten Blick auf die schneeweiße „Asia“ des Lloyd Triestino. Es ist ein sehr modern ausgestatteter 12 000-Tonner und ich habe das Glück, mit einer lebenswürdigen Ägypterin, einer jungen Pianistin, zusammenzureisen.

Das Leben am Kai wird immer bewegter. Passagiere werden von ihren Verwandten an Bord gebracht, indessen mit großen Kränen letzte Ladung verfrachtet wird. Gruppen von Abschiednehmenden, Kulis mit schwerem Gepäck, kommende und abfahrende Wagen, dazwischen ruhig dahinschlurfende Kamele mit hohen Lasten. Ich stehe an der Reling und freue mich an dem bunten Bild, an allen großen Eindrücken, die in mir lebendig schwingen – freue mich auf die herrliche Seefahrt! Bunte Luftschlangen flattern vom Deck hinunter in die dichte zurückbleibende Menge. Zu Hunderten, Tausenden wirken sie wie ein symbolisches Band zwischen den Abfahrenden und dem Festland, zwischen gestern und morgen. Dann ertönt die dunkle, heisere Sirene von Bord, eine Abschiedsweise erklingt vom Hafen her und unter Winken, Lachen und Weinen reißt die bunte Papiermauer – gleitet langsam und zitternd die „Asia“ hinaus in die offene arabische See.

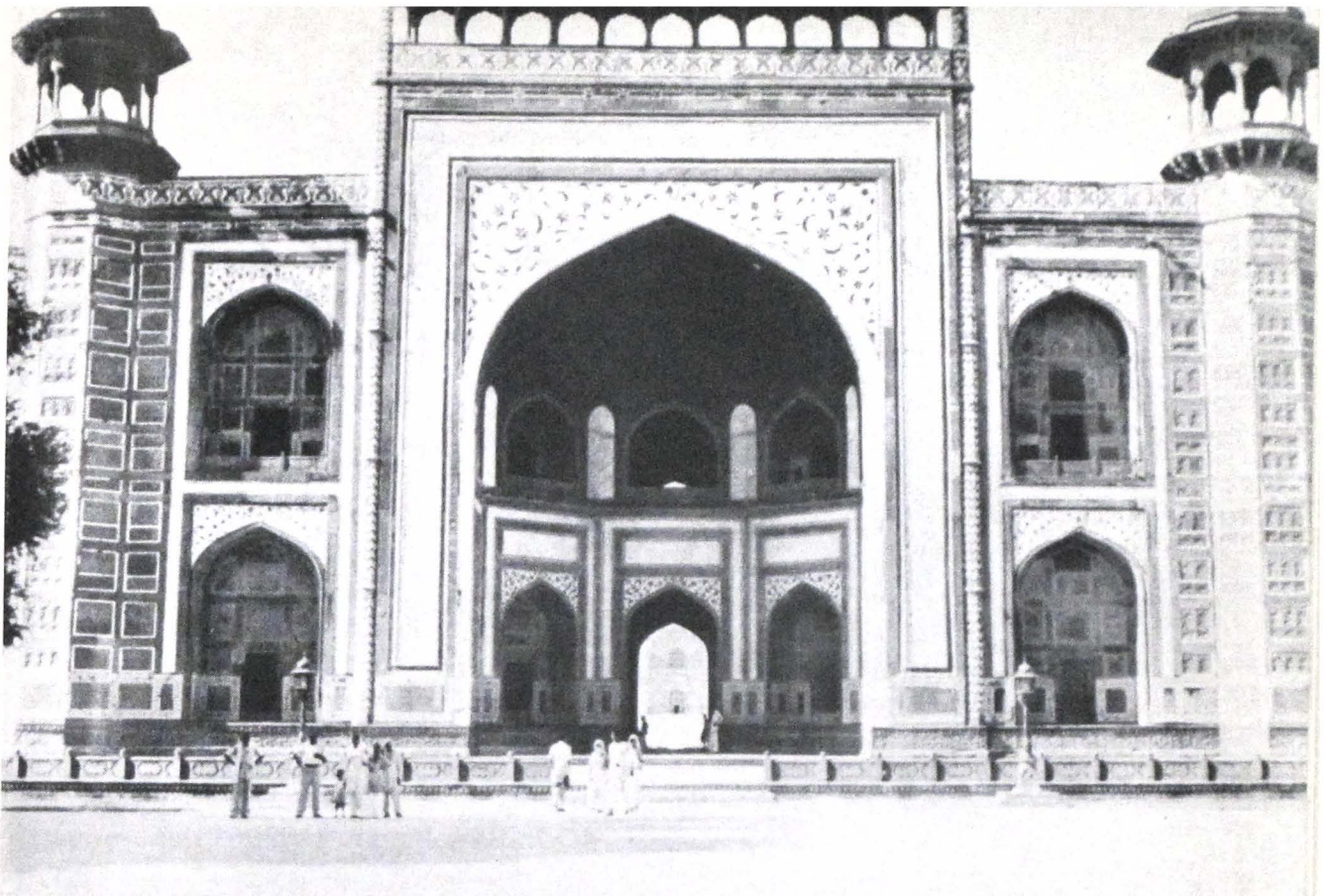
Immer weiter entfernen sich die winkenden Gestalten – schwächer werden die Umrisse der Küste Pakistans –, ich verlasse ein Land des Umbruchs und der Neuordnung. Ein Land von dem Kenner sagen: Entweder hat es eine große Zukunft, wenn es versteht, sich die ungeheuren Bodenschätze und Menschenkräfte und das weite, anbaufähige Land zunutze zu machen, oder – es verspielt seine Möglichkeiten, wenn es diese, seine wichtigsten Aufgaben vergißt und sich durch die Bindung an die USA entwurzeln läßt.

Meine Augen ruhen noch einmal auf dem großen Kontinent mit seinen so andersartigen Menschen und Sitten, mit dem Zauber seiner Anziehungskraft und dem undurchdringlichen Ritus ferner Kulturen. Auf dem Land der mächtigen Gegensätze, in dem Wasser und Wüste, Sonne und Eis, Gebirge und Steppe, Armut und Prunk aus der Tiefe der Naturgewalten schöpfen. Auf dem Land unübertroffener Gastlichkeit, dem Land schwerwiegender Probleme, in deren Lösung es erst allmählich hineinwachsen muß. Dem Land voller Gefahren, Schönheit und Grauen, seltsames, rätselvolles Asien, über dem die tropische Sonne brütet.

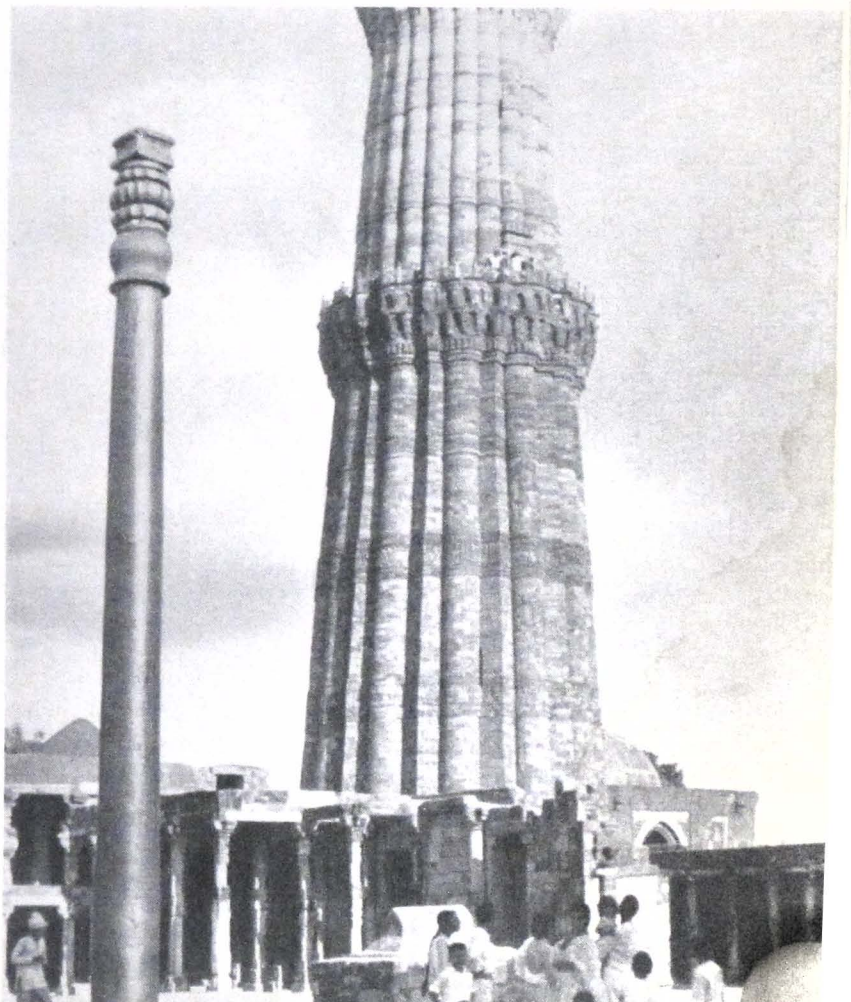
AN BORD

Wie ein Kind begebe ich mich in dem schwimmenden Hotel mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten auf Entdeckungsreisen. Zunächst verlaufe ich mich beständig in den vielen Gängen der verschiedenen Klassen und lande, wenn ich zum Bug will, mit tödlicher Sicherheit am Heck. Im Untergeschoß liegen die Mannschafts- und Maschinenräume, dort arbeiten die glänzenden Organe des Riesenleibes, durch öltriefende Stangen und Schrauben miteinander verbunden, von schweißbedeckten Männern bewacht, die ihm unausgesetzt Nahrung zuführen.

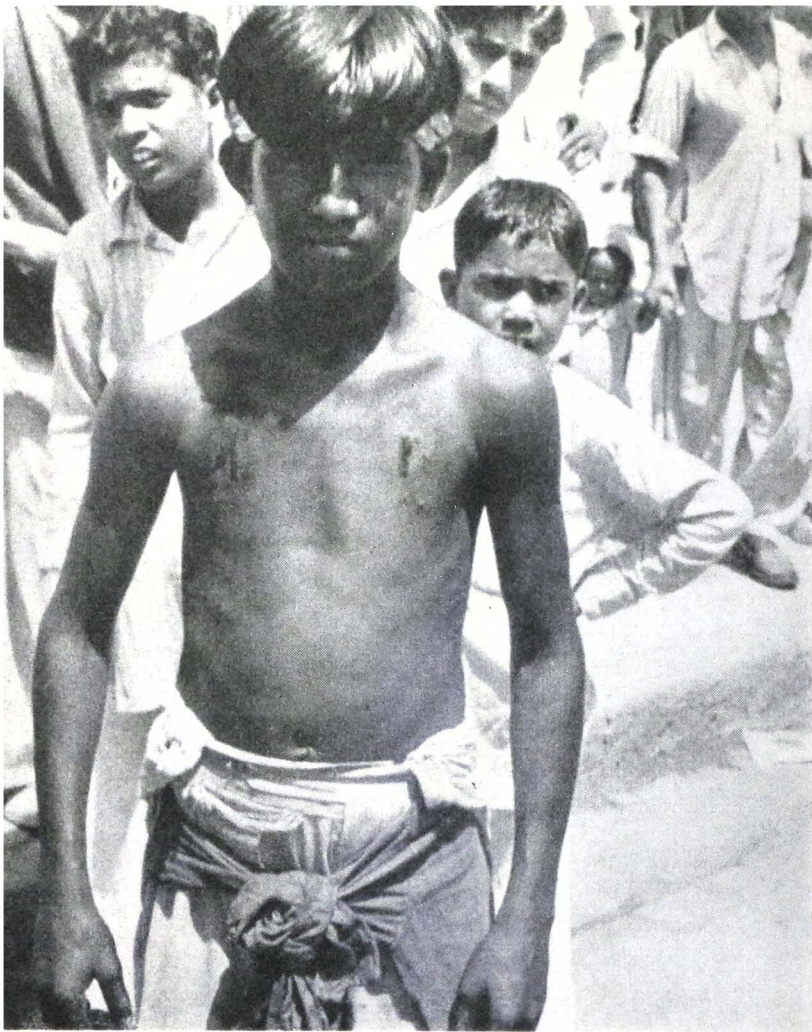
Jede Klasse hat ihr Schwimmbad, Spielräume, Tanz- und Lesehalle und viel Platz an der Reling, um auf Liegestühlen über das weite Meer zu träumen. Die Passagiere bestehen vorwiegend aus Moslems und Hindus, Japanern und Chinesen, unter ihnen viele Studenten auf dem Weg nach England, und



Durch das Tor dieses kostbaren Grabmals eines Großveziers des Kaisers Shah Jahan fällt der Blick auf den „Traum in weißem Marmor“: Taj Mahal.



“The old Iron Pillar”: die alte Eisensäule bei Delhi, eines der ältesten Kulturdenkmäler Indiens aus Vischnus Zeiten, 5000 Jahre alt.



Blutige Wunden beim
Muharram-Fest.



Schneeweiß leuchtet die „Asia“
auf dem blauen Wasser des
Indischen Ozeans, über das sie
sechsmal jährlich die Passagiere
von Hongkong nach Genua

eine Anzahl japanischer Mönche und italienischer, von Rotchina ausgewiesener Nonnen. Zwei deutsche Bauingenieursfamilien auf der Heimfahrt sind auch da.

Aber der Indische Ozean hat es in sich. In der ziemlich groben See schlingert das Schiff immerhin so, daß in den ersten Tagen Deck und Speisesaal fast verwaist sind. Man muß jedenfalls einen guten Magen haben, um die vielseitigen Stöße in der Vertikalen zu überstehen. Ich versuche es mit Atmen und dauernd mäßig belastetem Magen und überwinde nach einigen Grenzmomenten im Anfang die internen Schwierigkeiten, so daß ich mich ganz und gar dem eigenen Reiz der Seereise hingeben kann. Um möglichst viel ungestört genießen zu können, suche ich mir ganz vorne im Bug oben einen versteckten Winkel hinter einer großen Ankerrolle. Von hier nehme ich stundenlang die Schönheit des blauen Meeres mit den lustigen Sprüngen tanzender Delphine in mich auf und lasse mich von der wehenden leichten Brise und gelegentlich über Bord kommenden Brechern die schwüle tropische Luft verscheuchen. Hier habe ich den besten Platz, um die vielen Eindrücke zu ordnen und allmählich die Gedanken auf das Wesentliche zu konzentrieren.

Mit Giovanni, meinem verständnisvollen Tischkellner, habe ich ein stilles Abkommen getroffen: statt des siebengängigen Menüs aus dem großen Schiffskonservenlager fasse ich etwas Obst, mit dem ich schon frühmorgens in mein Versteck ziehe, wo ich tagsüber schreibe, lese, träume und den Wellen gleich mich von allerlei Gedanken forttragen lasse. Erst der Abend sieht mich wieder unter Menschen.

In der vierten Nacht laufen wir Aden an, einen zollfreien Hafen, Kohlen- und Olstation im englischen Protektorat an der Südostküste von Arabien. Es ist eine märchenhafte Vollmondnacht, ganz unmöglich, sie zu verschlafen! Die See ist glatt und ruhig, als wir uns um Mitternacht langsam der zarten Schattensilhouette einer bergigen Küste nähern. Ich liege vorn an Deck, sehe das Aufblitzen der silbernen Bugwelle und in der Ferne das Blinklicht des Hafenleuchtturms. Ganz schweigsam ist es um mich herum, nur das Hochspringen der Fische und einzelne, über das Wasser schallende Signale durchbrechen die Stille des Meeres. Da wir auf ein Lotsenboot warten müssen, bleiben wir lange weit draußen liegen; erst nach Stunden wird das Schiff auf Reede gelotst, wo es zwischen englischen, japanischen, türkischen und griechischen Kähnen und einer Menge ruhender oder auslaufender Tanker Anker wirft. Schwerebewaffnete Hafenpolizei kommt an Bord; nachdem die dunklen Araber in schneidigen Uniformen genügend Respekt verbreitet haben, erscheint ein ganz Gewaltiger mit der Drohung eines Landverbotes, was eine aufgetakelte, ältere Amerikanerin zu der lakonischen Frage „What next?“*) veranlaßt. Gegen 3 Uhr früh dürfen aber doch die wenigen Warten-

*) Was nun noch?

den, die an Deck verblieben, mit einer Barkasse an Land gehen. „5 Uhr 30 an Bord“, lautet der Offiziersbefehl. Mirza, meine Kabinengenossin, Omar, ein pakistanischer Kollege, und ich lassen uns von einem, meiner Ägypterin bekannten, Hafensinspektor in das alte Aden, etwa 10 Kilometer entlang der romantischen Bucht, fahren. Wüste Brüder stehen bereit, die Käufer in ihre geheimnisvollen Basare zu locken, in denen vom Seidenschawl (Made in Japan) bis zum Schweizer Projektionsapparat alles zu haben ist, aber Lug und Trug vorherrschen. Im Nu befindet sich australisches Geld (dem englischen sehr ähnlich) in der Hand des unkundigen, von der Fülle der Auswahl verwirrten Käufers. Es ist ein tolles Volk, das hier herumlungert, alles sehr zweifelhafte Existenzen in fürchterlich schmutzigen Gassen und verkommenen Buden, zwischen denen notdürftig bekleidete Männer in Abfall und Unrat am Boden schlafen. Aus einem Hinterhof, in den wir gelangen, springen wutschreiend ein paar Kerle auf, was den Pakistani zu einem scharfen Wortwechsel mit dem – wie er sagt – „filth of the moslems“ (Abschaum der Moslems) reizt.

Ein Blick auf die Uhr zeigt uns, daß es höchste Zeit ist, umzukehren, um das Schiff noch zu erreichen. Mirza kauft und kauft lauter sie entzückenden Tand, den sie ihrer zahlreichen Verwandtschaft mitbringen will. Nur schwer ist sie loszueisen, aber ich stelle ihr vor, daß die „Asia“ pünktlich abfahren wird, auch ohne uns. Mitten auf der stuckernden Küstenstraße, über die wir in rascher Fahrt vorwärtseilen, müssen wir halten. Irgend etwas versperrt den Weg. Zwei gegenüberstehende Autos halten vor uns, die hellen Scheinwerfer gegeneinander gerichtet. Was ist passiert? Eine Riesenschildkröte von über einem Meter Durchmesser liegt fauchend am Boden, ein schwerer Buick hält neben ihr und ein aufgeregter Amerikaner ruft mit fuchtelnden Armen: „Wie kann ich am schnellsten Geld aus diesem Stück machen?“ Es ist ein seltenes Exemplar, und selbst unser arabischer Führer ist erstaunt über das Tier, dem auch er in diesem Ausmaß zum ersten Male begegnet. Anstatt das arme Reptil in das Wasser zu bringen, wird es von allen zur Verfügung stehenden Männlichkeiten in den Kofferraum des amerikanischen Wagens gewuchtet. „Bringen Sie es zum nächsten Flughafen für den New Yorker Zoo!“ rufen wir dem geschäftstüchtigen Mann zu; kurz darauf eilen wir ängstlichen Blickes, über eine halbe Stunde zu spät, in den Hafen. Ein Seufzer der Erleichterung: draußen liegt das hellerleuchtete Schiff noch vor Anker, aber wir sind die letzten, die mit einer Barkasse über das im Mondlicht schimmernde Wasser zum Fallreep gleiten. Vollbesetzte Boote gehen im gleichen Augenblick, in dem wir lostäuen, an Land; ein Schiff ist von Griechenland auf dem Weg nach Australien. Ein buntgewürfeltes Durcheinander von Heimat- und Arbeitslosigkeit, die Gesichter von Enttäuschung gezeichnet, aber von neuer Hoffnung beseelt; in Australien versprechen sie sich Neuland, auch sie gehören der großen nachkriegsgeschichtlichen Völkerwanderung an. Werden sie das finden, was sie erhoffen?

Bei anbrechendem Morgen werden wir vorsichtig aus dem Golf geschleppt. Die ersten rosa Sonnenstrahlen geben der Landschaft, deren fjordartige Buchten von kleinen bunten Häusern umstanden sind, fast etwas Nordisches. Die sofort einsetzende drückende Schwüle jedoch, die von Sonnenglut zerrissenen Sandgebirge am Küstenrand und ausgedehnte Öltanklager, von deren blitzenden Blechdächern das Licht abprallt, verraten den Orient. Den Orient über der Küste und im Farbenspiel des Roten Meeres, das wir durch das Tor der Tränen – Bab-el-Mandeb – jetzt begrüßen. Seine Temperatur ist bekannt, und die berühmt schönen Sonnenuntergänge über der atollreichen afrikanischen Küste sind Farbsymphonien von unerhörter Wirkung.

In drei Tagen haben wir das 2300 Kilometer lange Randmeer durchschwommen und stehen an einem strahlend schönen Morgen im Hafen von Suez. Ein wohlgeplantes Programm führt durch die Ägyptische Wüste, die rechts von ägyptischem Militär, zur Linken aber von englischen Camps und strategischen Befestigungen gesäumt ist. Kairo mit seinen unzähligen Minaretten erhebt sich nach zweistündiger Fahrt wie eine Fata Morgana aus dem Wüstenstaub. Der Weg durch das zuerst aufgesuchte Ägyptische Museum mit seinen Funden aus den Königsgräbern unter den Pyramiden spricht die schier unglaubliche Sprache dieser altägyptischen Dynastien und ihrer versunkenen Kulturen. Noch geblendet vom Gold der Sargschreine, von vergoldeten Thronesseln und Totenmasken, von erlesenstem Schmuck und Schätzen aus den reich gefüllten Grabkammern, aus denen man dank einer hervorragenden Mumifizierung in dem trockenen Nilklima ganze Königsgenerationen aus 5000jähriger Vorzeit auferstehen ließ, folge ich dem Drago-man in langwallendem Gewande zur Mohammed-Ali-Moschee. Der Blick auf die moderne, verkehrsüberlastete Weltstadt Kairo versetzt das traumgefangene Auge schnell wieder in die Gegenwart.

Anklagend stehen die vielen alten Moscheen zwischen neuen Palästen und Hochhäusern.

In Gizeh, unter der gigantischen Geometrie der Pyramiden, packt mich die Größe jener Tage ägyptischer Frühzeit, finde ich Gegenstücke zu Taxilas hellenistisch-buddhistischer Kultur im Punjab, und der Wunsch, immer weitere Blicke in diese versunkenen Kulturstätten tun zu dürfen, regt sich in dem undankbaren Beschauer. Die unvergängliche Beständigkeit der hochentwickelten Vorzeit ist es, die unserem oberflächlichen Zeitalter den Wahn seiner einmaligen Größe zerschlägt.

Man sollte Zeit haben, nachts hier träumen, umherschweifen und sich in die antike Sonnengeschichte dieser Tage vertiefen zu können.

Aber ich bin glücklich, den kurzen Streifzug durch das Tor des Ostens gemacht zu haben, und lasse mich von dem schaukelnden Kamelrücken, vorbei an dem rätselhaften, jahrtausendalten Sphinx, durch die schattenlose Wüste wiegen. Über den organisierten Fremdenstrom, aus dem der ge-

schäftstüchtige Araber seinen Bakschisch schlägt, muß man freilich hinwegsehen; er ist, im Hinblick auf das große unsterbliche Werk der Sonnenkönige am Nil, belanglos.

Von Kairos berühmtesten Moscheen nehmen wir einen kurzen Eindruck mit, verlassen in später Abendstunde die Metropole Ägyptens und fahren längs der vier Kilometer langen Parkmauer des verwaisten Faruk-Palastes an einem Nilarm stromabwärts.

Inzwischen hat sich die „Asia“ langsam durch den 160 Kilometer langen Suezkanal, die geniale Wasserstraße zwischen Orient und Occident, geschoben; wir gehen um 2 Uhr nachts in Port Said, nach einem fast mit amerikanischem Reisetempo ausgefüllten Tag, wieder an Bord. Noch einmal bietet sich vom Deck aus das fesselnde Spiel der nächtlichen Ausfahrt, die langsam, bei Morgengrauen, zum Kurs ins Mittelmeer übergeht.

Die sizilianische Küste, dann die Straße von Messina, der ständig tätige Stromboli – Ewigkeiten scheinen vergangen, seit ich sie überflog. Alle Passagiere stehen an Bord, wir nähern uns Capri im Golf von Neapel. Wie winkende Hände ragen aus dem tiefblauen Wasser die Faglioni, jene drei bizarren Felswächter der jeden Besucher entzückenden Insel. Sie locken die „Asia“ mitten durch ihr Tor, was von den Passagieren erst als Scherz, dann aber als heitere Wirklichkeit erlebt wird. Noch nie, so erzählt die Mannschaft, habe der Kapitän den Kurs, der östlich an der Insel vorbeiführt, geändert – heute, vielleicht durch den besonders strahlenden Tag oder durch irgendein anderes freundliches Ereignis veranlaßt, umrundet er das lachende Eiland im blauen Mittelmeer, ehe wir in Neapel anlegen.

In Pompeji wirken Schicksal und Schönheit dieser vom grausamen Aschenregen ausgelöschten Stadt auf das übervolle Herz, dann – eine stürmische Nacht im Golf von Neapel – und am folgenden Morgen stehe ich in Genua auf Europas Boden – einige Tage später auf dem der lieben deutschen Heimat!

Die Melodie Indiens aber – gewaltige Natur im unbeschreiblichen Zauber einer fremden Welt – traumhaftes Hunzaland unter ewigen Firnen – – immer wird sie mich begleiten.

Eine kritische Betrachtung

Aus dem Hunzabericht wurde ein Reisebericht, vielleicht zur Enttäuschung einiger Leser, die sich erhofften – wie auch ich es tat – die Behauptungen über das Hunzavolk in jeder Weise bestätigt zu finden.

Da ich allen bisherigen Berichten über dieses Bergvolk nur zu einem Teil zustimmen kann, nutzte ich die Rückreise, um von Pakistan und dem großen Nachbarlande Indien einen Eindruck zu bekommen, der mir wertvolle Aufschlüsse und Vergleichsmöglichkeiten brachte. Dies empfand ich als sehr günstig für mein Urteil über die Stellung der Hunzas auf einem Kontinent, der dem unseren so entgegengesetzt ist, daß wir ihn niemals nach europäischen Werten messen dürfen.

Hätte ich die Verhältnisse in Hunza so angetroffen, wie ich sie mir auf Grund der gelesenen Bücher und Berichte vorstellte, so wäre ich außerordentlich zufrieden gewesen. Was ich an Positivem bei diesen Menschen sah und erfuhr, nahm ich in mich auf, um es weiterzugeben, es auszuwerten für die Arbeit, die mein Denken als Arzt erfüllt: Kampf gegen die zunehmende Bedrohung unserer Volksgesundheit.

Warum zog es gerade mich in dieses Land? Warum setzte ich diese Reise trotz allen düsteren Prophezeiungen und Warnungen allein durch? Weil ich als Sinn meiner Tätigkeit als Ärztin nur diesen kenne: den Menschen die drohenden Gefahren und die schwerwiegenden Folgen einer fehlerhaften Lebensweise zu zeigen und sie in einem möglichst breiten Rahmen über die Schäden eines ungesunden, naturwidrigen Daseins aufzuklären, das sie heute zu rastlosen, verkrampten, kränkelnden und widerstandslosen Geschöpfen macht.

Was nützen alle technischen Errungenschaften, die das Leben zu einem bequemen Genießen machen können, wenn Seele und Körper daran zugrunde gehen? Je höher Technik und Zivilisation entwickelt werden, um so mehr verstricken wir uns in den Kampf um materielle Güter, der die Widerstandsfähigkeit gegen deren Einflüsse lähmt.

Ein Blick in die moderne Medizin, in die überfüllten Krankenhäuser und Sanatorien, in die Apotheken und in die lockende Propaganda der Nahrungsmittelchemie sagt genug. Und das Ergebnis: immer mehr kranke Menschen! In erschreckendem Maße nehmen Stoffwechselliden aller Art zu, angefangen bei einer der wichtigsten und doch so vernachlässigten Funktionen des Körpers, der Verdauung und ihren Beschwerden. Dann die Vielzahl rheumatischer und arthritischer Leiden, innersekretorischer Störungen, Nervenkrankheiten, Sehschwäche, Zahnverfall, Kreislaufkrankheiten und das Schreckgespenst, der Krebs.

Die Bedeutung der heutigen Wissenschaft mit ihrer exakten Fähigkeit, zu denken und zu behandeln, steht außer Frage; entfernt sich aber nicht durch

die Spezialisierung der Heilkunst unser Beruf immer mehr vom Kern unserer Aufgaben? Wo bleibt die Ganzheitsmedizin, das proportionale lebensgesetzliche Denken? Wo finden wir den natürlichen Halt, die Mitte, wieder, wie sie den Alten sowohl als auch dem paracelsischen Denken eingeboren war?

Fraglos leben wir heute unter anderen Maßstäben. Etwas, was die Alten nicht kannten, steht zwischen uns und der Natur: die Technik, die moderne Zivilisation. Ist es aber der Sinn des Lebens, daß wir ihre Sklaven werden? Schon lange reden wir resignierend vom „Untergang des Abendlandes“! An ein solches Absterben glaube ich nicht! Dazu sind gerade wir Deutschen biologisch noch zu erbgesund. Und wir müssen es schaffen, wieder eine gesunde Resistenz in uns zu gewinnen, durch die viele materielle Probleme fortgeschwemmt würden.

Doch wie? Es erwachsen jedem hierin gleichdenkenden Menschen ernste Pflichten.

Eine echte Volksgesundheitslehre sollte schon in der Schule zu den Hauptfächern gehören. Die Kinder müßten den Unterricht über die Physiologie als besonders wichtig erkennen und lernen, die Gesundheit als ihr wertvollstes Kapital zu hüten. Dann würden sie später nicht so leichtfertig mit ihr umgehen.

Alarmierend genug sollten die Zahlen über die Zahnschäden unserer Jugend (90%), Haltungs- (80%), Fußschäden (60%) und die Zunahme der Konzentrations- und Intelligenzfehler unter den Schulkindern sein. Am erschreckendsten aber ist wohl das Anwachsen der Geisteskrankheiten und der Sterilität in den USA, die uns seit dem letzten Kriege auch als Warnzeichen in Gesundheitsfragen dienen.

Welch ein Schaden, um nur ein Beispiel zu nennen, wird sogar bei unseren Kleinsten schon durch das viele Eisessen angerichtet. Später kommen, abgesehen von den mannigfaltigen Süßigkeiten, Nikotin und Alkohol dazu als die Feinde, welche langsam aber sicher die Gesundheit untergraben. Sie wachsen in dem Maße, in dem der Verbrauch an verkünstelten Nahrungsmitteln, die vielfach nur noch Reiz- und Genußmitteln gleichkommen, zunimmt. Weißes Mehl, weißer Zucker und manche Konserven sind fast nur noch tote Kalorien, die zudem den Körper wie schleichende Gifte belasten; denn viele unserer Lebensmittel werden mit bedenklichen Chemikalien behandelt *). Dem gesellt sich der zunehmende Fleischverbrauch, der in den letzten Jahren um das 4- bis 5fache gestiegen ist. Und dieses tierische Eiweiß ist im Verein mit den mannigfachen Genußmitteln wiederum ein geeigneter Boden für die obengenannten Stoffwechselleiden aller Art.

Wenn heute bereits jeder 6. Mensch dem Krebsstod, einem meist frühzeitigen und sehr qualvollen Ende verfällt, jeder 3. Mensch an Herz- und Kreislauf-

*) Herber-Ohly, „Lebensgefährliche Lebensmittel“, Hanns Georg Müller Verlag, Krailling bei München.

erkrankungen – der sogenannten Managerkrankheit – zugrunde geht (jede Tageszeitung berichtet uns laufend von den Fällen der akuten Herztode: „Plötzlich und unerwartet . . .“), wenn Kinderkrankheiten bei Erwachsenen gehäuft auftreten (so zum Beispiel Diphtherie und die unheimliche Kinderlähmung), dann lohnt es sich wohl doch, einmal ernsthaft darüber nachzudenken, woher diese schrecklichen Übel kommen. Entsagen und lächelnd denken, daß dies nun eben mal Zeiterscheinungen seien, ist ebenso falsch, wie das Verlachen von ernsthaften Biologen, die solchen Übeln zu steuern versuchen.

Sie führen ja diesen gewiß nicht einfachen Kampf nicht um persönlicher Vorteile willen, sondern nur im Interesse der Volkserhaltung, von deren Sein oder Nichtsein unsere Zukunft abhängt. Diese Frage sollte daher jeden von uns im Hinblick auf die kommenden Geschlechter angehen. Das ist eine Politik, die jeder einzelne machen kann und aus innerem Drang erstreben sollte.

Wir können diese Frage nur lösen, indem wir in immer breiter werdender Front allen Mißständen entgegentreten, die dazu beitragen, das Volk zu vergiften, und sie in aller Öffentlichkeit unwiderlegbar anprangern. Wie schwer das ist, weiß jeder, der sich für diesen Kampf einsetzt, zur Genüge. Der Mensch mag nun einmal weniger gerne die Wahrheit hören, als trügerischen Ideen nachlaufen, da diese meist bequemer und angenehmer erscheinen. Daß er aber unter Umständen die Flucht vor der Wahrheit mit langjährigem Siechtum oder plötzlichem Frühod bezahlen muß, das macht er sich nicht klar. Wir brauchen aber Menschen, die selbständig denken und sich gegen die Kollektivierung auch auf diesen Gebieten zur Wehr setzen. Nur so können wir zu einer gesunden Auslese kommen. Gelingt es uns, Herr über die Technik zu werden, die uns schon bis zum Rande des Abgrundes führte, dann besteht Hoffnung auf ein freies, sinnvolles und gesundes Leben. Dazu kann nur eine unermüdliche und gründliche Aufklärung helfen.

Es ist ein Trugschluß, aus der Zahl der geringeren Säuglingssterblichkeit und der Ausschaltung großer Seuchen zu schließen, daß der Mensch gesünder und älter wird. Es gelingt mit Hilfe der modernen Medizin und Hygiene lediglich, körperlich Hinfällige länger zu erhalten und damit die Lebensdauer des einzelnen, sogar des chronisch Erkrankten, zu verlängern, während tatsächlich die durchschnittliche Lebensdauer, namentlich in der sozialen Schicht der Unternehmer zurückgeht *).

Amerika geht uns auch hierin als warnendes Beispiel voran. Von dort können wir also nur noch mehr Tempo und Jagen nach entseelten Gütern lernen.

Richten wir aber unseren Blick nach dem Fernen Osten, so wird uns klar, daß die Menschen der östlichen Halbkugel unter völlig anderen, unserer Art

*) S. Denkschrift des Leistungsrings Deutscher Unternehmer E. V.: „Das gesundheitliche und gesundheitspolitische Fiasko der modernen Zivilisation“ (Hamburg).

fremden Verhältnissen leben und denken. Das Hinneigen sowohl nach der einen, als auch nach der anderen Seite kann uns entwurzeln und zu tödlicher Entartung führen. Unser Urteil muß kritisch bleiben, was immer wir auch an jenen Völkern als gut erkennen mögen. Eines haben manche Völker Asiens uns voraus: sie leben seit Jahrtausenden in einer arteigenen Weltanschauung, die sie gesund erhält. Dort schlummern Kräfte, die sich heute schon als außerordentliche Gefahr für die Völker des Abendlandes abzeichnen. Diese Gefahr kann nur überwunden werden durch die Stärkung unserer seelischen und körperlichen Abwehrkräfte. Ausschlaggebend ist einerseits die Frage der Weltanschauung, andererseits die einer den physiologischen und lebensgesetzlichen Erkenntnissen entsprechenden Lebensweise. So sagt Prof. Dr. med. Alexis Carrel: „Wir brauchen aber Verteidiger von Leib und Seele bei dem tragischen Kampf des Volkes gegen eine blinde, materialistische Wissenschaft.“ (Aus obengenannter Denkschrift.)

Wir müssen viel mehr Wert auf eine seelisch-körperliche gesunde Auslese legen, um der Hochzucht künstlich entarteter Massen entgegenzuwirken. Es ist erstaunlich, wie groß, trotz des Wissens um die Gefahren unserer entwerteten Kost und damit einer weitgehend fehlerhaften Lebensweise, das Trägheitsmoment bei den hierüber Aufgeklärten ist. Da sehr viele Ärzte schon wissen, daß chemisierte Nahrungs-, Reiz- und Genußmittel vielfach die Ursache von Krankheiten sind, ist die Gleichgültigkeit gegen diese Fragen unerklärlich. Warum lassen sie sich nicht von diesen Tatsachen aufrütteln? Wie segensreich könnte sich der Stand unserer neuesten Erkenntnisse in Verbindung mit der Entwicklung der Hygiene für den im modernen Leben stehenden Menschen auswirken! Denn gerade das geistige Wissen ist es, das uns vor den primitiven, bedürfnislosen Völkern auszeichnet.

Wir können nicht leben wie die Hunzas, aber die Zusammensetzung ihrer Kost gibt uns doch einiges zu denken. Wie wir sahen, ist es nicht viel, was der Hunza zum Leben benötigt; seine Ernährung besteht in der Hauptsache aus drei Faktoren:

1. Getreide (Weizen, Gerste, Mais und etwas Buchweizen).
2. Früchte (A p r i k o s e n , Trauben, Pfirsiche, Äpfel, Birnen, Kirschen, Maulbeeren, Nüsse); Gemüse in sehr geringem Umfang.
3. Das Bergwasser, die sogenannte Gletschermilch.

Zu 1: Das aus vollem Korn (Weizen und Gerste) hergestellte Brot, das eine ganz andere Kraft verleiht als das aus unserem gebleichten Mehl, das aller Wertstoffe beraubt ist und daher selbst von Mehlmotten und Milben verschmäht wird. Das Weizenkorn als Träger von Eiweiß (12%), Fett (2,2%) und Kohlenhydraten (72%) neben Mineralien, Spurenelementen, Vitaminen und anderen Vitalstoffen stellt die Grundlage der Hunzakost dar.

Zu 2: Dem Korn gesellen sich die Früchte zu und unter ihnen dominieren die Aprikosen. Diese sind als ganz besonders vitalstoffreich zu betrachten. Die

chemische Analyse der wilden, getrockneten Marille Innerasiens ergibt nach Hofrat Löschnig (mitgeteilt durch Prof. Dr. Passecker, Imst/Tirol): 50–92% Zucker, 12–16% Apfelsäure und 6–18% Wasser. Der Vitamingehalt ist groß; die Kerne, welche sorgfältig verwendet werden, liefern einen Teil des Fett- und Eiweißbedarfs (25% Eiweiß, 30–50% Fett). Desgleichen die Walnüsse.

Eine weitere Analyse nach Professor Heupke-Rost aus „Was enthalten unsere Nahrungsmittel?“*) weist auf folgende Wertstoffe der frischen Aprikosen hin: „Auf 100 g Substanz an Basenresten: 190 mg Kalium, 12 mg Natrium, 12 mg Calcium, 7 mg Magnesium, 3 mg Eisen, 0,2 mg Kupfer neben einem hohen Gehalt an Vitamin A mit 500–3000 I.E. Die Aprikose ist also basenüberschüssig.“ Spuren von Kupfer gehören zu den wichtigsten Bestandteilen der Körperzelle.

Dr. August Heisler widmet in seinem Buch „Dennoch Landarzt“ der Aprikose einen besonderen Abschnitt. Er sagt auf Seite 262: „daß eine Zugabe von 200 g gekochter Pflirsiche oder Aprikosen täglich eine Vermehrung des Hämoglobins um 40 bis 50 Gramm in 2 Wochen verursacht“, was diese Frucht zu einem hervorragenden Blutbildner macht. Weiter sagt er: „die Aprikose nimmt jedenfalls im Vergleich mit der Zwetschge und dem Pflirsich eine Sonderstellung ein. Es sind in ihr auch Spuren von Kobalt. Diese Spuren von Kobalt kämen eventuell für die besondere Wirkung der Aprikose in Betracht, denn Kobalt soll bei der alten Eisenkur gegen die Blutarmut das eigentlich tragende Element gewesen sein. In der Aprikose ist auch recht wenig Kalk enthalten, was vermutlich die Aufnahme der Metalle begünstigt.“

Was dem Hunza sonst an Fett und Eiweiß zukommt, ist minimal, gemessen an den Mengen, welche der zivilisierte Kulturmensch verbraucht. Es ist hier also ein Beweis dafür zu finden, daß gerade dieses Minimum an Fett und Eiweiß (es mögen je Tag nicht mehr als wenige Gramm sein) ganz und gar ausreichend ist, ja sicherlich die Resistenz und Energie dieser Menschen gewährleistet. Diese geringen Werte entsprechen der Erkenntnis moderner Ernährungsbiologen, die ein solches Minimum an Eiweiß und Fett dem erwachsenen Körper als Träger der Gesundheit zubilligen. Dagegen stellt das Kostmaß der allgemeinen Zivilisationsernährung ein Maximum dar, das eine zu Krankheit und Entartung führende Zellbelastung und -degeneration nach sich zieht. Selbst dann, wenn man berücksichtigt, daß das warme Trockenklima und die gute Höhenluft des Hunzalandes den Bedarf an Fett und Eiweiß verringern.

Zu 3: Die Güte des Hunzawassers habe ich mehrfach in meinem Bericht schon besprochen. Ich wiederhole aber, daß es nicht nur äußerst wohlschmeckend ist, sondern daß es eine sehr gehaltvolle Ergänzung der übrigen Kost bildet, da es Mineralstoffe und Bioelemente enthält: die emulgierten Zerreibungsprodukte der Urgesteine.

*) „Was enthalten unsere Nahrungsmittel?“ Umschau-Verlag, Frankfurt am Main.

Damit hätte der Hunza alles, was zum Aufbau und der Gesunderhaltung seines Zellhaushaltes erforderlich ist.

Warum lebt der Hunza so einfach? Weil er nicht mehr hat und er sich auch im allgemeinen nichts zusätzliches leisten kann. Aber er führt dieses Leben nicht in der Überzeugung, daß es besser oder gesünder wäre, sondern weil er keine Gelegenheit zu einem zivilisierten Leben mit all seinen Verlockungen der Gaumengenüsse hat. Daß er solchen ganz und gar nicht abhold ist, habe ich mehr als einmal beobachten können, sei es nun beim Fleischgenuß, beim Trinken seines selbsthergestellten Hunzaweines oder beim Rauchen.

Unbewußt lebt er also seit Jahrhunderten von einer Nahrung, deren schlackenarme, aber durch Sonnenenergie und unzerstörte Vitalstoffe reiche Komponenten den Beweis für die enorme Kraft einer einfachen, naturnahen Kost liefern. Sie hat dieses Volk bisher vor den Zivilisationskrankheiten und Seuchen bewahrt. Nicht bewahren aber konnte diese Ernährung die Hunzas vor solchen Krankheiten, die auf den Mangel an Hygiene und Sauberkeit zurückzuführen sind.

Betrachten wir das Volk im Vergleich mit benachbarten asiatischen Stämmen, so nimmt es eine Sonderstellung ein. Schon rassisch, in ihrem Brauchtum und mit einer eigenen Sprache stehen die Hunzas für sich unter jenen anderen Bergvölkern, von denen mir ein guter Kenner der Täler des Himalajas erzählte, daß er dort Dörfer ohne jeden Nachwuchs, Menschen ohne Nasen (Lupus) und weite Täler von Syphilis verseuchter Menschen gefunden habe. Er sagte ferner, daß die Notwendigkeit der Verringerung des Opiumanbaues eine Sorge der Verwaltung sei und daß er in den versteckten Tälern des Gebirges unter den Splittervölkern oder Völkersplittern erschreckende Eindrücke über deren Gesundheitszustand bekam.

Ohne Zweifel bildet hier der Hunza eine Ausnahme, wie dies auch meiner vorangegangenen Beschreibung entnommen werden kann. Schon das Durchschnittsalter von 40 Jahren im Vergleich zum Inder mit 26 Jahren zeugt von einer wesentlich größeren Körperstabilität. Nur unter solchen Gesichtspunkten können McCarrison und Lorimer das Hunzavolk beurteilt haben. Es ist aber abwegig, Menschen aus dieser Welt eines fernen und unserem Charakter entgegengesetzten Denkens und Tuns zu unserem Vorbild, ja zu einem nahezu hellenischen Idealvolk abzustempeln.

In den letzten Jahren wurden von Nichtkennern des Landes manche Beschreibungen des Lebens der Hunza veröffentlicht. Wenn ich selbst auch nicht in der Lage bin, über ein wohlabgeschlossenes Studium dieses Volkes zu berichten, so kann ich doch sagen, daß ich der erste deutsche biologische Arzt bin, der das Volk selbst kennenlernte und das Wesentlichste über dieses sagenumwobene Land aus eigenem Augenschein hier mitteilen konnte. Ich muß daher die immer von neuem aufgestellten falschen Behauptungen über

das Hunzaland zurückweisen: Es heißt z. B., daß das Land „jetzt von neugierigen Publizisten und Fachleuten aller Art beinahe überflutet wird – die Audienzliste des Mirs (Königs) von Hunza soll der eines beliebten Arztes bei uns ähnlich sein . . .

Alle diese Fremden . . . beäugen, fotografieren und filmen die ‚Eingeborenen‘ als Sehenswürdigkeit, mieten Burschen und Träger unter ihnen und haben zum Teil ihre sakrische Freude daran, Kinder zum Bonbonlutschen und Erwachsene zum Tabak-, Alkohol-, Fleisch- und Büchsenzeuggenuß zu verführen . . . Eine Jeepstraße behob die größten Zugangsschwierigkeiten . . . das Volk von Hunza . . . bereits nicht mehr so reinlich und heiter. Etwas Krankheit – genannt werden nur Augenentzündungen im Frühjahr, Ruhr im Herbst und Tuberkulose bei den heimkehrenden Soldaten – hat Eingang gefunden . . .“

Ich habe herzlich gelacht, als ich dies las, und ich denke, daß es keines weiteren Kommentars zu solcher Unkenntnis eines Landes bedarf, in das es nur mit äußerster Mühe gelingt Eingang zu finden. Dieser „Bericht“ ist wirklich von Sachkenntnis ungetrübt. Es ist eben nicht jeder ein Friedrich Schiller, der einen „Wilhelm Tell“ schaffen konnte, ohne in der Schweiz gewesen zu sein!

Dieselben Berichte über das Land behaupten auch, daß das Volk bis zum letzten Kriege unbeachtet und kaum zugänglich lebte; aber in den letzten 20 Jahren seien Veränderungen mit ihm vorgegangen.

Ich konnte nicht nachweisen, daß in den letzten 20 Jahren oder seit dem Krieg das Volk sich derartig verändern konnte und daß seine Leute früher jenen Idealgestalten und heute einem einfachen, bedürfnislosen Bergbauernvolke gleichen. Ich meine aber, daß die Krankheiten, die ich dort fand, von jeher dort anzutreffen gewesen sein müssen, da sie ihre Ursachen in der primitiven Wohnweise und in dem Mangel an Zivilisation und Hygiene haben, wie sie in diesen Ländern selbstverständlich sind und immer waren. Der Mir von Hunza schreibt mir dazu in einem Brief: „Wo auf der Welt gäbe es einen Platz ohne Krankheiten, das müßte ja der Himmel auf Erden sein!“ Wie gerne hätte ich alles das vorgefunden, was ich mir nach den Berichten, die mich zu meiner Reise veranlaßten, vorgestellt hatte.

In den genannten Berichten heißt es auch:

„Ein Hauptgrund des Eindruckes von Unsauberkeit und Krankheit, den manche Neubesucher vom Hunzavolk hatten, beruht nämlich darauf, daß die Betreffenden ihre Eindrücke in den unteren Dörfern von Hunzaland – Hindi, Mayun und bis gegen Baltit hinauf – gesammelt haben, in der Meinung, die von Lorimer beschriebenen eigentlichen Hunzaleute, die aber weiter oben wohnen, vor sich zu haben, während dort unten viele Shén-Leute wohnen, die zwar auch Untertanen des Mir und damit ‚Hunza‘, aber anderer Rasse und nicht vom eigentlichen Hunzavolk sind. Ihre Hygiene und

Gesundheit war immer viel geringer. Die richtigen Hunza bei Aliabad z. B. sind heute noch viel sauberer. So erklären sich offensichtlich die enttäuschten oder auch ironischen Berichte von Exkrementen an den Kanalrändern und von Fliegenschwärmen.“

Hierzu wäre zu sagen, daß Aliabad zwischen Hindi und Baltit liegt und daß die Verhältnisse sich bis Sarat und Gulmit, weit nördlich Baltit, ziemlich gleichen.

Dazu schreibt mir ein Kenner des Landes und Leser des genannten Berichtes unter anderem: „Der Aufsatz strotzt ja geradezu von Halbwahrheiten und mangelnder (aber gut formulierter!) Sachkenntnis.“

Ich kann, ohne die guten Eigenschaften des Hunzavolkes zu übersehen, nicht über die Tatsachen hinweggehen; das wäre kein Dienst an der Wissenschaft und der Wahrheit! Dieses Volk aber so zu schildern und zu idealisieren, wie es von Menschen geschah, die niemals im Lande selbst gewesen sind, ist nicht zu verantworten, weil es zu falschen Vorstellungen führen mußte. Seitdem das Hunzaland von den Karawanen abgeschnitten ist, ist der einzige Handel, den es trieb, erloschen, und das Volk ist noch mehr auf sich selbst gestellt; daher ist der Geldumlauf ein sehr geringer und das Volk hat den harten Zugriff unserer Zeit noch nicht verspürt.

Die hier notwendigerweise erfolgten Richtigstellungen sollen in keiner Weise den guten Eindruck mindern, den ich von der großzügigen Gastlichkeit des Volkes, von seinem Frohsinn und anderen guten Eigenschaften gewonnen habe. Das gilt besonders für den Herrscher und das Verhältnis zu seinem Volk, und ich möchte auch hier meinen warmen Dank aussprechen, sowohl für die gütige Aufnahme in seinem Hause, als auch für die mir gewährte Möglichkeit, mich in seinem herrlichen Lande über die Lebensweise seines Volkes zu unterrichten.

Von mir persönlich darf ich hier sagen: Ich bin auf meiner ganzen viertel-jährigen Reise bei bestem Wohlbefinden ohne Erkrankung durchgekommen. Die in meinem Bericht erwähnten beiden kurzen Magen-Darm-Attacken waren belanglos. Trotz sengender Glut (ich denke vor allem an den Klima-wechsel zwischen München und Karachi innerhalb von 24 Stunden), feucht-heißen Monsunstürmen, Seuchenquellen, oder Indiens tötender Hitze bis zu 70° C, war ich allen Strapazen gewachsen. Ich führe dies in erster Linie auf meine langjährige konsequente Lebensweise und Ernährung mit Rohkost unter Enthaltung von Reiz- und Genußmitteln sowie Alkohol und Nikotin zurück.

Abschließend lege ich Wert darauf festzustellen, daß ich meine Reise aus eigener Initiative und nicht in irgendeinem Auftrage unternommen habe. Mich leitete das Bestreben, im Interesse unserer bedrohten Volksgesundheit jede Möglichkeit zu erforschen, durch die dem Fortschreiten der Zivilisations-krankheiten Einhalt geboten werden könnte.

Chemie und Technik haben in verhängnisvoller Weise Einfluß auf Ernährung und Therapie gewonnen; das Volk droht durch die Errungenschaften der Hoch-Zivilisation einem allgemeinen Siechtum zu verfallen. Daß es selbst unbewußt diese Gefahr spürt, daß die Volksseele sich dagegen wehrt, das zeigt die Anteilnahme, mit der jede Möglichkeit zur Gesundung von immer weiteren Kreisen ergriffen wird.

Weitere, von vielen nicht erkannte Gefahren gilt es zu nennen. Die eine besteht in der pseudo-wissenschaftlichen Aufklärung durch illustrierte Zeitschriften und durch für das Laienpublikum ungeeignete Filme und dergleichen. Die andere ist die des Okkultismus, der jene Anteilnahme der Menschen benutzt, um sie in sein Lager zu locken. Darum hat er sich der an sich gesunden Reformideen bedient und tut es noch, um in seinen verschiedensten Formen gesundensuchende Menschen seelisch zu verwirren, so daß sie glauben, asiatische Bräuche und Lehren annehmen zu müssen.

Mit aller Schärfe lehne ich jede dahingehende Bestrebung ab. Ich will mit Okkultismus jeglicher Art, in welcher Form er auch immer getarnt oder ungetarnt auftreten möge, nichts zu tun haben. Die Erkenntnisse, die ich für die Ernährung und Lebensweise in langen Jahren gewonnen und, wie meine Ausführungen zeigen, zu einem Teil in Hunza bestätigt gefunden habe, beruhen auf rein physiologischer, also wissenschaftlicher Grundlage und sind unabhängig von weltanschaulichen Bindungen. Mißtrauen ist immer am Platze, wenn solche Erkenntnisse mit asiatischen Lehren, mit Namen christlicher und anderer Sekten, oder mit irgendwelchem Aberglauben verbunden werden.

Für unser deutsches Volk kann nur der Grundsatz gelten, es seelisch, geistig und körperlich frei von allen seinem Erbgut widersprechenden Lehren und Einflüssen zu halten oder es von ihnen zu befreien, soweit sie bereits von ihm Besitz ergriffen haben.

INHALTSVERZEICHNIS

	Seite
Vorwort – Warum nach Hunza?	7
SCHNELLER START, ABER – „INSCHALLAH“	
Flug nach Karachi	9
Erste Eindrücke in Asien	15
Was weiß ich von Pakistan?	19
Erste Schwierigkeiten	23
Rawalpindi – neue Hindernisse	28
Gilgit – Schranke geschlossen	39
IM HUNZALAND	
Das Volk	59
Gast und Arzt	60
Erntezeit	62
Mehl und Brot	65
Aprikosen	67
Alles ist Handarbeit	68
Brauchtum und Gewohnheiten	70
Ich muß kochen	73
Besuch in Nagar	74
Picknick in Altit	75
Allerlei Gedanken	77
Ein Ritt nach Norden	78
Herrliche Einsamkeit auf gefährlichem Steig	79
Abschied von Baltit	84
Rast in Aliabad	88
Hitze, Staub und kein Wasser	89
Einsame Abschiedsfeier	90

	Seite
HEIMREISE MIT UMWEGEN	92
„Memsab – Gilgit“	94
Mit Tahir nach Kargha Nallah	96
Wieder in Rawalpindi	98
Über Taxila und Peschawar zum Khyberpaß	100
Fotografieren gefährlich	105
Wohltuende Kühle in Murree – ich treffe Rani und Mir	108
Lahore – Stadt der Großmogule	109
Eine Wüstenfahrt	111
Ein Sprung nach Indien	115
Aufregung bis zuletzt – Karachi im Bann des Muharramfestes	125
An Bord	128
 EINE KRITISCHE BETRACHTUNG	 133
 LANDKARTEN	
Gesamtdarstellung des Reiseweges	13
Reisestrecken in Pakistan, Hunza und Indien	21
Landkarte von Hunza	47